



universität  
wien

# MASTERARBEIT

Titel der Masterarbeit

„Stadtluft macht frei, auch sprachlich’ -  
Sprachbiographische Gespräche mit Kärntner  
SlowenInnen in Wien“

Verfasserin

Eva Wohlfarter, Bakk. phil.

angestrebter akademischer Grad

Master of Arts (MA)

Wien, 2014

Studienkennzahl lt. Studienblatt: A 066 899

Studienrichtung lt. Studienblatt: Masterstudium Angewandte Linguistik

Betreuerin: Univ.-Prof. Doz. Mag. Dr. Brigitta Busch

„Če živiš v deželi, v kateri ti stalno pravijo, da si nezaželen, da si samo v nadlego, potem je vendar prav, da jo zapustiš, a ne? Če si samo še projekcijska ploskev za tisto, česar se je treba obraniti. Znova in znova samo obraniti. To vendar zapusti sledove.“

„Wenn man in einem Land lebt, wo man ständig vermittelt bekommt, dass man unerwünscht, dass man nur lästig ist, dann ist es doch gut, aus diesem Land wegzugehen, oder? Wenn man nur eine Projektionsfläche ist für das, was es abzuwehren gilt. Immer, immer nur Abwehr. Das hinterlässt doch Spuren.“

(Worte von Zala, in: Schönnett/Schwinger 2011: 16f)

# INHALTSVERZEICHNIS

<b>I. EINLEITUNG.....</b>	<b>5</b>
<b>II. ZUR METHODE DER SPRACHBIOGRAPHIE.....</b>	<b>8</b>
1. ZUR SOZIOLOGISCHEN BIOGRAPHIEFORSCHUNG .....	8
1.1. Die historische Entwicklung der Biographieforschung.....	9
1.2. Biographie zwischen Individuum und Gesellschaft .....	10
1.3. Autobiographisches Erzählen.....	13
1.4. Zur Analyse von autobiographischen Erzählungen .....	15
2. BIOGRAPHIEFORSCHUNG UNTER SPRACHWISSENSCHAFTLICHEM ASPEKT.....	17
2.1. Sprachbiographische Forschung.....	17
2.2. Sprachbiographien und Diskurs .....	20
2.3. Diskursanalytische Zugänge in der sprachbiographischen Forschung .....	21
3. EIGENES KORPUS .....	24
<b>III. IDEOLOGISCHE KONZEPTE VON SPRACHE.....</b>	<b>27</b>
1. KRITISCHE DISKURSANALYSE ALS ANALYSEINSTRUMENT .....	27
1.1. Zentrale Konzepte der CDA .....	27
1.2. Konkrete Herangehensweise .....	30
2. SPRACHIDEOLOGIEN.....	37
2.1. Einflussreiche Konzepte von Sprache.....	40
2.1.1. Das Konzept ‚Sprache‘ .....	41
2.1.2. Die Macht der Standardsprache .....	42
2.1.3. Sprachwandel und Sprachverfall .....	43
2.2. Der sprachliche Markt.....	44
<b>IV. KÄRNTNER SLOWENINNEN IN WIEN.....</b>	<b>47</b>
1. SLOWENISCHE BEZIEHUNGEN ZU WIEN .....	47
2. EXPERTINNENINTERVIEWS.....	52
3. KÄRNTNER-SLOWENISCHE RÄUME IN WIEN .....	57
3.1. Klub slovenskih študentk in študentov na Dunaju (KSŠŠD).....	58
3.2. Slovenski znanstveni institut (SZI).....	59
<b>V. ANALYSE DER SPRACHBIOGRAPHISCHEN ERZÄHLUNGEN.....</b>	<b>61</b>
1. KURZBIOGRAPHIEN DER GESPRÄCHSPARTNERINNEN.....	61
2. SLOWENISCH IN KÄRNTEN .....	64
2.1. Slowenisch als Familiensprache .....	64
2.2. Stellenwert des Slowenischen in Kärnten .....	76
3. SLOWENISCH IN WIEN.....	100
3.1. Stellenwert des Slowenischen in Wien .....	100
3.2. Sprachweitergabe in Wien.....	114
<b>VI. RESÜMEE UND AUSBLICK.....</b>	<b>130</b>

<b>VII. ANHANG .....</b>	<b>134</b>
1. LITERATURQUELLEN .....	134
2. INTERNETQUELLEN .....	146
3. LEITFÄDEN FÜR DIE EXPERTINNENINTERVIEWS .....	147
3.1. Interview mit Dr. <sup>in</sup> Cornelia Kogoj .....	147
3.2. Interview mit Univ.-Prof. Dr. Gero Fischer .....	147
4. TRANSKRIPTE DER SPRACHBIOGRAPHISCHEN GESPRÄCHE .....	148
4.1. Transkriptionskonventionen .....	148
4.1.1. Konventionen für die allgemeine Transkription .....	148
4.1.2. Konventionen für die detaillierte Transkription .....	149
4.2. Transkripte der analysierten Gesprächsausschnitte .....	150
4.2.1. Lucija .....	150
4.2.2. Vladimir .....	153
4.2.3. Sonja .....	154
4.2.4. Miran .....	155
4.2.5. Maja .....	157
4.2.6. Dunja .....	161
4.2.7. Elena .....	163
4.2.8. Andrej .....	165
4.2.9. Martin .....	167
<b>VIII. ABSTRACT .....</b>	<b>171</b>
<b>IX. LEBENS LAUF .....</b>	<b>172</b>

## I. Einleitung

Autochthone Minderheiten werden nach wie vor überwiegend als statische Gruppen wahrgenommen, die in ihrem traditionellen Siedlungsgebiet leben und innerhalb dieses Gebietes Anspruch auf verfassungsrechtlich verankerte Rechte haben. Dass diese impliziten Annahmen kritisch hinterfragt werden müssen, zeigt nicht nur das bekannte Beispiel der BurgenlandkroatInnen, für die ein enger Bezug zu Wien seit Jahrzehnten charakteristisch ist (Baumgartner 1995: 57). Auch Kärntner SlowenInnen sind nicht so ortsgebunden, wie in der wissenschaftlichen und medialen Darstellung häufig suggeriert wird. Sie bilden zwar nur eine kleine Gruppe, aber ihre Migration nach Wien ist für die slowenischsprachige Minderheit in Kärnten (slow. Koroška) durchaus von statistischer Relevanz (Reiterer 1996: 154).

Kärntner SlowenInnen waren und sind in Kärnten starken Repressionen ausgesetzt, die sich vor und während des Zweiten Weltkrieges in Verfolgung, Vertreibung und Ermordung manifestierten. Auch nach 1945 waren antislowenische Ressentiments, Diskriminierungen und offener Hass noch jahrzehntelang alltäglich (Haas/Stuhlpfarrer 1977, Fischer 1980, Inzko et al. 1988). Parallel dazu stattfindende Entwicklungen wie Tourismus und Urbanisierung trugen dazu bei, die Assimilation weiter Bevölkerungsteile zu beschleunigen. Die überwiegend deutschsprachigen Kindergärten und Schulen schwächten die Position des Slowenischen in der Kärntner Gesellschaft zusätzlich (Wakounig 2008). War noch vor 130 Jahren ein Drittel der Kärntner Bevölkerung slowenischsprachig (Inzko et al. 1988: 36), so stellen Kärntner SlowenInnen heute lediglich 2,5% der Bevölkerung (Statistik Austria 2003: 63). Wakounig (1990: 79) konstatiert, dass der Widerstand der Kärntner SlowenInnen gegen das zunehmende Verschwinden der slowenischen Sprache trotz zahlreichen Bemühungen insgesamt als erfolglos einzuschätzen ist.

Erst in den letzten zwei Jahrzehnten sind – nicht zuletzt durch tiefgreifende politische und gesellschaftliche Veränderungen in Europa – Signale der Entspannung und ein verstärkter Dialog zu erkennen (Feldner/Sturm 2007; Busch/Doleschal 2008: 7). Die Dichotomie zwischen deutschsprachiger Mehrheit und slowenischsprachiger Minderheit ist dennoch nach wie vor deutlich präsent.

Die öffentliche Verwendung der slowenischen Sprache außerhalb der spezifisch kärntner-slowenischen Strukturen ruft, selbst wenn sie nur symbolisch eingesetzt wird, auch heute noch stark polarisierende Reaktionen hervor (de Cillia 1998: 162). Implizite und explizite Regelungen des öffentlichen Sprachgebrauchs sind aber eng mit der gesellschaftlichen Position, die SprecherInnen einer Sprache einnehmen, verbunden (Wakounig 2008: 351).

Was in der Migrationsforschung unter dem Begriff „Binnenwanderung“ subsumiert und nicht weiter beachtet wird (Reinprecht/Weiss <sup>2</sup>2012: 14), ist also um einiges komplexer, als es auf den ersten Blick erscheint. Kärntner SlowenInnen wurden in einer widersprüchlichen und angespannten Gesellschaft sozialisiert. Die jahrzehntelangen politischen Auseinandersetzungen und das damit einhergehende soziale Klima in Kärnten schlagen sich nicht zuletzt in den individuellen Biographien von Kärntner SlowenInnen nieder. Neben biographisch konkret festmachbaren Auswirkungen (wie etwa dem dringenden Wunsch, Kärnten zu verlassen) finden sich in autobiographischen Erzählungen von Kärntner SlowenInnen auch diskursive und ideologische Spuren dieses Konflikts.

Um mich diesen Spuren anzunähern, bat ich im Zeitraum von Mai bis Juli 2013 neun Kärntner SlowenInnen, die in Kärnten aufgewachsen sind und seit zumindest einigen Jahren in Wien leben, mir ihre Lebensgeschichte zu erzählen. Der Fokus lag dabei auf sprachlichen Erfahrungen in Kärnten und in Wien. Es wurden drei Generationen eingebunden, um die eben skizzierten historischen Entwicklungen besser nachvollziehen zu können und einen Vergleich zu ermöglichen.

In vorliegender Arbeit stehen zwei leitende Fragen im Vordergrund. Einerseits soll darauf eingegangen werden, wie die GesprächspartnerInnen rückblickend den Stellenwert der slowenischen Sprache in Kärnten wahrnehmen und wie die Erfahrungen in Kärnten ihre Einstellung dazu prägen. Andererseits soll anhand der Erzählungen erörtert werden, wie Kärntner SlowenInnen den Wechsel vom überwiegend rural geprägten Umfeld in Kärnten in die Großstadt Wien erleben und in welcher Weise die in Kärnten gemachten Erfahrungen eine Hintergrundfolie für das Leben in Wien bilden. Im Fokus stehen dabei die Veränderungen im Spracherleben und der Bezug zur slowenischen Sprache im großstädtischen

Milieu. Zudem sollen Manifestationen der oben angesprochenen diskursiven und ideologischen Spuren des Kärntner Sprachenkonflikts im Narrativ der GesprächspartnerInnen mit ausgewählten Methoden der Kritischen Diskursanalyse (Critical Discourse Analysis, CDA) untersucht werden. Da Kärntner SlowenInnen in Wien eine bisher in der Forschung kaum beachtete Gruppe darstellen, wurden zusätzlich zwei ExpertInneninterviews mit langjährigen BeobachterInnen der österreichischen Minderheitenszene, Dr.<sup>in</sup> Cornelia Kogoj und ao. Univ.-Prof. i. R. Dr. Gero Fischer, geführt sowie spezifisch kärntner-slowenische Räume in Wien näher untersucht.

An dieser Stelle sei angemerkt, dass das Binnen-I für Bezeichnungen, die sich auf Frauen und Männer beziehen, verwendet wird (Fischer/Wolf 2009: 4). Bei singularen Bezeichnungen ist in Anlehnung an Lucius-Hoene/Deppermann (2002: 13) die erzählende Person männlich, die zuhörende und forschende Person weiblich. Anonymen Personen in den Narrativen wird das jeweilige Geschlecht der GesprächspartnerInnen zugeschrieben.

## **II. Zur Methode der Sprachbiographie**

### **1. Zur soziologischen Biographieforschung**

Die biographische Methode definiert Denzin (1989: 7) als „the studied use and collection of life documents (...), which describe turning-point moments in individuals' lives“. Zu solchen Dokumenten zählt er unter anderen Autobiographien, Biographien, Tagebücher, Briefe, Nachrufe, Geschichten persönlicher Erfahrungen und Lebenszeugnisse im Rahmen der Oral History. Es handelt sich dabei sowohl um schriftliche als auch um mündliche Dokumente. In der soziologischen Biographieforschung bildet die Auseinandersetzung mit autobiographischen mündlichen Stegreiferzählungen unter den aufgelisteten Dokumenten einen besonderen Schwerpunkt. Lucius-Hoene/Deppermann (2002: 20) begreifen autobiographisches Erzählen als „das Erzählen von Selbsterlebtem, das über die Erzählsituation hinaus biografische Bedeutung hat und in dem die erzählende Person etwas für sie Bedeutsames im Hinblick auf sich selbst, ihre Erfahrung und ihre Weltsicht ausdrückt“. Die Biographieforschung setzt ihren Fokus, wie Bude (1984: 8) schreibt, auf Untersuchungen zum menschlichen Lebenslauf – „zu seiner inneren Dynamik, seiner gesellschaftlichen Einfädelung, zu seiner subjektiven Steuerung und Erfahrung“. Die erzählten Autobiographien dienen dabei nicht nur als Informationsquelle über den Lebenslauf und die im Laufe des Lebens gemachten Erfahrungen von Individuen. Sie gewinnen gerade dadurch, dass sie die Welt nicht objektiv abbilden, sondern „kreative Modelle oder mimetische Darstellungen unseres Verständnisses von ihr [der Welt] auf dem Hintergrund unserer Erwartungen, Erfahrungen und Bedürfnisse“ darstellen, an Relevanz (Lucius-Hoene/Deppermann 2002: 29).

Um die für vorliegende Arbeit gewählte Herangehensweise methodologisch zu verorten, wird in den folgenden Unterkapiteln die soziologisch geprägte Biographieforschung zusammengefasst, bevor ich in Kapitel II.2. auf den sprachwissenschaftlichen Zugang zu autobiographischen Erzählungen eingehe.

## **1.1. Die historische Entwicklung der Biographieforschung**

Die biographische Methode in ihren verschiedenen Ausprägungen wurde bereits in den 1920er und 1930er Jahren von Soziologen der Chicago-Schule angewendet. Prägend für den Stil der Chicago-Schule waren qualitative empirische Studien, die auf die Erfassung und Erforschung der Alltagswelt von Menschen zielten (Mikl-Horke <sup>3</sup>1994: 189f). Spätere Generationen an SoziologInnen wandten sich hingegen anderen Fragestellungen zu und entwickelten sowohl quantitative empirische Methoden als auch verschiedene theoretische Konzepte weiter. Die Auseinandersetzung mit biographischen Methoden führte in dieser Phase hingegen zu einer Trivialisierung und Verzerrung dieser Herangehensweise: Biographische Dokumente wurden als reine Informationsquellen genützt und die Art und Weise ihrer Entstehung nicht beachtet oder analysiert (Rosenthal 1995: 12). Ab den 1970er Jahren erwachte in der Soziologie und in anderen wissenschaftlichen Disziplinen ein neues Interesse an biographischer Forschung (Denzin 1989: 8). Ab dieser Phase wurde die Biographie als „soziales Konstrukt“ und als „soziale Realität eigener Art“ verstanden, womit biographische Quellen selbst zum Gegenstand sozialwissenschaftlicher Analysen wurden (Rosenthal 1995: 12). Mit der Unterstützung neuer Technologien (wie der Verfügbarkeit von Aufnahmegeräten) und unter dem Einfluss neuer Analysemethoden entwickelte sich die Biographieforschung rasch zu einer vollausgebauten Unterdisziplin der Soziologie (Fischer-Rosenthal 1995: 259). 1986 wurde etwa die acht Jahre zuvor gegründete Sektion „Biography and Sociology“ als eigenes Komitee in die Internationale Soziologische Assoziation (ISA) aufgenommen (Denzin 1989: 8). Rosenthal (1995: 11) konstatiert, dass die Biographieforschung damit weit über einen soziologischen Modetrend, der nach kurzer Zeit wieder verpufft, hinausgeht.

Als Folge dieser sprunghaften Entwicklung haben sich verschiedene Herangehensweisen herauskristallisiert; Bude (1984: 8f) unterscheidet dabei vier „Wege“ der die sozialwissenschaftlichen Disziplinen übergreifenden Biographieforschung:

- Untersuchungen zur gesellschaftlichen Formierung von Lebenswegen

- Rekonstruktion von Erfahrungsweisen und sozialen Sinnstrukturen
- Erforschung der Genese von Erfahrungsgestalten und Sinnstrukturen
- Begründung grundlagentheoretischer Konzepte in den Sozialwissenschaften

Damit lässt sich eine Fülle an Themenfeldern erschließen: So listet Fischer-Rosenthal (1995: 259) unter anderem biographische Arbeiten mit dem Fokus auf Migration, Effekte historischer Ereignisse wie den Zweiten Weltkrieg und die Shoah, Leben mit chronischen Krankheiten und Arbeit bzw. Arbeitslosigkeit auf. Die Rolle von Sprache(n) in der Biographie wurde hingegen erst später aufgegriffen (s. Kapitel II.2.).

Der biographische Ansatz hat aber nicht nur in der wissenschaftlichen Auseinandersetzung an Bedeutung gewonnen, er hat zudem in einer Vielzahl an gesellschaftlichen Institutionen und Feldern Eingang gefunden: Rosenthal (1995: 101f) nennt dabei unter anderem Bewerbungsgespräche, Seelsorge, die medizinische und psychotherapeutische Anamnese, die Kommunikation vor Gericht und die Erwachsenenbildung, die von der biographischen Methode profitieren können. Nicht zuletzt spiegeln zahlreiche Autobiographien und Biographien prominenter Persönlichkeiten in Form von Büchern oder Filmen das verstärkte öffentliche Interesse an diesem Thema wider.

## ***1.2. Biographie zwischen Individuum und Gesellschaft***

Die eben skizzierte Entwicklung der Biographieforschung lässt sich darauf zurückführen, dass sie eine der Grundfragen der Soziologie tangiert: die Frage nach dem Verhältnis von Individuum und Gesellschaft (Rosenthal 1995: 12). Eine erzählte oder aufgeschriebene Lebensgeschichte steht nie für sich alleine, sondern ist im Schnittpunkt zwischen Individuum und Gesellschaft zu verorten. Die Aufforderung, die eigene Biographie erzählerisch darzustellen, birgt deswegen das unlösbare Problem, „so zu sein wie jeder andere und doch so zu sein wie kein anderer“ (Goffmann 1967, zit. n. Rosenthal 1995: 110).

Bruner (1984: 7, zit. n. Denzin 1989: 30) zieht dabei eine Trennlinie zwischen „life as lived“, „life as experienced“ und „life as told“: Während das gelebte Leben das ist, was tatsächlich passiert ist, und das erfahrene Leben alle Gefühle, Gedanken und Bedeutungen einer Person umfasst, wird das erzählte Leben, das Narrativ, von kulturellen Konventionen des Erzählens, vom Publikum und dem sozialen Kontext beeinflusst.<sup>1</sup> Keine Geschichte oder Erzählung kann eine völlig individuelle Hervorbringung sein, da sie innerhalb einer größeren Gruppe entspringt und in einem kulturellen, ideologischen und historischen Kontext steht (Denzin 1989: 73): „And language, in both its written and spoken forms, is always inherently unstable, in flux, and made up of the traces of other signs and symbolic statements“ (Denzin 1989: 14).

Franceschini (2001a: 114f) hat daraus das Konzept der *pluridirektionalen Hervorbringung* entwickelt: Bei autobiographischen Erzählungen werden vergangene Ereignisse reaktiviert und gegenüber dem Interaktionspartner so dargelegt, wie es innerhalb des Interaktionszusammenhangs sinnvoll erscheint. Das Erzählen schafft demnach „Sinnhaftes auf mindestens drei Ebenen“:

- Das Eigenerleben muss vor sich selbst in Einklang stehen (*Ego-Sinn*)
- Das Erzählte muss gegenüber der Interaktionspartnerin gestaltet werden (*Alter-Sinn*)
- Das Eigenerleben muss vor dem Hintergrund einer Kollektivität gestaltet werden, zu der sich der Erzähler zugehörig fühlt (*Wir-Sinn*)

Aus diesem Konzept wird ersichtlich, dass autobiographische Erzählungen nicht nur Einblicke in die zwei Ebenen des Lebens eines Individuums – die „Oberfläche“ und die „Tiefe“, wie Denzin (1989: 28f) das bezeichnet<sup>2</sup> – ermöglichen, sondern auch in „überindividuelle und soziale Prozesse“ (Franceschini 2001a: 115). Neben biographischen Details beinhalten

---

<sup>1</sup> Ausführlicher geht Rosenthal (1995) auf die Differenzen zwischen erlebter und erzählter Lebensgeschichte ein. – Eine weitere Ebene machen Lucius-Hoene/Deppermann (2002: 29f) aus: Sie gehen zusätzlich auf die Erinnerung vergangener Ereignisse und Gefühle ein, da Erinnern einen „selektive[n], konstruktive[n] und aktive[n] Prozess“ darstellt, mit dem auf bereits vielfältig veränderte und teilweise vergessene Informationen zugegriffen wird.

<sup>2</sup> Denzin (1989: 29) sieht die „oberflächliche Ebene“ (surface level) als das, was eine Person in ihrem alltäglichen Handeln von sich preisgibt, während die „tiefergehende Ebene“ (deep level), die aus Gefühlen und moralischen Vorstellungen besteht, das „inner self“ ist.

autobiographische Erzählungen demnach „in hohem Maße auch kollektiv-historische Züge“ (Nekvapil 2004: 165).

Die hier erörterten Überlegungen von Bruner und Franceschini zeigen unübersehbar Anknüpfungspunkte an eine diskursanalytische Herangehensweise auf, die aber in der sozialwissenschaftlichen Analyse biographischer Erzählungen bisher kaum beachtet wird (s. Kapitel II.1.4.).

Der Begriff der Biographie kann als Brücke zwischen den traditionell klar voneinander getrennten Sphären ‚Individuum‘ und ‚Gesellschaft‘ gesehen werden, wie Fischer-Rosenthal (1995: 258f) argumentiert. Rosenthal (1995: 12) bezeichnet diesen Ansatz als „einen Weg aus der dualistischen Sackgasse von Subjekt und Gesellschaft“. Das wesentlich ältere Konzept der Identität sieht Fischer-Rosenthal damit als redundant an: Das Konzept von Biographie ist relational, d.h. es umfasst ein Netzwerk an Ereignissen und Möglichkeiten, die ständig interpretiert werden, während das Konzept der Identität logische und geradlinige Zusammenhänge vorzieht. Biographie ist zudem ein Konzept, das Temporalität einbezieht: So werden sowohl der chronologische Ablauf der Zeit als auch die phänomenologische Zeit, die in der Gegenwart verankert ist und in der sowohl Erinnerungen an die Vergangenheit als auch Vorgriffe auf die Zukunft ermöglicht werden, eingebunden, während Zeitliches im Konzept der Identität statisch erscheint. Biographie steht für einen Prozess, in dem Entwicklung stattfindet, während Identität einen fixen, nicht veränderbaren Status bezeichnet. Biographische Arbeit ist dialogisch und interaktiv; das Individuum konstruiert und interpretiert in der Kommunikation mit anderen ständig ein symbolisches Netzwerk, das zur Selbstorientierung dient. Das Konzept der Identität hingegen ist eher an bestimmte Entscheidungen oder persönliche Eigenschaften geknüpft. Zudem ist Biographie eng mit der Geschichte und den Fähigkeiten des eigenen Körpers verbunden<sup>3</sup>; das Konzept der Identität konzentriert sich ausschließlich auf das Soziale. Bei der Analyse erfordert Identität implizit eine normative Herangehensweise, während die Analyse biographischer Erzählungen eine hermeneutische Rekonstruktion ermöglicht.

---

<sup>3</sup> Rosenthal (1995: 100f) weist allerdings darauf hin, dass der Körper in autobiographischen Erzählungen zumeist nur im Rahmen von Krankheitsgeschichten erwähnt wird, während etwa Lusterfahrungen ausgeklammert werden. Für Rosenthal deutet dies darauf hin, dass die Bearbeitung des Themenfeldes ‚Körper‘ in biographischen Erzählungen als nicht angemessen gilt.

Lucius-Hoene/Deppermann (2002: 55) verbinden mit dem Konzept der „narrativen Identität“ die beiden Sphären. Die „narrative Identität“ definieren sie als „die Art und Weise, wie ein Mensch in konkreten Interaktionen Identitätsarbeit als narrative Darstellung und Herstellung von jeweils situativ relevanten Aspekten seiner Identität leistet“.

### **1.3. Autobiographisches Erzählen**

Bei autobiographischen Erzählungen handelt es sich um eine konventionalisierte narrative Form (Denzin 1989: 17).<sup>4</sup> Gegenstand einer solchen Erzählung ist immer eine „Abfolge von Zustandsänderungen des Biographieträgers“ (Schütze 1984: 88).

Die eigene Biographie oder Teile davon zu erzählen, ermöglicht es, die Komplexität des eigenen Lebens mit allen Zufällen und Widersprüchen zu erfassen; die Unfähigkeit, die eigene Lebensgeschichte darzustellen, kann hingegen grobe Schwierigkeiten in der allgemeinen Orientierung und in der Interaktion mit anderen nach sich ziehen (Fischer-Rosenthal 1995: 257). Die Darstellung oder Erzählung einer (Auto-)Biographie kann niemals vollständig oder abgeschlossen sein (Denzin 1989: 46). Aufgrund der Fülle von Ereignissen, Erlebnissen und Erinnerungen findet zwangsläufig eine Selektion statt; die Kriterien für die Auswahl werden dabei von dem thematischen Feld bestimmt, das den Rahmen der Erzählung bildet (Rosenthal 1995: 105). Rosenthal (1995: 217) weist aber auch darauf hin, dass die Analyse der biographischen Quellen analog dazu ebenfalls nicht alle Bedeutungsmöglichkeiten erfassen kann.

Bei autobiographischen Erzählungen handelt es sich nicht, wie im Kapitel II. 1.2. bereits angedeutet, um eine zufällige, individuelle Leistung; auch die Erzählweise ist sozial konstituiert (Rosenthal 1995: 13). Sie basiert auf institutionalisierten Mustern und Regeln (Rosenthal 1995: 100). Kallmeyer/Schütze (1977) und Schütze (1984) legen ausführlich die so genannten „kognitiven Figuren des

---

<sup>4</sup> Denzin (1989: 17-20) merkt dazu an, dass diese Konventionen, die die Struktur einer biographischen (mündlichen oder schriftlichen) Erzählung bestimmen, einige problematische Annahmen beinhalten. Diese wurzeln unter anderem darin, dass es sich dabei um Konventionen handelt, die tief in der westlichen Schriftlichkeitskultur verankert sind.

autobiographischen Stegreiferzählens“ und die „Zugzwänge des Erzählens“ dar, die die „autobiographische Erfahrungsrekapitulation“ (Schütze 1984: 80) formal und inhaltlich ordnen. Die kognitiven Figuren bilden die grundlegenden Ordnungsprinzipien einer autobiographischen Erzählung. Schütze (1984: 82f, 84-108) zählt folgende Figuren auf, die er in der anschließenden Erörterung noch weiter spezifiziert<sup>5</sup>:

- Selbsteinführung des Erzählers als Biographieträger und andere EreignisträgerInnen
- die narrative Darstellung der Abfolge lebensgeschichtlich relevanter Zustandsänderungen
- die Ereignisverstrickung im Rahmen einer Erzählkette
- Höhepunkte und Wendepunkte im Ereignisablauf
- entsprechende Einflüsse auf die Erlebniszustände des Biographieträgers
- die Herausarbeitung der Gesamtgestalt der Lebensgeschichte

Parallel dazu werden bei Stegreiferzählungen drei so genannte „Zugzwänge“ wirksam, die von Kallmeyer/Schütze (1977: 162, 187-200) detailliert beschrieben werden:

- der *Kondensierungszwang*: Angesichts der theoretisch unendlichen Menge der erzählbaren Phänomene wird vieles weggelassen und anderes global zusammengefasst.
- der *Detailierungszwang*: Die Darstellung muss so weit ins Detail gehen, wie es notwendig erscheint; konstitutive Elemente und ihre Beziehungen zueinander müssen manifestiert werden.
- der *Gestaltschließungszwang*: Der Inhalt der Erzählung muss gegenüber anderen Sachverhalten abgegrenzt und in sich geschlossen werden.

Sowohl die kognitiven Figuren des autobiographischen Erzählens als auch die Zugzwänge des Erzählens tragen also dazu bei, dass autobiographische Erzählungen über inhaltliche Differenzen hinweg strukturelle Ähnlichkeiten

---

<sup>5</sup> Auch Kallmeyer/Schütze (1977: 176-187) stellen vier „kognitiven Figuren“ vor, sie beziehen sich dabei aber auf Erzählungen wie z.B. Sachverhaltsdarstellungen, während Schütze (1984) den Fokus ausschließlich auf autobiographische Erzählungen legt.

aufweisen. Diese stehen im Fokus der sozialwissenschaftlichen Biographieanalyse.

#### **1.4. Zur Analyse von autobiographischen Erzählungen**

„Was soll eigentlich bei der Biographieforschung herauskommen?“ Dieser provokante Satz von Bude (1984: 7) leitet seinen Artikel ein und mag als Reaktion auf die im Kapitel II.1.1. beschriebene Fülle an Möglichkeiten innerhalb der Biographieforschung gedeutet werden, denen er „zum Teil einen wenig vertrauenserweckenden Eindruck“ attestiert (Bude 1984: 7). Die Antwort darauf stellt für ihn der Begriff der Lebenskonstruktion dar, das „Netz der Konstruktionsregeln personalen Lebens“ (Bude 1984: 11). Solche Lebenskonstruktionen sieht er als Hintergrundfolie, die der Alltagsaktivität des Einzelnen als „sozial validierte Kohärenzregeln“ zugrunde liegen und die Intuition begründen, dass das eigene Leben einen inneren Zusammenhang aufweist (Bude 1984: 12). Eng mit diesem Begriff ist für ihn das methodische Verfahren der strukturalen Rekonstruktion verbunden (Bude 1984: 12f). Dieses hat sich mittlerweile als Standard in der soziologischen Biographieforschung etabliert. Es handelt sich dabei um ein Verfahren, das auf eine „Rekonstruktion der Gestalt sowohl der erlebten wie der erzählten Lebensgeschichte“ abzielt (Rosenthal 1995: 208). Es berücksichtigt den „sequentiellen Charakter von Narrationen“ und ermöglicht die Rekonstruktion des biographischen Prozesses in einer Weise, dass „sein innerer Zusammenhang und die Logik der Aufeinanderfolge von Teilphasen in ihrer Qualität als übergreifende biographische Linie erkennbar werden“ (Heinemeier/Robert 1984: 145). Ein weiteres Prinzip stellt die Kontrastierung von erzählter und erlebter Lebensgeschichte dar (Rosenthal 1995: 209). In einem weiteren Schritt ist der Vergleich zu einer anderen Fallanalyse möglich (Heinemeier/Robert 1984: 161).

Rosenthal (1995: 216) nennt zusammenfassend fünf aufeinander folgende Auswertungsschritte:

- Analyse der biographischen Daten
- Text- und thematische Feldanalyse
- Rekonstruktion der Fallgeschichte

- Feinanalyse einzelner Textstellen
- Kontrastierung der erzählten mit der erlebten Lebensgeschichte

Zentral bei der Auswertung autobiographischer Erzählungen ist das Prinzip der Offenheit: Es besagt, dass die Theorie- und Hypothesenbildung von den Auswertungsschritten nicht strikt getrennt wird (Heinemeier/Robert 1984: 159). Eine solche Vorgehensweise ermöglicht es, den Text nicht mit vorab entwickelten Kategorien zu analysieren, sondern die Regeln seiner Strukturiertheit zu erfassen (Rosenthal 1995: 208).

Ziel dieses Verfahrens ist es, nicht nur die Biographie eines Individuums nachzuvollziehen, sondern die ihr zugrunde liegende Ordnung einer sozialen Struktur zu entschlüsseln – „das Typische im Individuum“ (Bude 1984: 22). Für die Bestimmung des Typischen spielt die Häufigkeit seines Auftretens keine Rolle, sondern vielmehr die Schlüssigkeit der Rekonstruktion eines Falles; die Anzahl der untersuchten Fälle spielt deshalb eine untergeordnete Rolle (Bude 1984: 22; Rosenthal 1995: 210).

Die Verknüpfung von Biographieforschung und diskursanalytischen Verfahren in der Tradition von Foucault, wie sie in vorliegender Arbeit versucht werden soll, formulieren Schäfer/Völter (<sup>2</sup>2009: 178) als Forschungsdesiderat. Tuijer (2007: 31) sieht eine solche Verbindung als Möglichkeit an, Schwierigkeiten und Desiderata, die in beiden Forschungszugängen bestehen, aufzuheben. Schäfer/Völter (<sup>2</sup>2009: 178) gehen dabei davon aus, dass „ein Autobiograph sich nicht allein auf der Basis seiner subjektiven Gewordenheit bzw. aufgrund von sozialen Zwängen so und so verhält, einschätzt, selbstverständigt oder darstellt, sondern dass er dabei auch Diskursen unterliegt“.

## **2. Biographieforschung unter sprachwissenschaftlichem Aspekt**

### **2.1. Sprachbiographische Forschung**

Die Auseinandersetzung mit autobiographischen Erzählungen, bei denen der Fokus auf das Erleben und den Umgang mit Sprachen gelegt wird, kann im Gegensatz zur soziologischen Biographieforschung auf keine lange Tradition zurückblicken. Bei der Verbindung von Sprache und Biographie handelt es sich um ein „aktuelles und noch nicht voll etabliertes Forschungsinteresse“ (Franceschini 2010: 7), dessen Möglichkeiten seit etwa 15 Jahren ausgelotet werden.

Franceschini/Miecznikowski (2004: X) definieren eine Sprachbiographie als Produkt einer „narrativ hervorgebrachten sprachlichen Autobiographie“ nach den Methoden des narrativen Interviews von Schütze (1987). Die auf solchen Erzählungen basierenden Rekonstruktionen hingegen bezeichnen sie als „Lebensläufe“. Der Fokus eines sprachbiographischen Gesprächs liegt auf dem Erwerb und dem Umgang mit eigenen Sprachen (Franceschini 2004: 123). Die „autobiographische Thematisierung“, d.h. der vom Erzähler thematisierte Aspekt, der die Gesamtgestalt der Lebensgeschichte bestimmt, wird also in der sprachbiographischen Forschung im Unterschied zur soziologischen Biographieforschung bereits vorgegeben (Schütze 1984: 103). Dieser Zugang, der maßgeblich von Franceschini geprägt wurde, wird in vielen Auseinandersetzungen mit Sprachbiographien aufgegriffen. Eine andere Herangehensweise zum Themenfeld Sprache und Biographie, die methodologisch in der Tradition der soziologischen Biographieforschung verankert ist, verfolgt Treichel (2004a, 2004b). In autobiographischen Gesprächen mit SprecherInnen des Walisischen wird das Thema Sprache angeschnitten und für relevant eingeschätzt, ohne dass explizit danach gefragt wurde (Treichel 2004b: 50).

Innerhalb der Sprachbiographieforschung trifft Fix (2010: 10f) eine weitere Unterscheidung: Sie differenziert zwischen der spracherwerbtheoretisch und soziolinguistisch orientierten Forschung, die sich mit Phänomenen wie

Spracherwerb, Mehrsprachigkeit und Migration auseinandersetzt, und einem sprachbiographischen Zugang, der die Sprachhistoriographie – die Beschreibung der Sprachentwicklung über lange Zeiträume hinweg – durch eine Oral Language History ergänzt. Beiden Ansätzen ist aber gemeinsam, dass sie die Metaebene des Sprechens und Denkens über Sprache und des Erlebens von Sprache thematisieren – ein von der Sprachwissenschaft lange kaum beachtetes Feld (Fix 2010: 12). Vorliegende Arbeit ist stärker in der soziolinguistischen Linie der Sprachbiographieforschung verankert, wiewohl auch Bezüge zum sprachhistorischen Ansatz zu finden sind, wenn der Zusammenhang zwischen historisch-politischer und sprachlicher Erfahrung ausgelotet wird (Fix 2010: 23f). Weitere Beachtung findet das Thema in literarischen Werken und in Folge auch in der wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit Literatur: Die schriftlich festgehaltenen Erinnerungen von Elias Canetti an seine Kindheit und Jugendzeit etwa behandeln häufig Themen wie Spracherwerb, Einstellungen zu verschiedenen Sprachen und Erlebnisse damit und gelten als Paradebeispiel einer literarischen Sprachbiographie (Canetti <sup>34</sup>2011).<sup>6</sup>

Mittels sprachbiographischer Erhebungen lässt sich also an eine Vielzahl verschiedener Fragestellungen anknüpfen: Neben Themen wie Spracherwerb und dem Umgang mit zwei und mehr Sprachen wird etwa der Zusammenhang zwischen Sprache und Emotion angesprochen (Franceschini 2004). Nekvapil (2004) zeichnet mit einem sprachbiographischen Zugang die Geschichte der ständig in Tschechien lebenden Deutschen nach. Die Auswirkung individueller Erfahrungen und Emotionen auf die Sprachkompetenz untersucht Betten (2010) mittels Sprachbiographien von Angehörigen der zweiten Generation deutschsprachiger EmigrantInnen in Israel. Ähnlich interessiert sich auch Eller (2010) für den Spracherhalt bzw. den Sprachverlust von emigrierten SprecherInnen deutschböhmischer Varietäten. Bei Meng (2004) stehen nicht nur die Biographien von so genannten SpätaussiedlerInnen (also Russlanddeutschen, die nach Deutschland auswandern) im Fokus, sondern auch

---

<sup>6</sup> Weitere autobiographische Werke oder Verschriftlichungen autobiographischer Gespräche, in denen das Thema Sprache eine gewichtige Rolle spielt, stammen von der polnisch-amerikanischen Schriftstellerin Eva Hoffman (Hoffman 1990), dem südafrikanischen Sprachenrechtsaktivisten Neville Alexander (Busch 2011) und der Übersetzerin Swetlana Geier (Geier <sup>3</sup>2013). Texte bzw. Textauszüge von verschiedenen AutorInnen, die ihre Erfahrungen mit Sprache verarbeiten, fassen Busch/Busch (2008) in einem Sammelband zusammen.

deren Sprachkompetenz. Miecznikowski (2004) thematisiert den ungesteuerten Erwerb einer Fremdsprache von DeutschschweizerInnen und dabei insbesondere den allerersten Kontakt mit dieser Sprache. In einem anderen Artikel untersucht sie mehrsprachige Biographien von studentischen MigrantInnen an der dreisprachigen Universität in Lugano in der Schweiz (Miecznikowski 2010). Veronesi (2010) analysiert Sprachbiographien zweisprachiger SüdtirolerInnen im Hinblick auf individuelle Lösungsstrategien im Umgang mit einer Welt, die so polarisiert ist, „dass diese Sprecher kaum einen vollständigen, legitimierten Platz in ihr finden können“ (Veronesi 2010: 103). Bethge/Treichel (2010) untersuchen hingegen, wie der Erwerb von Fremdsprachen biographische Wandlungsprozesse ermöglicht und zur Entwicklung von „europäischen Biographien“ beiträgt (Bethge/Treichel 2010: 123). Einen etwas anderen Zugang wählt Lüdi (2001), der anhand verschiedener autobiographischer Zeugnisse die mehrsprachige Biographie des Schweizer Historikers und Politikers Peter Ochs (1752-1821) nachzeichnet. Mehr an die interessierte Öffentlichkeit als an die wissenschaftliche Community ist hingegen der Sammelband von Coray/Strebel (2011) gerichtet, in dem SprecherInnen des Rätoromanischen porträtiert und ihre Sprachbiographien erzählt werden. Da die individuellen Erfahrungen gesellschaftliche Entwicklungen widerspiegeln, sind sprachbiographische Erzählungen auch von allgemeinem Interesse (Coray/Strebel 2011: 7). Busch (2010a) verfolgt sowohl vom thematischen Fokus wie auch methodologisch einen innovativen Zugang: Mittels Sprachenporträts – dabei handelt es sich um die Silhouette eines Körpers, die mit verschiedenen Farben individuell ausgemalt werden kann, wobei die Farben Sprachen versinnbildlichen (Krumm/Jenkins 2001) – erkundet sie Sprachen des universellen Verstehens, die oft in der frühen Kindheit entstehen und danach meist verloren gehen. Auch Tophinke (1994) wählt einen innerhalb der sprachbiographischen Forschung eher ungewöhnlichen Schwerpunkt: Sie untersucht das Verhältnis zwischen Mündlichkeit und Schriftlichkeit bei Personen mit pathologisch bedingten Sprachstörungen und setzt die Auswirkungen der Störung in den sprachbiographischen Kontext ihrer GesprächspartnerInnen. Insgesamt ergibt sich aus diesem kursorischen und selbstverständlich nicht vollständigen Überblick ein äußerst vielfältiges Bild: Anhand autobiographischer Erzählungen mit Schwerpunkt auf dem Erleben von Sprache kann auf eine Fülle

von Fragestellungen eingegangen werden. Besonders zentral erscheint dabei die enge Verwobenheit der drei Themenkomplexe Sprache – Biographie – Gesellschaft (s. Kapitel II.1.2).

## **2.2. Sprachbiographien und Diskurs**

Wie schon im Kap. I.1.2. angedeutet, sind autobiographische Erzählungen nicht nur wegen ihres Inhalts und ihrer strukturellen Gestaltung interessant, sondern auch auf sprachlicher Ebene eine Untersuchung wert. Dabei lassen sich zwei Ebenen ausmachen: einerseits die eingesetzten sprachlichen Mittel, um die Erzählung zu gestalten und zu strukturieren, und andererseits die darin enthaltenen Spuren diskursiver Positionierungen im Sinne einer *pluridirektionalen Hervorbringung* (Franceschini 2001a: 114f). Als mögliche Manifestationen auf diesen zwei Ebenen nennt Franceschini (2001b: 11) folgende: „Spezifische sprachliche Formen können dazu dienen, Zugehörigkeiten zu unterschiedlichen Gruppen, Subkulturen, oder Kulturideologien auszudrücken. Ferner hinterläßt die eigene Biographie Spuren im sprachlichen Verhalten. Andererseits werden Diskurse *über* Interkulturalität und Biographie produziert (...)“ (Hervorhebung im Original). Tophinke (1994: 264) weist ebenfalls darauf hin, dass das aktuelle Erzählen oder Schreiben von „Spuren der lebensgeschichtlichen Auseinandersetzungen“, die in Form von „Haltungen, Vorstellungen, Bewertungen“ auftreten, mitbestimmt wird.

Eine autobiographische Erzählung ist immer historisch und individuell im so genannten „autobiographischen Pakt“ verankert: „(...) [E]inerseits wird nicht zu jeder Zeit und angesichts jeder Person in gleicher Weise erzählt, andererseits leben wir inmitten von Diskurstraditionen, die unser Erzählen leiten, sowohl bezüglich des Inhalts als auch der Form“ (Franceschini 2001b: 9). Genau deswegen erfährt dieser ausschließlich narrative Zugang zur Erschließung von Biographien einiges an Kritik, schreibt Busch (2010a: 66): Erwartungen an das Genre und Zugzwänge des Erzählens (s. Kapitel I.1.3.) bilden einen vorgegebenen Rahmen, innerhalb dessen sich AutobiographInnen bewegen können. „Um die eigene Biographie in größere Zusammenhänge einzubetten und von dort her zu (re-)interpretieren und zu legitimieren, werde auf vorgegebene

Diskurse und diskursive Kategorien zurückgegriffen, was zu deren Verfestigung beitrage“ (Busch 2010a: 66). Sie schlägt daher einige Verfahrensweisen vor, die den narrativen biographischen Zugang ergänzen und erweitern; einer davon ist ein diskursanalytisch ausgelegt und soll es ermöglichen, das Verhältnis der individuellen Erzählung zum öffentlichen Diskurs zu ergründen (Busch 2010a: 67).<sup>7</sup>

Beide Ebenen – sowohl die Beschreibung und Analyse der „sprachlich-argumentative[n] Art der Deutung des Mitgeteilten und der Selbstdeutung des Erzählers“ (Fix 2000: 31) wie auch die Entschlüsselung diskursiver Kategorien, Traditionen und Positionen in autobiographischen Stegreiferzählungen – bilden jedenfalls einen Kernbereich sprachwissenschaftlicher Untersuchungen. Im folgenden Kapitel sollen drei Arbeiten, die Biographieforschung und Diskursforschung miteinander verbinden, näher betrachtet werden.

### **2.3. Diskursanalytische Zugänge in der sprachbiographischen Forschung**

Dass diskursanalytische Zugänge keine einheitliche Fachrichtung bilden, liegt angesichts der Komplexität des Diskursbegriffes und dessen theoretisch-philosophischer Grundlagen nahe. Spitzmüller/Warnke (2011: 9) unterscheiden dabei vier verschiedene Diskurskonzepte, die in der Linguistik gebräuchlich sind:

- einen bildungssprachlichen Diskursbegriff als Synonym für Debatte oder Gespräch
- Diskursethik nach Jürgen Habermas, der darunter einen „konsensorientierte[n] Gedankenaustausch unter prinzipiell gleichgestellten Bürgern“ versteht
- konversationsanalytisch geprägte Diskursanalyse, die sprachliche Muster in größeren Äußerungseinheiten und Interaktionen untersucht

---

<sup>7</sup> In einer unpublizierten Seminararbeit (Wohlfarter 2012) konnte ich zeigen, dass die Bereiche (slowenische) Sprache und Zweisprachigkeit in der kärntner-slowenischen Wochenzeitung ‚Novice‘ beinahe ausschließlich mit positiven Formulierungen thematisiert werden. In einer etwas älteren, aber viel breiter angelegten Studie zum medialen Diskurs über Kärntner SlowenInnen in deutschsprachigen Kärntner Medien konnte hingegen eine „geschlossene minderheitenfeindliche Diskurswelt“ nachgewiesen werden (Menz/Lalouschek/Dressler 1989: 205). Es wäre sicherlich aufschlussreich, die im Rahmen vorliegender Arbeit erhobenen Sprachbiographien mit solchen medialen Diskursen von und über Kärntner SlowenInnen zu vergleichen.

- Diskursanalyse nach Michel Foucault, bei der Diskurs als System von Aussagen verstanden wird, „das auf kollektives, handlungsleitendes und sozial stratifizierendes Wissen“ verweist

Dabei unterscheiden Spitzmüller/Warneke (2011: 78f) grob zwischen den Herangehensweisen der Kritischen Diskursanalyse (Critical Discourse Analysis, CDA) in der Tradition von Foucault und der Diskurssemantik. Die beiden Varianten stehen einander gegenüber und bringen einen starken disziplinären Verortungszwang mit sich.

Auch in den drei im Folgenden näher explizierten Werken, die sich mit sprachbiographischen Narrativen aus diskursanalytischer Sicht beschäftigen, sind verschiedene Konzeptualisierungen von Diskurs und damit einhergehende analytische Herangehensweisen auszumachen.

Reershemius (1997: 20) bettet ihre Analyse autobiographischer Erzählungen von SprecherInnen des Jiddischen in den Rahmen der Funktionalen Pragmatik und betrachtet die Erzählungen damit als „Dokumentationen sprachlichen Handelns“. Entsprechend versteht sie Diskurs nach Ehlich (1986) als die „über den Zusammenhang von kommunikativen Zwecken konstituierte Abfolge sprachlicher Handlungen“ (Reershemius 1997: 26). Im Fokus der Analyse stehen kommunikative Strategien der Verständigung zwischen SprecherInnen und der Hörerin, wie etwa die Annahme der SprecherInnen von etabliertem bzw. vorausgesetztem Wissen bei der Hörerin, Nachfragen der SprecherInnen, um das Gelingen der Wissensvermittlung zu prüfen, und Inszenierungen, um eine imaginäre Versetzung von SprecherInnen und Hörerin aus dem aktuellen Sprechzeitraum zu erreichen (Reershemius 1997: 87-100, 107-154). Diese sprachlichen Handlungen, stellt Reershemius (1997: 210) zusammenfassend fest, manifestieren sich nicht in isolierten Sätzen, sondern „auf der Diskursebene“, also in größeren sprachlichen Einheiten innerhalb der Erzählungen.

Einen anderen Zugang wählt Fix (2000): Mittels autobiographischer Gespräche mit Menschen, die die DDR bewusst erlebt haben, zeichnet sie den spezifischen Wandel von Sprache und Sprachgebrauch nach 1989 nach. Sie plädiert dabei für eine Oral Language History, die bei der Beschreibung von Sprachwandel

Elemente wie Sprachbewusstsein und Sprachgefühl beachtet (Fix 2000: 20). Das Konzept der Ordnung des Diskurses von Foucault (<sup>12</sup>2012) bietet ihr ein geeignetes Instrument, um die in den Erzählungen erinnerten sprachlich-kommunikativen Verhältnisse der DDR zu erfassen: Fragen zum öffentlichen Sprachgebrauch in der DDR laufen stets auf Prozesse der Zuteilung, Verknappung, des Entzugs und der Ausschließung von Diskursen hinaus (Fix 2000: 26). In der Analyse geht sie zudem auf die argumentationsstilistische Darstellung des Mitgeteilten ein (Fix 2000: 17). Grob unterschieden werden können dabei zwei Gruppen: jene, die sich für KonformistInnen halten und meinen, ihre Vergangenheit rechtfertigen zu müssen, und jene, die sich als NonkonformistInnen verstehen und dies offenlegen (Fix 2000: 23).

In einer weiterführenden Untersuchung desselben Korpus betrachtet Barth (2000) Referenzmittel der SprecherInnen: Wenn in der autobiographischen Erzählung als brisant wahrgenommene Denk- und Handlungsweisen – wie etwa ein systemkonformes Verhalten in der DDR – durch die Zugzwänge des Erzählens (s. Kapitel II.1.3.) angesprochen werden müssen, können SprecherInnen auf eine Reihe von Strategien zurückgreifen, um eine positive Darstellung ihres Verhaltens zu ermöglichen (Barth 2000: 58). Ein solches Mittel ist der Einsatz von „generalisierenden und/oder anonymisierenden sprachlichen Ausdrücken zur Verwischung von Referenzidentitäten zwischen dem Sprecher der Äußerung und dem Agens des Erzählinhalts“ (Barth 2000: 58). In der Untersuchung setzt Barth den Fokus auf Pronomen wie „man“, „ich“ und „wir“ sowie auf Nomen persönlicher Referenz und verwendet dafür neben qualitativen Methoden auch quantitative Herangehensweisen der Korpuslinguistik (Barth 2000: 86). Neben solchen Elementen, die der „Defokussierung“ (Barth 2000: 58) dienen, setzen SprecherInnen auch so genannte Immunisierungsstrategien ein, um die Brisanz der Erzählung zu vermindern (Barth 2000: 58, 140).

### 3. Eigenes Korpus

Mein eigenes Korpus besteht aus neun sprachbiographischen Gesprächen mit Menschen, die sich der slowenischen Minderheit in Kärnten zugehörig fühlen. Alle haben ihre Kindheit und Jugend bzw. den Großteil davon in Kärnten<sup>8</sup> verbracht und leben nun seit einem längeren Zeitraum in Wien. Um einen generationsübergreifenden Vergleich zu ermöglichen, wurden drei Generationen eingebunden: jeder Altersgruppe (20+ Jahre, 40+ Jahre, 60+ Jahre) wurden drei Personen um ein sprachbiographisches Gespräch gebeten. Das Geschlecht der GesprächspartnerInnen stand dabei nicht im Vordergrund, dennoch ist die Aufteilung in etwa ausgewogen. Die Gespräche wurden von Mai bis Juli 2013 durchgeführt. An dieser Stelle möchte ich mich bei allen GesprächspartnerInnen für ihre Bereitschaft, sich auf eine sprachbiographische Erzählung einzulassen, herzlich bedanken!

Anonymisierter Name <sup>9</sup>	Geburtsjahr	Generation
Lucija	1936	1
Vladimir	1939	
Sonja	1945	
Miran	1957	2
Maja	1972	
Dunja	1972	
Elena	1983	3
Andrej	1986	
Martin	1990	

Innerhalb der sprachbiographischen Forschung sind überaus unterschiedliche Korpusgrößen anzutreffen: Während in den Artikeln von Hašová (2004) und Deslarzes (2004) je eine Einzelbiographie dargestellt und analysiert wird, arbeitet Miecznikowski (2010) beispielsweise mit fünf Gesprächen, Betten (2010) aber

<sup>8</sup> Vier GesprächspartnerInnen wuchsen in Klagenfurt (slow. Celovec) und Umgebung auf, vier im Rosental (slow. Rož) und eine Person in der Umgebung von Villach (slow. Beljak).

<sup>9</sup> Dass ich zur Anonymisierung Vornamen gewählt habe, hat folgenden Grund: Während mir mir Kürzel wie „AB“ zu unpersönlich erscheinen, finde ich erfundene Nachnamen unauthentisch.

mit über 60 Sprachbiographien. Franceschini/Miecznikowski (2004: XIII) sprechen eher allgemein von einem „ausgedehnten Korpus an Daten“, um überindividuelle Muster und Strategien ausfindig zu machen.

Für diese Arbeit habe ich mich für neun sprachbiographische Gespräche entschieden, da mir sechs (d.h. aus jeder Generation zwei) zu wenig erschienen, um sinnvoll eine diskursanalytische Untersuchung und einen Vergleich durchzuführen. Mehr als neun Gespräche wiederum hätten den Rahmen der Arbeit sowohl vom Arbeitsaufwand wie auch von der Länge her überschritten.

Die Erhebung der neun Gespräche verlief unkompliziert: Alle meine GesprächspartnerInnen waren gerne dazu bereit, ihre Sprachbiographie zu erzählen. Das von Franceschini (2004: 137f) beobachtete Maß an Anstrengung, das die ErzählerInnen aufwenden müssen, um ihre Sprachbiographie zu erzählen, konnte ich nicht vermerken. Franceschini führt diese Anstrengung auf eine geringe Menge an verfügbaren Erzählstrategien zurück: „Von grosser Bedeutung erweist sich, dass den Erzählenden hierzu kaum Routineformeln, vorgefertigte Elemente oder irgendwie topische Behandlungen des Themas vorliegen“ (Franceschini 2004: 137). Die Erzählung zum Erwerb der eigenen Sprachen müsse demnach sowohl formal wie auch inhaltlich völlig neu gestaltet werden. Bei den meisten meiner GesprächspartnerInnen war geradezu das Gegenteil der Fall: Nach meiner Erzählaufforderung<sup>10</sup> begannen sie, frei zu erzählen. Nur bei zwei Gesprächen musste ich wiederholt Fragen stellen, um die Erzählung etwas mehr ins Rollen zu bringen.<sup>11</sup>

Die Länge der Gespräche variiert zwischen einer Stunde und zehn Minuten und zwei Stunden und 30 Minuten, wobei die Gespräche nicht ausschließlich um das Themenfeld Sprache und Biographie kreisen, sondern auch andere Themen anschnitten und ab und zu auch abschweifen. Die Gespräche unterscheiden sich inhaltlich insofern, als ich keinen Leitfaden vorbereitet hatte: Durch die unterschiedlichen Erzählweisen ergaben sich für mich jeweils andere Nachfragen. Ziel der sprachbiographischen Gespräche war schließlich nicht,

---

<sup>10</sup> In etwa so: „Ich interessiere mich für Deine/Ihre Lebensgeschichte mit besonderem Fokus auf Sprache, d.h. für Erlebnisse, bei denen Sprachen eine Rolle gespielt haben, aber auch für Begegnungen mit SprecherInnen anderer Sprachen.“

<sup>11</sup> Auch Lucius-Hoene/Deppermann (2002: 79) schreiben, dass es sich bei autobiographischen Erzählungen zwar um eine „neuartige, kreative Leistung“ handelt, dass ErzählerInnen aber auf kommunikative Kompetenzen und Erfahrungen zurückgreifen können, die sie im Zuge ihrer Sozialisation erworben und im Alltag oft angewendet haben.

bestimmte Themenfelder abzufragen, sondern den Personen die Möglichkeit zu geben, ihre eigenen Relevanzen zu setzen. Anschließend wurden die Gespräche wortgetreu transkribiert. Die bei der Analyse verwendeten Gesprächsausschnitte wurden nach den Konventionen des Gesprächsanalytischen Transkriptionssystems (GAT) detaillierter verschriftlicht (s. Kapitel VII.4.1.1. und VII.4.1.2.).

Die Gespräche wurden alle in deutscher Sprache geführt. Auch wenn ich selbst sehr gut Slowenisch verstehe, war es für die meisten meiner GesprächspartnerInnen selbstverständlich, mir als Angehörige der Mehrheitsbevölkerung trotz meiner Slowenischkenntnisse ihre Biographie auf Deutsch zu erzählen. Eine Gesprächspartnerin merkte an, dass sie das Gespräch lieber auf Deutsch führen möchte, da Deutsch für sie die Sprache des Analysierens und des Distanznehmens sei.

### **III. Ideologische Konzepte von Sprache**

#### **1. Kritische Diskursanalyse als Analyseinstrument**

Nach der Darstellung biographietheoretischer Ansätze soll in diesem Kapitel eine konkrete Herangehensweise an das Korpus ausgearbeitet werden. Für die neun sprachbiographischen Gespräche, die insgesamt über 15 Stunden Aufnahme und knapp 200 Seiten Transkript ergeben, ist eine ganze Reihe an Herangehensweisen denkbar. Deswegen ist es notwendig, die thematische Auswahl an zu analysierenden Passagen im Vorfeld relativ eng einzugrenzen und einen geeigneten Analyserahmen dafür zu schaffen.

Der Fokus bei der Analyse liegt auf ideologischen Konzeptualisierungen von Sprache und auf ihre linguistische Manifestationen in den Narrativen der neun GesprächspartnerInnen. Die leitende Hypothese vorliegender Arbeit lautet, dass die seit Jahrzehnten stattfindende diskursive und tatsächliche Unterdrückung der slowenischen Sprache in Kärnten Spuren im Erzählen darüber hinterlässt. Ein geeignetes Analysewerkzeug, um sich diesen diskursiven Spuren anzunähern, bilden die verschiedenen Ansätze der Kritischen Diskursanalyse (Critical Discourse Analysis; im Folgenden CDA genannt), deren Methodologie sich, wie es Pollak (2002: 33) pointiert formuliert, an der „Schnittstelle von Linguistik und Ideologiekritik“ bewegt.

##### **1.1. Zentrale Konzepte der CDA**

Der Forschungsansatz der CDA hat sich seit den frühen 1990ern in verschiedene Ansätze ausdifferenziert und stellt ein mittlerweile längst etabliertes Paradigma in der Linguistik dar (Wodak/Meyer <sup>2</sup>2009: 4). <sup>12</sup> Zentrales Interesse aller Herangehensweisen im Rahmen der CDA ist es, opake und transparente strukturelle Beziehungen von Dominanz, Diskriminierung, Macht sowie Kontrolle und ihre Manifestationen in natürlich verwendeter Sprache zu analysieren

---

<sup>12</sup>Ansätze und Entwicklungen der CDA, aber auch Kritik daran, werden neben den ausführlichen Beiträgen im Sammelband von Wodak/Meyer (<sup>2</sup>2009) von Spitzmüller/Warneke (2011: 101-114) zusammengefasst.

(Wodak/Meyer <sup>2</sup>2009: 10). Wiewohl das jeweilige methodische Vorgehen in den verschiedenen Ansätzen der CDA – oder Critical Discourse Studies (CDS), wie van Dijk (<sup>2</sup>2009: 62) es präferiert – beträchtlich voneinander abweichen kann, sind sie doch von einem gemeinsamen Standpunkt geprägt: Das Attribut „kritisch“ bezieht sich auf ein Engagement für soziale Gerechtigkeit, das die Analysen prägt (van Dijk <sup>2</sup>2009: 63). Oder wie es van Dijk (2001: 96, zit. n. Spitzmüller/Warnke 2011: 99) anderswo formuliert: „CDA is biased – and proud of it“. Es geht der CDA nicht darum, einzelne linguistische Strukturen zu studieren, sondern soziale Phänomene und ihre Abbildungen in der Sprache – was einen multidisziplinären und multimethodischen Zugang erforderlich macht (Wodak/Meyer <sup>2</sup>2009: 2).

Das Konzept von Diskurs hat, wie schon in Kap. II.2.3. angeschnitten, verschiedene Bedeutungen. Wodak (2008: 1) führt dies noch weiter aus: „Thus, *discourse* means anything from a historical monument, a *lieu de mémoire*, a policy, a political strategy, narratives in a restricted or broad sense of the term, text, talk, a speech, topic-related conversations, to language *per se*“ (Hervorhebungen im Original).

Eine für vorliegende Arbeit geeignete Definition liefern Fairclough/Wodak (1997: 258): Sie sehen Diskurs als eine Form von sozialer Praktik und nehmen eine dialektische Beziehung zwischen einem diskursiven Ereignis und den Situationen, Institutionen und sozialen Strukturen, die das Ereignis rahmen, an. Das diskursive Ereignis wird von dem jeweiligen Rahmen geformt, formt den Rahmen aber auch mit – Diskurs ist also sozial konstitutiv und wird gleichzeitig sozial konstituiert. Durch diese spezifische Eigenschaft können diskursive Praktiken wesentliche ideologische Auswirkungen haben und dazu beitragen, ungleiche Machtverhältnisse – etwa zwischen sprachlich-ethnischen bzw. kulturellen Minderheiten und Mehrheiten – durch die Art und Weise, wie Objekte bezeichnet und Personen positioniert werden, zu produzieren und reproduzieren. Zudem können Diskurse selbst Macht ausüben, wie Jäger/Maier (<sup>2</sup>2009: 35) in Anlehnung an Foucault (1996) schreiben, da sie die Art des Sprechens, Denkens und Handelns institutionalisieren und regulieren. Jäger/Meier (<sup>2</sup>2009: 38) verstehen Diskurse dabei als supra-individuelle Einheiten, die von allen mitproduziert werden, wobei aber niemand die volle Kontrolle darüber erlangen

noch sich ihnen völlig entziehen kann. Van Dijk (<sup>2</sup>2009: 78) meint folglich, dass für diskursanalytische Untersuchungen nicht subjektive Deutungen und Erfahrungen von Individuen von Interesse sind, sondern kollektive Gruppen im Vordergrund stehen sollen. Untersuchen zum Diskurs in den Medien bilden nicht zuletzt deswegen einen Schwerpunkt der CDA.

Die Relevanz der CDA ergibt sich letztlich dadurch, dass Diskurse die soziale Realität nicht lediglich abbilden, sondern sie mitgestalten und überhaupt erst ermöglichen: Ohne Diskurse gäbe es keine soziale Realität (Jäger/Maier <sup>2</sup>2009: 36).

Neben dem eben definierten Begriff Diskurs spielen drei weitere Konzepte in der CDA eine Schlüsselrolle: Kritik, Macht und Ideologie. Sie sollen hier kurz erläutert werden, wobei der Schwerpunkt aber auf das Verständnis von Ideologie gelegt wird.

Das Konzept der Kritik im Rahmen der CDA zielt unter anderem darauf ab, Machtstrukturen aufzudecken und Ideologien zu demaskieren (Wodak/Meyer <sup>2</sup>2009: 8). Eine kritische Haltung sollte mit Distanz zu den analysierenden Daten einhergehen, die Daten in ihren sozialen Kontext einbetten, politische Positionen der DiskursteilnehmerInnen klarstellen und ein hohes Maß an Selbstreflexion aufweisen (Reisigl/Wodak <sup>2</sup>2009: 87).

Macht wird von Reisigl/Wodak (<sup>2</sup>2009: 88) als eine asymmetrische Beziehung zwischen sozialen AkteurInnen, die unterschiedliche soziale Positionen aufweisen oder zu unterschiedlichen sozialen Gruppen gehören, beschrieben. In der CDA wird zumeist das Machtkonzept von Foucault (1975) aufgegriffen, das Macht als eine systemische und konstitutive Eigenschaft von Gesellschaften begreift (Wodak/Meyer <sup>2</sup>2009: 9). Sprache spielt dabei eine zentrale Rolle: Macht wird durch Diskurse legitimiert, kann dadurch aber auch hinterfragt werden (Reisigl/Wodak <sup>2</sup>2009: 89). Dabei ist die Sprache an sich nicht mit Macht ausgestattet; sie stellt lediglich ein Mittel da, um Macht zu erlangen und zu halten (Reisigl/Wodak <sup>2</sup>2009: 88).

Die Kerndefinition von Ideologie als ein kohärentes und relativ stabiles Set von Werten und Meinungen hat im Lauf der Zeit unterschiedliche Konnotationen angenommen, die zumeist einen eher negativen Anstrich haben. Der CDA geht es jedoch weniger um Ideologien großen Maßstabs, sondern um latente

Alltagsvorstellungen und -konzepte (Wodak/Meyer <sup>2</sup>2009: 8). Van Dijk (<sup>2</sup>2009: 78f) sieht Ideologien als fundamentale soziale Konzepte, die so genannte soziale Repräsentationen – damit sind Einstellungen, Werte, Normen und Wissensbestände gemeint – von Gruppen organisieren und kontrollieren. Bestimmte ideologische Vorstellungen können so dominant werden, dass sie ‚neutral‘ erscheinen und nicht weiter hinterfragt werden (Wodak/Meyer <sup>2</sup>2009: 8). Fairclough (<sup>2</sup>2010: 59) sieht Sprache als eine materielle Form von Ideologie, die ihrerseits von Ideologie geprägt ist: „(...) language is a material form of ideology, and language is invested by ideology“. Diskursive Praktiken sind für ihn insofern ideologisch begründet, als sie Machtverhältnisse aufrechterhalten oder untergraben können (Fairclough <sup>2</sup>2010: 67). Ideologie ist für ihn ein dynamisches Konzept: Selbst jene diskursive Elemente, die ideologisch relativ fixiert sind – wie etwa rassistisches Vokabular –, können ihre Konnotationen verändern oder umkehren (Fairclough <sup>2</sup>2010: 66).

Neben Manifestationen solcher Ideologien in diskursiven Praktiken fragt die CDA aber auch nach der Funktion von Ideologien im Alltag (Wodak/Meyer <sup>2</sup>2009: 8).

## **1.2. Konkrete Herangehensweise**

Nach der methodologischen Verortung der Analyse soll im Folgenden die Herangehensweise an das Korpus noch weiter konkretisiert werden. Mit den folgenden Ausführungen der sprachlichen Analysemethoden soll ein Rahmenwerk geschaffen werden, mit dessen Hilfe eine Annäherung an die weiter oben beschriebenen ideologischen und diskursiven Spuren möglich ist.

Aufgrund der relativ großen Datenmenge habe ich mich dafür entschieden, die Analyse auf vier Themengebiete einzuschränken:

- Slowenisch als Familiensprache in Kärnten
- Einstellungen und Haltungen zur slowenischen Sprache in Kärnten
- Einstellungen und Haltungen zur slowenischen Sprache in Wien
- Sprachweitergabe in Wien

Diese vier Bereiche werden – mit Ausnahme der Sprachweitergabe, die naturgemäß bei jenen sechs GesprächspartnerInnen mit eigenen Kindern bzw.

Enkelkindern eine weit wichtigere Rolle spielt – von allen neun GesprächspartnerInnen angesprochen und lassen deswegen Rückschlüsse auf kollektive Vorstellungen und Wertungen zu. Aufgrund der drei eingebundenen Generationen ist es auch möglich, verschiedene Vorstellungen und Ideologien von Sprache in ihrer diachronen Entwicklung zu betrachten.

Mit Jäger/Maier (<sup>2</sup>2009: 46) kann man diese vier Bereiche als „Discourse Strands“ – Diskursstränge, die sich auf ein bestimmtes Thema konzentrieren – bezeichnen, wobei solche Diskursstränge nie klar voneinander abgegrenzt werden können. Freilich ist es gerade bei einer solchen Herangehensweise zentral, den unmittelbaren und weiteren Kontext des Gesprächs im Auge zu behalten (Reisigl/Wodak <sup>2</sup>2009: 93).<sup>13</sup>

Den verschiedenen Ansätzen der CDA ist gemein, dass sie keine einheitliche Methode oder Formel anbieten, der man mechanisch folgen könnte. Je nach Forschungsfrage und Datenmaterial ergeben sich unterschiedliche Prozeduren, die von der Forscherin selbst entwickelt werden müssen (Jäger/Maier <sup>2</sup>2009: 56). Van Dijk (<sup>2</sup>2009: 73) plädiert aufgrund der Komplexität diskursanalytischer Untersuchungen für einen flexiblen und multidisziplinären Zugang, der eben keine methodischen Einschränkungen vorgibt. Deswegen soll im Folgenden ein Rahmenwerk entwickelt werden, das der Fragestellung genau angepasst ist: Die Analysestrategien sind dabei sowohl den Ansätzen der CDA wie auch dem Ansatz zur Analyse narrativer Identität von Lucius-Hoene/Deppermann (2002) entnommen. Bei der Analyse einzelner Passagen aus den Gesprächen soll also besonderes Augenmerk auf folgende Elemente gelegt werden:

– **Implizite und explizite Konzeptualisierungen von Sprache**

Diskurse zeichnen sich stets durch ihre Unvollständigkeit aus. Neben jenen Aussagen, die tatsächlich getätigt werden, bleibt vieles implizit, das die Hörerin aus den expliziten Passagen herleiten muss (van Dijk <sup>2</sup>2009: 77).

Eine Form von impliziten Aussagen bilden Präsuppositionen: Annahmen,

---

<sup>13</sup> Reisigl/Wodak (<sup>2</sup>2009: 93) machen in ihrem Kontextkonzept vier Ebenen aus: den unmittelbaren, textinternen Kontext und Kodiskurs; die intertextuellen und interdiskursiven Beziehungen zwischen Äußerungen, Texten, Genres und Diskursen; die extralinguistischen sozialen Elemente und den institutionellen Rahmen sowie den weiteren soziopolitischen und historischen Kontext, in den diskursive Praktiken eingebettet sind und auf den sie sich beziehen.

die in Aussagen inhärent enthalten sind. Daraus kann etwa geschlossen werden, welche Inhalte von den GesprächspartnerInnen als vorweg gegeben angesehen werden und welche einer expliziten Erläuterung bedürfen (Pollak 2002: 42). Lucius-Hoene/Deppermann (2002: 189) bezeichnen Präsuppositionen als implizite Kontextvoraussetzungen, die von inhaltlicher oder pragmatischer Natur sein können.

Die Gesamtheit von impliziten und expliziten Äußerungen soll auf ideologische Vorstellungen und Konzepte von Sprache hin untersucht werden. Gerade Sprachideologien sind häufig eher latent in Aussagen und sprachlichen Strukturen enthalten, können aber aus den konkreten Äußerungen erschlossen werden.

#### – **Evaluierungen**

Um konkrete und latente sprachideologische Vorstellungen zu analysieren, sollen zudem Bewertungen in den ausgewählten Passagen betrachtet werden. Die analytische Strategie von Lucius-Hoene/Deppermann (2002: 237), Bewertungen in Dialogwiedergaben zu untersuchen, soll hier auf die zumeist monologischen Passagen umgesetzt werden. Die erzählerische Darstellung von Handlungen, Ereignissen und eben Dialogen wird durch unterschiedliche Verfahren gerahmt, worunter „metakommunikative Charakterisierungen“ in Form von Bewertungen, Verstehensanweisungen oder Voraussetzungen verstanden werden. Die verschiedenen sprachlichen Strategien wie beispielsweise Kategorisierungen, Stilisierungen und Kontrastierungen haben das Potenzial, implizite Bewertungen zu vermitteln und die Position des Erzählers zu festigen: „Diese impliziten Strategien sind gerade deshalb oft so effektiv, weil sie implizit verfahren: Die Bewertung entsteht als *Schlussfolgerung der Hörerin* und scheint daher für sie evident aus den Dingen selbst hervorzugehen, also eine Eigenschaft der Wirklichkeit selbst zu sein“ (Lucius-Hoene/Deppermann 2002: 238; Hervorhebungen im Original). Die Untersuchung von impliziten Bewertungen kann also eine zentrale Strategie sein, um latente ideologische Vorstellungen aufzudecken.

Bewertungen können aber auch explizit stattfinden. Sie stellen ein zentrales Element des Erzählprozesses dar, da sie den Zweck und den Fokus der

Erzählung bilden. Unterschieden werden kann dabei zwischen einer Geschichten- und einer Erzählevaluation: Der Erzähler kann eine Handlung oder ein Ereignis aus einer vergangenen Perspektive bewerten oder die Bewertung aus der Gegenwartsperspektive des erzählenden Ichs vornehmen (Lucius-Hoene/Deppermann 2002: 239).

#### – **Positionierungen**

Diskurspositionen werden von Jäger/Maier (2009: 49) als jene ideologische Position verstanden, von der aus Subjekte (wie Individuen, Gruppen und Institutionen) an einem Diskurs teilnehmen und ihn bewerten. Eine solche Diskursposition entsteht dadurch, dass Subjekte in vielfältige Diskurse verwickelt sind und sie diese Diskurse im Laufe des Lebens in eine bestimmte ideologische Position oder Weltanschauung einbinden.

Lucius-Hoene/Deppermann (2002: 196) beschreiben Positionierungen hingegen als „denjenigen Aspekt der Sprachhandlungen, mit denen Interaktanten sich soziale Positionen und Identitäten zuweisen“. Mit einer Positionierungsanalyse soll untersucht werden, wie der soziale Raum bestimmt wird und wie InteraktantInnen ihre jeweilige Positionen darin festsetzen, beanspruchen, zuweisen und verhandeln. Alle Formen von sprachlichen Handlungen können als Mittel für Positionierungen eingesetzt werden (Lucius-Hoene/Deppermann 2002: 199).

Unterschieden wird dabei zwischen *Selbstpositionierung* (die direkte oder indirekte Einschätzung der eigenen Person) und *Fremdpositionierung* (Zuschreibungen an GesprächspartnerInnen, die mit der eigenen Person interagieren). Die beiden Positionierungstypen sind aber eng miteinander verwoben: Jeder Positionierungsakt enthält einen selbstbezüglichen Aspekt und bezieht sich gleichzeitig auf die Interaktionspartnerin (Lucius-Hoene/Deppermann 2002: 196). Dabei können Positionierungsakte explizit gemacht werden oder implizit bleiben: „Äußerungen können eine unmittelbare Selbst- oder Fremdcharakterisierung, Rollenzuweisung oder moralische Kategorisierung beinhalten, oder diese eher versteckt ausdrücken und der Interpretation des anderen überlassen“ (Lucius-Hoene/Deppermann 2002: 199).

Positionierungsakte erfüllen dabei verschiedene Funktionen: Sie können auf persönliche Eigenschaften oder Motive abzielen, soziale Rollen zuweisen oder Ansprüche geltend machen; sie können aber eine moralische Funktion erfüllen, indem sie direkt oder indirekt auf eine moralische Ordnung Bezug nehmen (Lucius-Hoene/Deppermann 2002: 199). Aufgrund der Vielzahl an Funktionen, die Positionierungsakte annehmen können, sind sie meist mit Bedeutungen überladen, sie produzieren einen „Bedeutungsüberschuss“ (Lucius-Hoene/Deppermann 2002: 201f). Zudem sind sie mit autobiographischen Erfahrungen aufgeladen und repräsentieren damit „the cumulative fragments of a lived autobiography“ (Davies/Harré 1999, zit. n. Lucius-Hoene/Deppermann 2002: 202).

Im autobiographischen Erzählen ergeben sich aufgrund der überwiegend monologischen Sprachform und der spezifischen Merkmale einer solchen Erzählung zusätzliche Positionierungsmöglichkeiten:

Einerseits können Positionierungsakte innerhalb des erzählten Ereignisses stattfinden: Die erzählten Figuren (das erzählte Ich und seine InteraktionspartnerInnen) können im Lauf der Erzählung über sie Positionierungshandlungen durchführen, oder der Erzähler kann seinem erzählten Ich und dessen InteraktionspartnerInnen Positionen zuweisen. Beide Formen der Positionierung stellen eine narrative Konstruktion des Erzählers dar: Durch die vielfältigen Positionierungsakte formt der Erzähler die Art und Weise, wie das erzählte Ich und die weiteren erzählten Figuren erscheinen und agieren (Lucius-Hoene/Deppermann 2002: 202-205).

Andererseits weist der Erzähler damit seinem erzählten Ich Eigenschaften und Positionen zu, mit denen er sich aus der gegenwärtigen Perspektive heraus gegenüber seinem erzählten Ich darstellt und es implizit bewertet. Dies geschieht beispielsweise durch Distanzierung vom erzählten Ich oder seiner Identifikation damit. Ebenso findet eine selbstbezügliche Positionierung gegenüber anderen Figuren statt (Lucius-Hoene/Deppermann 2002: 206-208).

Als dritte Positionierungsmöglichkeit im autobiographischen Erzählen bezeichnen Lucius-Hoene/Deppermann (2002: 208) die Positionierungen zwischen Erzähler und ZuhörerIn, die ebenfalls implizit oder explizit

dargestellt werden können. Gerade durch die spezifische Erzählsituation – Sprecher und Hörerin wissen in der Regel wenig voneinander, das Rederecht ist asymmetrisch verteilt – können Erzähler auf nicht ausgesprochene Positionierungen reagieren, die sie der Hörerin unterstellen oder von ihr befürchten. Die Hörerin wird außerdem vom Erzähler auf unterschiedliche Arten in die Darstellung eingebunden, etwa indem sie als Komplizin, Gegenspielerin oder Kontrollinstanz wahrgenommen wird (Lucius-Hoene/Deppermann 2002: 210).

Zusammenfassend ist eine Positionierungsanalyse aufgrund der Vielschichtigkeit der Ebenen sehr komplex, kann aber Widersprüche aufdecken und verschiedene Facetten sichtbar machen. Damit ist sie ein geeignetes Analyseinstrument, um vereinfachende Zuschreibungen zu vermeiden (Lucius-Hoene/Deppermann 2002: 212).

Die eben dargestellten Verfahren – die Analyse von expliziten und impliziten Konzeptualisierungen von Sprache, Evaluierungen und Positionierungen - sollen es ermöglichen, diskursive und ideologische Spuren in den Narrativen der GesprächspartnerInnen zu untersuchen.

Innerhalb dieser Herangehensweise können weitere Analysewerkzeuge von Bedeutung sein: Ein Fokus liegt dabei auf diskursiven Strategien, die Reisigl/Wodak (<sup>2</sup>2009: 94) als einen mehr oder weniger bewussten Plan definieren, um soziale, politische, psychologische oder linguistische Ziele zu erreichen. Sie nennen folgende fünf Strategien (Reisigl/Wodak <sup>2</sup>2009: 94):

– **Nominationen**

Nominationen oder Benennungen tragen zur diskursiven Konstruktion von sozialen AkteurInnen, Objekten, Phänomenen, Ereignissen, Prozessen und Aktionen bei und erlauben Rückschlüsse auf Positionierungen und Bewertungen.

– **Prädikationen**

Mithilfe von Prädikationsstrategien können die eben beschriebenen Diskurselemente mit positiven oder negativen Eigenschaften aufgeladen

und damit bewertet werden. Die Zuschreibung von solchen Eigenschaften kann entweder bereits durch Nominationen geschehen oder durch andere sprachliche Mittel, wie beispielsweise Adjektive, Relativsätze oder Präpositionen, realisiert werden.

– **Argumentationen**

Mit argumentativen Strategien können Rechtfertigungen und Infragestellungen von normativen Ansprüchen und Behauptungen durchgeführt werden.

– **Perspektivierung**

Mit Perspektivierung sind die eben beschriebenen Positionierungsakte gemeint, also sprachliche Handlungen, mit denen Standpunkte, Involviertheit und Distanz ausgedrückt werden.

– **Abschwächung und Verstärkung**

Als letzte diskursive Strategie nennen Reisigl/Wodak die Modifizierung von Aussagen: So können durch Diminutive und Augmentative, vage Ausdrücke, die Verwendung des Konjunktivs oder Verben des Sagens, Denkens und Fühlens Aussagen geschwächt oder verstärkt werden.

Fairclough (<sup>2</sup>2010: 60) nennt neben lexikalischen Bedeutungen Präsuppositionen, Implikaturen, Metaphern und Kohärenzmittel, die zur ideologischen Prägung eines Textes beitragen können. Und van Dijk (<sup>2</sup>2009: 72) bekräftigt, dass gerade in subtilen sprachlichen Strukturen, die von den SprecherInnen weniger bewusst kontrolliert werden – wie etwa in syntaktischen Strukturen, rhetorischen Figuren, Verzögerungen –, Evaluierungen und Positionierungen zutage treten können. Gerade durch die Feinanalyse einzelner Textstellen werden also Rückschlüsse auf diese Phänomene möglich.

## 2. Sprachideologien

Viel war bereits die Rede von Ideologien, Konzepten und Vorstellungen, die nicht nur faktisch Einfluss ausüben, sondern sich auch diskursiv manifestieren. In Bezug auf Sprache lassen sich verschiedene Bezeichnungen wie ‚Sprache und Ideologie‘, ‚Ideologie in Sprache‘ und ‚Ideologien von Sprache‘ ausmachen (Woolard/Schieffelin 1994: 55). In diesem Kapitel soll es insbesondere um Ideologien von Sprache gehen. In den Unterkapiteln werden einige Beispiele für einflussreiche Sprachideologien gegeben, die eine Art Hintergrundfolie für die Analyse bilden sollen. Bewusst wird aber darauf verzichtet, auf dominante Sprachenideologien in Kärnten einzugehen, um die Analyse der sprachbiographischen Gespräche nicht von vorgegebenen Kategorien leiten zu lassen.

Die Erforschung von Sprachideologien teilt sich in eine kulturanthropologisch orientierte amerikanische Linie und einen ideologiekritisch und diskursanalytisch ausgerichteten europäischen Zweig (Busch 2013: 83). Der Artikel „Language Structure and Linguistic Ideology“ (Silverstein 1979) wird im Allgemeinen als Beginn der wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit Sprachideologien angesehen; mit der Argumentation, dass Ideologien Auswirkungen auf sprachliche Strukturen haben können, leitete er einen Paradigmenwechsel sowohl in der Anthropologie als auch in der Linguistik ein (Kroskity 2010: 2). In der sich seitdem ausdifferenzierenden Forschung zu Sprachideologien können unterschiedliche Konzepte von Ideologie ausgemacht werden: In einem ‚neutralen‘ Verständnis werden Ideologien als „kulturell bedingte Weltsichten“ gesehen, in einem ‚kritischen‘ Zugang als „Strategien der Verschleierung und Legitimierung von sozialer Ungleichheit“ (Busch 2013: 84).

Für die Analyse der neun sprachbiographischen Gespräche mit Kärntner SlowenInnen in Wien wird ein Konzept von Sprachideologien adaptiert, das in der Tradition des Ideologiebegriffes, wie er von Althusser (1970) geprägt wurde, steht. Althusser (1970: 46, zit. n. Busch 2013: 93) begreift das Subjekt als durch die Ideologie konstituiert und versteht umgekehrt die Ideologie als durch das Subjekt konstituiert: „Die Ideologie existiert nur im und durch das Subjekt, das sich vermittels ‚ideologischer Praktiken‘ in Form ritualisierter Handlungen oder

Zeremonien, die innerhalb ideologischer Apparate wie Familie, Kirche, Schule praktiziert werden, als ideologisch erkanntes zu erkennen gibt“ (Busch 2013: 93). Im Zentrum der Ideologie steht eine abstrakte, unerreichbare Konzeption des „Absoluten, Einzigem, Anderen Subjekt[s]“, das der gegenseitigen Anerkennung und der Vergewisserung der eigenen Identität dient (Busch 2013: 93). Auf Sprache umgelegt, kann mit Althussers Konzeption „die ideologische Wirkungsmacht untersucht werden, die eine Sprache (im Grunde jede verdinglichte Vorstellung von Sprache) im Hinblick auf die sprechenden Subjekte entfaltet“ (Busch 2013: 94). Analog zu Althusser bilden Institutionen wie Akademien, Schulen und Grammatiken ideologische Apparate der Sprache, in denen ideologische Praktiken ausgeübt werden und ein unerreichbares Zentrum der Reinheit und Korrektheit konstruiert wird (Busch 2013: 94). Die Verbindung von Althussers Ideologiekonzept mit dem Diskursverständnis nach Foucault gelingt dabei, indem „die Idee der ideologischen Verfasstheit“ auch auf jene Bereiche wie etwa gesellschaftliche Klassen ausgedehnt wird, die traditionell als davon losgelöst verstanden wurden und nun als diskursive Konstrukte begriffen werden (Busch 2013: 94).

Sprachideologien definiert Gal (2006: 13) als kulturelle Vorstellungen, Annahmen und Präsuppositionen, mit denen verschiedene soziale Gruppen Sprachpraktiken benennen, rahmen und bewerten. Woolard/Schieffelin (1994: 55f) heben Sprachideologien als vermittelnde Instanz zwischen sozialen Strukturen und Sprechweisen hervor – Sprachideologien verknüpfen Sprache mit außersprachlichen Faktoren wie Identität, Ästhetik, Moral und Erkenntnis. Dabei tragen nicht nur sprachliche Formen, sondern soziale Institutionen wie der Staat, das Bildungswesen oder Gesetze zur Ideologisierung von Sprache bei. Die Untersuchung von Sprachideologien bildet eine Brücke zwischen Linguistik und Sozialwissenschaften, weil sie die Mikrostruktur von Kommunikation mit politisch-ökonomischen Überlegungen von Machtverhältnissen in Verbindung setzt und damit makrosoziale Einschränkungen im Sprachverhalten aufdeckt (Woolard/Schieffelin 1994: 72).

Kroskirty (2010: 1) hingegen sieht Sprachideologien als Meinungen, Gefühle und Konzepte über Sprachstrukturen und Sprachverwendung, die oft politische und ökonomische Interessen von SprecherInnen, Interessensgruppen und Staaten

widerspiegeln. Diese Konzepte, ob sie nun explizit artikuliert oder in die kommunikative Praxis eingebettet sind, stehen für nicht völlig erfolgreiche Versuche, die Sprachverwendung zu rationalisieren. Solche Rationalisierungsversuche sind vielschichtig, an den Kontext gebunden und werden von soziokulturellen Erfahrungen der SprecherInnen geprägt (Kroskirty 2010: 1).

Kroskirty (2010: 4-10) begreift Sprachideologien als ein Cluster-Konzept mit mehreren konvergenten, sich teilweise überlappenden Dimensionen:

- Sprachideologien repräsentieren die Wahrnehmung von Sprache und Diskurs, der im Interesse einer bestimmten sozialen oder kulturellen Gruppe konstruiert wird; was an Sprache oder Diskurs als ‚ästhetisch‘, ‚richtig‘ oder ‚gut‘ angesehen wird, bestimmt die soziale Erfahrung der SprecherInnen und ist häufig mit politisch-ökonomischen Interessen verknüpft. Diese Bewertungen stellen Versuche dar, Sprache als einen Ort zu benützen, in dem Interessen vertreten, geschützt und legitimiert werden können.
- Aufgrund der Pluralität in jeder Gesellschaft, die sich aus Unterschieden etwa in Klasse, Geschlecht und Altersgruppen innerhalb soziokultureller Gruppen ergibt, und aufgrund der unterschiedlichen sozialen Erfahrungen, die Sprachideologien formen und prägen, ist es sinnvoll, Sprachideologien als mannigfaltig zu begreifen.
- Menschen weisen verschiedene Stufen des Bewusstseins von Sprachideologien auf: Sprachideologien können sowohl explizit formuliert werden als sich auch latent in der Sprachverwendung abbilden.
- Sprachideologien vermitteln zwischen sozialen Strukturen und Sprechweisen.

Gal/Irvine (1995: 972) machen drei semiotische Prozesse aus, die dazu beitragen, Unterschiede zwischen sprachlichen Praktiken auf einer ideologischen Grundlage zu konstruieren: *Iconicity* (Ikonizität), *Recursiveness* (Rekursivität) und *Erasure* (Auslöschung).

Ikonizität beinhaltet eine Transformation von symbolischen Beziehungen zwischen sprachlichen Praktiken, Elementen oder Varianten und dem sozialen

Gefüge, mit dem sie verbunden sind. So können sprachliche Praktiken, die für eine soziale Gruppe oder Aktivität stehen, zu einer ikonischen Repräsentation davon werden (Gal/Irvine 1995: 973).

Rekursivität hingegen meint die Projektion einer Opposition auf eine andere Ebene: Der Prozess, der dazu beiträgt, eine Dichotomie zwischen sozialen Gruppen oder sprachlichen Varianten zu etablieren, wird auf anderen Ebenen wieder aufgegriffen und kann über- oder untergeordnete Kategorien entstehen lassen (Gal/Irvine 1995: 974).

Auslöschung schließlich bezeichnet einen Prozess, in dem Ideologien Personen, Aktivitäten oder soziolinguistische Phänomene ausgeblendet werden. Da Ideologien ein abgeschlossenes Weltbild darstellen, müssen jene Elemente, die nicht in dessen Strukturen passen, entweder ignoriert oder transformiert werden (Gal/Irvine 1995: 974).

## **2.1. Einflussreiche Konzepte von Sprache**

Sprachideologien sind nach Busch (2013: 81) in „metalinguistischen bzw. metapragmatischen Diskursen, in Spracheinstellungen, in Sprachpraktiken oder in der raumspezifischen Reglementierung von Sprachgebrauch“ festmachbar. Dies kann so weit gehen, dass selbst die Art, wie sich SprecherInnen wahrnehmen und wie sie ihr sprachliches Repertoire bewerten, von Ideologien und Diskursen beeinflusst ist (Busch 2013: 81). Im Folgenden soll auf drei Beispiele von einflussreichen Sprachideologien eingegangen werden – das Konzept von ‚Sprache‘ an sich, das Konzept der Standardsprache sowie Wahrnehmungen von Sprachwandel – sowie abschließend mit Bourdieus (2005) Ökonomie des sprachlichen Tausches ein Erklärungsmodell dafür vorgestellt werden.

### **2.1.1. Das Konzept ‚Sprache‘**

Das, was heute weltweit unter dem Begriff ‚Sprache‘ verstanden wird, ist ein ideologisches Konstrukt, das in Europa entwickelt wurde und nicht gleichbedeutend mit der Fähigkeit zu sprechen ist (Gal 2006: 14). Dieses Konzept von Sprache ist charakterisiert durch folgende Merkmale (Gal 2006: 14):

- Sprache ist benennbar
- Sprache ist zählbar
- Sprache ist begrenztbar und unterscheidbar von anderen Sprachen
- Sprache ist annähernd übersetzbar in andere Sprachen
- Sprache hat bestimmte Eigenheiten, die für eine Gruppe von SprecherInnen typisch sind

Diese Vorstellungen haben ihre Wurzeln in der europäischen Aufklärung und in der Romantik, in der sich Sprachphilosophien zunehmend als Sprachideologien verbreiteten – insbesondere ist damit der Name von Johann Gottfried Herder verbunden (Gal 2006: 14). Sprache wird in dieser Vorstellung zudem als Technologie begriffen, die dazu dient, die Welt zu benennen – der soziale Aspekt von Sprache wird dabei ausgeklammert. Sprache ist demnach in sich homogen, abgrenzbar, genormt und verschriftlicht - Sprachen, die diese Eigenschaften nicht besitzen, werden als unterentwickelte, unmoderne oder gar unzivilisierte Formen abgetan (Gal 2006: 15). Parallel dazu wurde Monolingualismus als ‚natürliche‘ Form der Sprachbeherrschung angesehen – eine mächtige Vorstellung, die Mehrsprachigkeit als Sonderfall abtat oder gar pathologisierte (Busch 2013: 48). Dieses Konzept von Sprache hat aber auch eine politische Dimension: Sprache ‚gehört‘ zwar allen BürgerInnen, steht aber andererseits für eine bestimmte soziale Gruppe; und eine eigene, abgegrenzte Sprache hat das Recht auf einen eigenen Staat, ein Territorium oder eine andere Form politischer Autonomie (Gal 2006: 15).

### **2.1.2. Die Macht der Standardsprache**

Das Konzept der Standardsprache bezeichnet Gal (2006: 14) als die dominanteste Sprachideologie in Europa. Prozesse der Standardisierung lassen unweigerlich davon abweichende Formen von Sprache entstehen, die damit als inakzeptabel oder inadäquat erscheinen: „Contrary to the commonsense view, standardization creates not uniformity but more (and hierarchical) heterogeneity” (Gal 2006: 21). Eine (gesprochene) Standardsprache kann dabei nur als Abstraktion verstanden werden, die aber so nützlich ist, dass sie ständig erhalten und erweitert wird (Lippi-Green 1997: 53). Davon abweichende Sprachformen, Varietäten oder ganze Sprachen werden der dominanten Standardsprache mit verschiedenen Strategien untergeordnet. Lippi-Green (1997: 68) listet diese Strategien in ihrem Modell des „language subordination process” auf:

- *Sprache wird mystifiziert:*  
Ohne Hilfe und Anleitung durch ExpertInnen wird man nie die Komplexität der eigenen Sprache verstehen.
- *Autorität wird beansprucht:*  
Die Standardsprache ist deswegen erstrebenswert, weil ihre SprecherInnen gebildet sind, richtig sprechen und gut schreiben können.
- *Fehlinformationen werden verbreitet:*  
Historische, ästhetische oder logische Gründe sprechen dafür, dass die Standardsprache allen anderen Formen überlegen ist.
- *Abweichende Sprachformen werden trivialisiert:*  
Anderen Sprachformen werden lustige oder komische Attribute zugeschrieben oder sie werden auf eine Haus- und Hofsprache reduziert.
- *KonformistInnen werden als Vorbilder hervorgehoben:*  
Der Erfolg von Individuen wird mit ihrer sprachlichen Anpassung in Verbindung gebracht.
- *Versprechen werden gemacht:*  
Wer die Standardsprache übernimmt, kann mit Vorteilen rechnen.
- *Drohungen werden gemacht:*  
Wer die Standardsprache nicht übernimmt, verliert die Chance auf mehr Prestige oder sozialen Aufstieg.

- *NonkonformistInnen werden verunglimpft oder marginalisiert:*  
SprecherInnen, die sich der Standardsprache nicht anpassen wollen, werden der Dummheit, Arroganz, Uninformiertheit oder Unwissenheit bezichtigt.

Ob diese und ähnliche Strategien auf das Verhältnis zwischen Deutsch und Slowenisch in Kärnten umgelegt werden können, wird sich in der Analyse zeigen. Was das Modell aber nicht beachtet, sind Mechanismen, die gerade den von der ‚Standardsprache‘ abweichenden Sprachformen besonderen Wert zugestehen: Ein illustratives Beispiel dafür ist die Windischentheorie, deren herausragendster Vertreter Martin Wutte den kärntner-slowenischen Dialekten den Status einer eigenen deutsch-slowenischen Mischsprache („Windisch“) zuschrieb (Priestly 1997: 88). Mit der Etablierung dieser „zwischenpositionellen Kategorie“ (Kramer 2004: 211) gelang eine Einteilung der Kärntner SlowenInnen in „Windische“, die aufgrund ihrer ‚gemischten‘ Sprache als „deutschfreundlich“ und „assimilierbar“ galten, und in „Nationalslowenen“, welchen eine pro-jugoslawische Gesinnung unterstellt wurde (Entner 2010a: 14).

### **2.1.3. Sprachwandel und Sprachverfall**

Die Tatsache, dass sich Sprache ständig verändert, wird auch von Menschen registriert, die sich nicht wissenschaftlich damit auseinandersetzen. Im Allgemeinen ist diese Wahrnehmung verzerrt und ungenau; die SprecherInnen stehen Sprachwandel meist nicht wertneutral gegenüber: „Dem – zumeist sehr fragmentarischen und oft auch falschen – vortheoretischen Befund von Regelveränderungen folgt eine *Bewertung* stets auf dem Fuss, und diese Bewertung fällt in den seltensten Fällen positiv aus“ (Linke/Nussbaumer/Portmann <sup>5</sup>2004: 435; Hervorhebung im Original). Keller (<sup>2</sup>1994: 23) schreibt dazu: „Die typische Form, den Wandel der Sprache wahrzunehmen, scheint darin zu bestehen, ihn als Verfall zu erleben.“ Aber auch LinguistInnen sind vor solchen Urteilen nicht gefeit: Bis in die 1870er Jahre war die Ansicht verbreitet, dass Sprachwandel unausweichlich zu Sprachverfall führen müsse und dass es einst ein ‚Goldenes Zeitalter‘ der Sprachen gegeben

habe (Hock/Joseph 1996: 6). Die Ansicht, dass die Sprache verfällt und verdirbt, wurde sogar als Grund oder Erklärung für Sprachwandel herangezogen (Hock <sup>2</sup>1988: 630).

Mit solch negativen Bewertungen geht die Befürchtung einher, die Sprache würde an Reinheit verlieren und die SprecherInnen wären in Folge nicht mehr in der Lage, klar zu sprechen oder zu denken (Hock/Joseph 1996: 5f). Aitchison (<sup>2</sup>1991: 212) weist darauf hin, dass die Wahrnehmung von Sprachwandel – gleichgültig, ob dieser als Verfall oder Fortschritt gesehen wird – stark ideologisch geprägt ist: Im 19. Jahrhundert war die Ansicht vorherrschend, dass die gegenwärtige Zivilisation dekadent sei und ihre Sprache deswegen verfallende. Dies führte dazu, dass die Rekonstruktion früherer, ‚perfekter‘ Sprachzustände in den Fokus rückte. Ab der Hälfte des 19. Jahrhunderts setzte sich eine andere Ideologie durch, wenn auch die Dekadenz-Vorstellung niemals ganz verschwand: Darwins These, dass die Stärksten sich durchsetzen, wurden auf Sprache angewandt. In der Sprache setzten sich demnach jene Elemente durch, die am effizientesten und einfachsten seien, und ihr Erfolg sei auf ihren inhärenten Wert zurückzuführen. Eine extreme Version dieser Vorstellungen behauptet, dass jene Ausdrücke und Sprachen, die sich durchsetzen, besser seien als solche, die zurückweichen oder verschwinden. Allerdings sind solche Überlegungen nicht haltbar, denn, so Aitchison (<sup>2</sup>1991: 213), „(...) expansion and decline reflect political and social situations, not the intrinsic merit or decadence of a language“.

## **2.2. Der sprachliche Markt**

Als Erklärung für sprachliche Mechanismen innerhalb von Gesellschaften entwirft Bourdieu (<sup>2</sup>2005) das komplexe Konzept der Ökonomie des sprachlichen Tausches. Soziale Beziehungen versteht er als symbolische Interaktionen, die Kenntnis und Anerkenntnis voraussetzen; sie stellen aber auch einen sprachlichen Austausch dar, der immer von symbolischen Machtbeziehungen geprägt ist und in dem sich die Machtverhältnisse zwischen den SprecherInnen aktualisieren (Bourdieu <sup>2</sup>2005: 41). Jede (sprachliche) Handlung entspringt einer spezifischen Konstellation, die sich aus drei Elementen zusammensetzt: einerseits den „Dispositionen des sprachlichen Habitus“, die einen Hang zum

Sprechen und Aussprechen bestimmter Sachverhalte mit sich bringen, und andererseits der Sprachfähigkeit an sich, mit der grammatisch richtige Aussagen gebildet und diese sozial adäquat eingesetzt werden können. Zum Dritten werden sprachliche Handlungen durch „Strukturen des sprachlichen Marktes“ bestimmt, die Bourdieu als ein „System spezifischer Sanktionen und Zensurvorgänge“ versteht (Bourdieu <sup>2</sup>2005: 41). Auf diesem sprachlichen Markt kursiert aber nicht ‚die Sprache‘ an sich, sondern Diskursformen, deren Wert sich durch ihre Distinktion zu anderen zirkulierenden sprachlichen Produkten ergibt (Bourdieu <sup>2</sup>2005: 42f). Diese Diskursformen dienen dabei nicht nur der Kommunikation, sondern sie vermitteln auch Zeichen der Bewertung und der Autorität – unweigerlich wird neben dem eigentlichen Inhalt auch eine Information über die Art und Weise des Kommunizierens übermittelt, und der verwendete Sprachstil wird vom Gegenüber in Bezug auf alle existierenden Sprachstile wahrgenommen und bewertet. Dadurch bekommt der verwendete Sprachstil einen sozialen Wert und symbolische Wirksamkeit (Bourdieu <sup>2</sup>2005: 73).

Die ‚offizielle Sprache‘ – die Sprache einer politischen Einheit, die den Angehörigen dieser Einheit als einzig legitime vorgeschrieben ist (Bourdieu <sup>2</sup>2005: 49) – konstituiert dabei die Norm, an der sämtliche andere Sprachpraktiken gemessen werden. Der Wert, auf den SprecherInnen mit ihrer sprachlichen Produktion Anspruch erheben können, wird innerhalb eines Systems konkurrierender Varianten bestimmt und prägt gleichzeitig auch ihr jeweiliges Verhältnis zur Sprache und zur Sprachproduktion selbst (Bourdieu <sup>2</sup>2005: 59). Sprache und ihre SprecherInnen werden von der Marktstruktur maßgeblich beeinflusst, da die Sanktionen des Marktes bereits wirken, bevor die Sprache noch den Marktplatz betritt. SprecherInnen streben danach, den symbolischen Profit ihrer sprachlichen Praktiken am Markt zu maximieren, und unterwerfen sich dafür den Zwängen und Gesetzen des Marktes. Diese Selbstzensur der eigenen Sprachverwendung bestimmt nicht nur die Art des Sprechens, sondern auch die Wahl dessen, was gesagt werden kann und was nicht (Bourdieu <sup>2</sup>2005: 84f).

Die Prinzipien des Marktes können aber auch zumindest vorübergehend ausgehebelt werden, da der Markt niemals alle Lebensbereiche umfassen kann; so können die Beherrschten im kleineren, privaten Kreis ihre ansonsten weniger

hoch bewerteten Sprachformen verwenden und sie damit der Logik des Marktes entziehen (Bourdieu <sup>2</sup>2005: 78).

## IV. Kärntner SlowenInnen in Wien

### 1. Slowenische Beziehungen zu Wien

Sowohl in der wissenschaftlichen Literatur als auch in der medialen Öffentlichkeit werden Menschen, die sich der slowenischen Minderheit in Kärnten zurechnen, häufig als eher statische Gruppe wahrgenommen und dargestellt. So erklären etwa Inzko et al. (1988: 222) in den späten 1980er Jahren den hohen kärntner-slowenischen Anteil der im Agrarsektor Beschäftigten als „Ausdruck der traditionell starken Bindung der Kärntner Slowenen an den ererbten heimatlichen Boden“, während „Arbeiter oder Nebenerwerbsbauern *täglich* oder *wöchentlich* in industrialisierte Gebiete auspendeln“ (eigene Hervorhebung). Dass Kärntner SlowenInnen für längere Zeit ihre Herkunftsorte verlassen können, scheint in dieser (zweifellos längst überholten) Sichtweise ausgeschlossen.

Auch in neueren Standardwerken ist der Fokus eindeutig auf das Geschehen in Kärnten gerichtet: So gehen etwa Klemenčič/Klemenčič (2010) in ihrer umfangreichen Analyse der Situation der Kärntner SlowenInnen von 1945 bis 2009 nicht weiters auf die vorübergehende oder dauerhafte Abwanderung aus Kärnten ein. Berichte und Kommentare in kärntner-slowenischen Medien wie der wöchentlichen Fernsehsendung ‚Dober dan, Koroška‘<sup>14</sup>, der Volksgruppenredaktion des ORF<sup>15</sup>, der Wochenzeitung ‚Novice‘<sup>16</sup> und der kirchlichen Wochenzeitung ‚Nedelja‘<sup>17</sup> konzentrieren sich ebenfalls – mit gelegentlichen Ausnahmen<sup>18</sup> – auf Kärntner SlowenInnen in Kärnten selbst.

In den Sozialwissenschaften hingegen wird die Migration von Angehörigen autochthoner Minderheiten unter Begriffe wie „Land-Stadt-Wanderung“ oder „Binnenwanderung“ subsumiert (Reinprecht/Weiss<sup>2</sup>2012: 14), die in der aktuellen Migrationsforschung keinen Schwerpunkt bilden.

---

<sup>14</sup> <http://tvthek.orf.at/programs/genre/Volksgruppen/70443>

<sup>15</sup> <http://volksgruppen.orf.at/slovenski/>

<sup>16</sup> <http://novice.at>

<sup>17</sup> <http://www.kath-kirche-kaernten.at/nedelja/>

<sup>18</sup> Ein aktuelles Beispiel dafür ist ein von Matej Zenz geführtes Interview mit Mitgliedern des Vorstands des KSSŠD, des Klubs slowenischer StudentInnen in Wien (s. Kapitel IV.3.1.), das am 24. Jänner 2014 in der kärntner-slowenischen Wochenzeitung ‚Novice‘ in der Rubrik ‚Brez Meja‘ („Ohne Grenzen“) veröffentlicht wurde (Zenz 2014).

Kärntner SlowenInnen in Wien bilden somit eine Gruppe, die sowohl von der wissenschaftlichen als auch von der medialen Seite größtenteils übersehen wird. Eine Ausnahme bildet Zupančič (1999), der in seinen Ausführungen zu SlowenInnen in Österreich auch auf Wanderungsbewegungen von Kärntner SlowenInnen zu sprechen kommt – deren Dynamik er gar als „eine der grundlegendsten Charakteristiken des Wohnens und Lebens von Slowenen in Österreich“<sup>19</sup> („ena temeljnih značilnosti načina bivanja in življenja Slovencev v Avstriji“) beschreibt (Zupančič 1999: 153). Ihm zufolge sind Klagenfurt (slow. Celovec), Graz (slow. Gradec) und Wien (slow. Dunaj) diejenigen urbanen Zentren in Österreich, die für SlowenInnen im Lauf der Geschichte und in der heutigen Zeit eine wichtige Rolle spielten und spielen (Zupančič 1999: 114). Während Klagenfurt durch seine Lage am Rande des autochthonen Siedlungsgebietes den eindeutigen kulturellen, wirtschaftlichen und politischen Mittelpunkt der Kärntner SlowenInnen darstellt (Reiterer 1996: 216), liegen Graz und Wien außerhalb dieses Gebietes. Vor allem Wien zog als Hauptstadt im Lauf der Jahrhunderte Generationen an SlowenInnen an, die hier studierten und arbeiteten. Zupančič (2013: 27, 39) schreibt Wien deshalb eine besondere Rolle innerhalb aller Gebiete, in denen SprecherInnen des Slowenischen weltweit leben, zu, und bezeichnet SlowenInnen in Wien als „besonderen Teil der globalisierten slowenischen Diaspora“ („(Dunajski Slovenci so) poseben del globalizirane slovenske diaspore (...)). Dennoch bildete sich in Wien, ebenso wenig wie in Graz, keine ständig präsente slowenischsprachige Gruppe heraus, die Slowenisch über mehrere Generationen weitergegeben hätte: „Die Anwesenheit von Slowenen in den beiden Städten ist vor allem das Ergebnis ständiger Ansiedlung und laufender Assimilation“ („Prisotnost Slovencev v obeh mestih je predvsem rezultat nenehnega priseljavanja in sprotne asimilacije“) (Zupančič 1999: 114).

Die drei Städte sind auch heute zentrale Anziehungspunkte für viele Kärntner SlowenInnen: Während Klagenfurt mit seinen slowenisch- bzw. zweisprachigen Ausbildungsstätten vor allem für SchülerInnen relevant ist, ziehen viele nach Graz oder Wien, um an den dortigen Universitäten zu studieren. Obwohl die Universität Klagenfurt bereits 1970 gegründet wurde und Graz geographisch

---

<sup>19</sup> Sofern nicht anders angegeben, stammen alle Übersetzungen aus dem Slowenischen von der Autorin.

näher ist, entscheidet sich dennoch ein Großteil für das Studium in Wien (Zupančič 1999: 152). Etwa zwei Drittel jener Kärntner SlowenInnen, die Kärnten für das Studium verlassen, kehren später nach Klagenfurt oder in andere Orte Kärntens zurück, während ein Drittel dauerhaft von Kärnten wegbleibt (Zupančič 1999: 151). Auch wenn es auf den ersten Blick so wirkt, als würde die Minderheit durch Abwanderung in ihrer Anzahl verringert werden, ist „das Netz der Städte Klagenfurt, Wien und Graz sowie in geringerem Ausmaße Salzburg und Innsbruck (...) insgesamt von zentraler Bedeutung für die Existenz und den Erhalt der slowenischen Minderheit in Kärnten“ („Omrežje mest Celovca, Dunaja in Gradca ter v manjši meri še Salzburga in Innsbrucka je kot celota ključnega pomena za obstoj in ohranjanje slovenske manjšine na Koroškem“), zumal es sich bei Kärntner SlowenInnen außerhalb Kärntens um eine Gruppe zumeist gut ausgebildeter und ökonomisch gut situerter Personen handelt (Zupančič 1999: 151).

Auch Ogris (2009) beschäftigt sich in ihrer Diplomarbeit mit jungen kärntner-slowenischen Studierenden in Graz und Wien, wobei der Fokus eher auf Graz liegt. Sie legt den Schwerpunkt ihrer Untersuchung auf die Identität ihrer GesprächspartnerInnen, wobei sie sich unter anderem auf die Typologie an kärntner-slowenischen Identitäten, wie sie Larcher (1988: 58-63) vorgeschlagen hat, bezieht. Ihre zentrale Annahme, dass die Übersiedlung vom rural geprägten Kärnten in die beiden Städte eine Identitätskrise verursache, lehnen ihre neun GesprächspartnerInnen entschieden ab, wiewohl sie darauf verweisen, dass ihre neue Lebenssituation positive wie auch negative Auswirkungen hat (Ogris 2009: 101). Ihre ethnische Identität als Kärntner SlowenInnen verändert sich zwar dadurch nicht, aber ihre Lebenssituation differiert in Hinblick auf die Möglichkeiten der Ausübung ihrer Identität und auf das Ausmaß an Anstrengung, die sie dafür aufwenden müssen (Ogris 2009: 115). Ein wichtiges Thema ist die slowenische Sprache: Einerseits fühlen sich die Studierenden in den beiden Städten sprachlich freier, da die Umgebung mehrsprachig ist und die Menschen mit der Minderheitenthematik unbeschwerter umgehen als in Kärnten (Ogris 2009: 104f), andererseits sind die Gelegenheiten zum Gebrauch der slowenischen Sprache und damit die Möglichkeit zur „Erhaltung und Festigung

ihrer Identität“ seltener („za ohranitev in utrditev svoje identitete“) (Ogris 2009: 110).<sup>20</sup>

Bei Vavti (2012), die die ethnische Identifikation junger Kärntner SlowenInnen mittels autobiographischer Gespräche untersuchte, ist der Stellenwert von Wien ebenfalls zumindest am Rande ein Thema. So spricht eine ihrer GesprächspartnerInnen darüber, wie sie sich als Sprecherin des Slowenischen in Wien als Migrantin wahrgenommen und damit nicht akzeptiert fühlt (Vavti 2012: 38f). Wien wird von vielen der GesprächspartnerInnen als Stadt wahrgenommen, in der Deutsch als Umgangssprache dominiert und man sich der Mehrheit anpasst (Vavti 2012: 111). In den Gesprächen kommt aber auch zutage, dass die Abwanderung junger Kärntner SlowenInnen für jene eine Rolle spielt, die in Kärnten bleiben, und von manchen als „Verlust ‚für das Volk‘“ („izgubo ‚za narod‘“) verstanden wird (Vavti 2012: 112). Vavti (2012: 21-26) nimmt dabei eine Kategorisierung der Identitäten ihrer GesprächspartnerInnen vor und unterscheidet zehn verschiedene Identitätstypen. In Vavti (2013) werden die verschiedenen Einstellungen ihrer GesprächspartnerInnen zum Leben in Wien zusammengefasst. Vavti (2013: 158f) zieht daraus das Fazit, dass die slowenischsprachige Minderheit in Kärnten und ihre Sprache durch die Abwanderung in deutschsprachige urbane Zentren gefährdet ist, und fordert deswegen die Entwicklung neuer Strategien, um junge Kärntner SlowenInnen vermehrt in das Geschehen in Kärnten einzubinden.

Die geringe wissenschaftliche Auseinandersetzung mit Kärntner SlowenInnen in Wien erscheint gerade vor dem Hintergrund verwunderlich, dass Wien viele Jahrhunderte lang – von der Gründung der Universität Wien im Jahr 1365 an bis zur Eröffnung der Universität in Laibach (slow. Ljubljana) 1919 – das wichtigste Bildungszentrum für den gesamten slowenischsprachigen Raum darstellte: „Als kulturelles, politisches, militärisches und wirtschaftliches Zentrum der

---

<sup>20</sup> „Das bedeutendste Element der Kärntner Slowenen ist die Sprache. Im Prinzip fängt mit der Sprache alles an und hört alles auf“ („Najpomembnejši element koroških Slovencev je jezik. V bistvu se z jezikom vse začne in vse konča.“) schreibt Ogris (2009: 89) an anderer Stelle. Auf die unreflektierte Konzeptualisierung der „Sprache“ (Slowenisch) als herausragendstes Identitätsmerkmal der Kärntner SlowenInnen sei hier nur am Rande verwiesen (Wakounig 2008: 352).

Habsburgermonarchie, zu welcher ab dem 14. Jahrhundert auch fast alle ethnisch slowenischen Gebiete zählten, wurde Wien Lebensmittelpunkt vieler bedeutender slowenischer Persönlichkeiten“ (Schellander/Obid 2010: 17). Ein Großteil der slowenischen Intelligenz hielt sich vor der Gründung der Universität in Laibach zumindest eine Zeit lang in Wien auf (Schellander/Obid 2010: 39). Für die in Österreich lebenden Angehörigen der slowenischen Minderheit blieb Wien auch nach 1919 die wichtigste und beliebteste Universitätsstadt (Schellander/Obid 2010: 22). Die jahrhundertelange Anwesenheit von SlowenInnen in Wien, die sich hier bilden und geistig sowie künstlerisch entfalten konnten, bisweilen aber auch daran scheiterten, hinterließ nicht nur immaterielle Spuren. Neben den in Kapitel IV.3. näher beschriebenen (kärntner-)slowenischen Räumen finden sich zahlreiche Bauten, Denkmäler, Straßennamen und andere Hinweise auf die Geschichte der SlowenInnen in Wien, die in Schellander/Obid (2010) zusammengefasst sind.

Auch in den sprachbiographischen Gesprächen verankern sich zwei meiner GesprächspartnerInnen in der Tradition der in Wien lebenden (Kärntner) SlowenInnen: So meint Miran, dass Wien für SlowenInnen im Gegensatz zu anderen europäischen Städten wie London oder Paris keine „fremde Stadt“ darstellt. Auch Martin verortet sich in dieser Linie: Wien sieht er als Teil des slowenischsprachigen Kulturkreises und begründet dies mit der historischen Kontinuität der Anwesenheit von (Kärntner) SlowenInnen in Wien. Er verweist dabei auf den Klub slowenischer StudentInnen in Wien (KSSŠD; s. Kapitel IV.3.1.), der bereits 1923 gegründet wurde.

## 2. ExpertInneninterviews

Um das Bild zu ergänzen, wurden zwei ExpertInneninterviews mit langjährigen BeobachterInnen der österreichischen Minderheitenszene, Dr.<sup>in</sup> Cornelia Kogoj und ao. Univ.-Prof. i. R. Dr. Gero Fischer, durchgeführt. Im Unterschied zu den sprachbiographischen Gesprächen, die den Kern vorliegender Arbeit bilden, wurden die Interviews anhand eines Frageleitfadens durchgeführt (s. Kapitel VII.3.1. und VII.3.2.). Atteslander (<sup>12</sup>2008: 125) charakterisiert diese Art der Interviewführung als „teilstrukturierte Form der Befragung“, bei der die Fragen und Antworten nichtstandardisiert sind. ExpertInneninterviews zielen auf die „Rekonstruktion von besonderen Wissensbeständen bzw. von besonders exklusivem, detailliertem oder umfassendem Wissen über besondere Wissensbestände und Praktiken“ ab, „kurz: auf die Rekonstruktion von Expertenwissen“ (Pfadenhauer <sup>3</sup>2009: 99). Der Begriff des ‚Experten‘ wird in der wissenssoziologischen Literatur ausführlich debattiert. Eine für vorliegende Arbeit geeignete Auslegung des Begriffes bringen Meuser/Nagel (<sup>3</sup>2009: 43) ein: Sie bestimmen ExpertInnen als Personen, die durch ihre Tätigkeit (und nicht unbedingt bzw. nicht nur durch ihre Ausbildung) ein Sonderwissen erworben haben, weil sie einen privilegierten Zugang zu Informationen haben und in ihrem Feld als aktive PartizipantInnen auftreten.

Um die Interviews nach qualitativen Gesichtspunkten auszuwerten, schlägt Mayring (<sup>6</sup>2008: 472f) vier Vorgehensweisen vor: Man kann das Material zusammenfassen, daraus in induktiver Vorgehensweise Kategorien bilden, mithilfe zusätzlicher Informationen explizieren oder nach bestimmten Aspekten strukturieren. Für die vorliegende Arbeit ist letztere Vorgehensweise, die strukturierende Inhaltsanalyse, von Bedeutung: Diese will „bestimmte Aspekte aus dem Material herausfiltern, will unter vorher festgelegten Ordnungskriterien einen Querschnitt durch das Material legen oder das Material unter bestimmten Kriterien einschätzen“ (Mayring <sup>6</sup>2008: 473). Die Interviews sollen also so analysiert werden, dass jene Aspekte, die das Kapitel über Kärntner SlowenInnen in Wien erweitern oder ergänzen können, hervorgestrichen werden.

Dr.<sup>in</sup> Cornelia Kogoj wurde 1969 in Klagenfurt geboren und wuchs im zweisprachigen Gebiet Südkärntens auf. 1997 schloss sie ihre Dissertation über

Medien in den Sprachen autochthoner Minderheiten in Zentraleuropa ab. Dr.<sup>in</sup> Kogoj ist seit 1998 Generalsekretärin der Initiative Minderheiten.<sup>21</sup> Die 1991 gegründete nicht-staatliche und nicht-profitorientierte Organisation mit Sitz in Wien und Innsbruck versteht sich als Plattform und Netzwerk für Minderheiten in Österreich.<sup>22</sup> Der Minderheitenbegriff ist dabei bewusst sehr weit gefasst: „Eine Minderheit bilden Personen, die aufgrund ihrer ethnischen, sozialen oder religiösen Zugehörigkeit oder sexuellen Orientierung Diskriminierung erfahren. Diskriminierung ist politisch als Ausschluss von bestimmten Rechten zu sehen, sozial als die Erfahrung von Vorurteilen und Ausgrenzungen.“<sup>23</sup>

Ao. Univ.-Prof. i. R. Dr. Gero Fischer wurde 1944 in Oberösterreich geboren und ist seit 1970 – zuerst als Assistent, später als Universitätsprofessor – am Institut für Slawistik der Universität Wien tätig. Seine Schwerpunkte liegen auf Bohemistik, Soziolinguistik, Sprachenpolitik, Sprachdidaktik, mathematischer Linguistik und Minderheiten.<sup>24</sup>

Dr.<sup>in</sup> Cornelia Kogoj stellt am Anfang des Interviews fest, dass das Leben in Wien sowohl für Migrations- als auch autochthone Minderheiten eine andere Auseinandersetzung mit Themen wie Identität und Sprache mit sich bringe als in ihren Herkunftsorten. Kärntner SlowenInnen in Wien seien in das Großstadtmilieu eingebunden, das viele verschiedene kulturelle Ausdrucksformen und Sprachen mit sich bringe. Einen Vorteil davon sieht Dr.<sup>in</sup> Kogoj darin, dass sich eine kritische Haltung gegenüber der eigenen Gruppe herausbilde, die sich durch die Distanz zu Kärnten und die Tatsache, dass viele zum Studieren nach Wien kämen, ergebe. Zugleich erkennt sie aber ein starkes Bewusstsein und damit ein hohes Maß an Reflexion der Gruppe gegenüber. Dies sei für die Minderheit sehr wichtig und zeige sich darin, dass wichtige Impulse für ihre Weiterentwicklung in der Vergangenheit häufig von außerhalb Kärntens lebenden Kärntner SlowenInnen gekommen seien. Das Leben in Wien biete auch die Möglichkeit, aus dem eher starren und konservativen Weltbild in Kärnten herauszukommen. Dr.<sup>in</sup> Kogoj ist dabei nicht der Ansicht, dass jene, die

---

<sup>21</sup> Das Interview mit Dr.<sup>in</sup> Cornelia Kogoj fand am 5. Juni 2013 in den Räumlichkeiten der Initiative Minderheiten in Wien statt und dauerte 58 Minuten.

<sup>22</sup> <http://minderheiten.at>

<sup>23</sup> [http://minderheiten.at/index.php?option=com\\_content&task=view&id=1&Itemid=8](http://minderheiten.at/index.php?option=com_content&task=view&id=1&Itemid=8)

<sup>24</sup> Das Interview mit Prof. Gero Fischer fand am 14. Juni 2013 im Institut für Slawistik der Universität Wien statt und dauerte 60 Minuten.

sich für das Leben in Wien entscheiden, für die Minderheit verloren seien, denn Netzwerke und Verbindungen nach Kärnten würden zumeist erhalten bleiben. Ein zentrales Thema bei Kärntner SlowenInnen in Wien sei die Sprachweitergabe an die nächste Generation, die sich aufgrund mangelnder Strukturen als schwieriger erweise als in Kärnten. Die Eltern seien auf ein informelles Netzwerk angewiesen, das auch – nicht zuletzt durch die Bemühungen des Klubs slowenischer StudentInnen in Wien (s. Kapitel IV.3.1.) – bestehe. Dennoch gäbe es derzeit keine Möglichkeiten für institutionalisierten Slowenischunterricht. Dr.<sup>in</sup> Kogoj sieht den Grund dafür darin, dass die Nachfrage zu gering sei. Politische Bemühungen für Angehörige autochthoner Minderheiten seien auf die traditionellen Siedlungsgebiete beschränkt. Für die Stadt Wien spielten autochthone Minderheiten ebenfalls eine marginale Rolle und würden bei Diskussionen über Diversität oder Repräsentationen der Stadt nach außen hin nicht mitgedacht.

Prof. Gero Fischer merkt zu Beginn des Interviews an, dass sich bisher kein breiterer Migrationsbegriff etabliert habe, der die gemeinsamen Merkmale von Binnenwanderung und Zuwanderung aus dem Ausland vereinen könne. Während den so genannten „Zuwandererminderheiten“ ein fluktuierendes, dynamisches Moment zugestanden werde, würden autochthone Minderheiten eher statisch wahrgenommen, ihre Möglichkeiten zur Mobilität nicht wirklich in Betracht gezogen. Eine Ausnahme stellten BurgenlandkroatInnen dar, die in Wien stark vertreten seien – bei der Volkszählung 2001 gaben 2456 Menschen in Wien Burgenlandkroatisch als ihre Umgangssprache an (Statistik Austria 2003: 102).<sup>25</sup> Autochthone Minderheiten würden schon durch ihre geringe Anzahl eine marginale Rolle einnehmen; zudem ginge zumindest für die Stadt Wien die weit größere und wirtschaftlich weit bedeutsamere Dynamik von den Zuwanderergruppen aus. Die ungefähre Anzahl von Angehörigen autochthoner Minderheiten in Wien zu bestimmen, sei aber schwierig bis unmöglich, so Prof. Fischer. Die statistischen Daten seien Interpretationssache und anfällig für massive Verzerrungen. Bei der Volkszählung von 2001 gaben insgesamt 2396

---

<sup>25</sup> Schätzungen der realen Anzahl gehen von etwa 12.000 BurgenlandkroatInnen in Wien aus (Council of Europe 2000: 4).

Menschen in Wien Slowenisch als ihre Umgangssprache an, 872 davon wurden in Österreich geboren (Statistik Austria 2003: 102). In einem Interview von 2009 spricht Milan Obid, der damalige Obmann des Klubs slowenischer StudentInnen in Wien (s. Kapitel IV.3.1.), von etwa 100 kärntner-slowenischen Studierenden in Wien (Winkler-Hermaden 2009). Letztendlich sei eine Feststellung der genauen Anzahl an Kärntner SlowenInnen in Wien aber unmöglich, so Prof. Fischer.

Autochthonen Minderheiten würde dennoch mehr als lediglich ein symbolischer Platz zugestanden, seien sie doch in erster Linie angesprochen, wenn im politischen und medialen Diskurs von Minderheitenpolitik die Rede sei. Österreichische Minderheitenpolitik setze ihren Fokus in erster Linie auf autochthone Minderheiten, wiewohl die Zuwanderungsminderheiten weitaus stärker vertreten wären. Insgesamt spielten autochthone Minderheiten dennoch eine untergeordnete Rolle „im großen Konzert der Wiener Buntheit, der ethnischen Vielfalt“, so Prof. Fischer.

Prof. Fischer sieht zwischen den verschiedenen autochthonen Minderheiten in Wien größere Unterschiede: Die in Wien selbst als autochthon anerkannte Minderheit der TschechInnen verfüge beispielsweise über eine eigene Privatschule, den Schulverein Komensky<sup>26</sup>, und sei in unterschiedliche soziale Schichten gegliedert; BurgenlandkroatInnen in Wien hingegen könnten zwar auf zwei große Vereine<sup>27</sup> und die zweisprachige Kindergruppe Viverica<sup>28</sup> verweisen, zeichneten sich aber durch ein reges Pendlertum und eine bestimmte Loyalität dem Burgenland gegenüber aus. Bei den Kärntner SlowenInnen in Wien handle es sich hingegen um eine kleine Gruppe, die eher der gesellschaftlichen Elite zugerechnet werden könne und kaum über ausgebildete Strukturen verfüge (s. Kapitel IV.3.). Die geographische Distanz zwischen Wien und Kärnten sei im Gegensatz zum Burgenland so groß, dass regelmäßiges Pendeln für die meisten nicht in Frage käme; zudem sei das politische und soziale Klima in Kärnten nicht gerade einladend, was die Entscheidung für ein endgültiges Leben in Wien beschleunige.

---

<sup>26</sup> <http://www.komensky.at>

<sup>27</sup> Hrvatsko gradišćansko kulturno društvo u Beču – HGKD (Burgenländisch-Kroatischer Kulturverein in Wien) und Hrvatski akademski klub – HAK (Kroatischer Akademikerklub). Gemeinsam betreiben die beiden Vereine das Gradišćansko-hrvatski centar (Burgenländisch-kroatische Zentrum) im 4. Wiener Gemeindebezirk.

<sup>28</sup> <http://www.hrvatskicentar.at/viverica/viverica.html>

Prof. Fischer sieht wenig Möglichkeiten, die verfassungsrechtlich verankerten Rechte der Kärntner SlowenInnen auf Wien auszudehnen; die Anzahl an SlowenischsprecherInnen in Wien sei außerdem zu klein, um dauerhafte Strukturen wie eine eigene Schule auszubilden. Selbst für die Organisation eines muttersprachlichen Zusatzunterrichts – der in jeder Sprache angeboten werden kann, sofern es Bedarf dazu gibt und die personellen und stellenplanmäßigen Ressourcen verfügbar sind (BMUKK <sup>16</sup>2012: 20-23) – hält er die betroffene Gruppe für zu klein; die Förderung der Sprachenentwicklung von in Wien aufwachsenden Kindern sei daher vom Engagement der Eltern und deren Umfeld abhängig. Zusammenfassend hält Prof. Fischer aber fest, dass es nicht sinnvoll sei, die Prioritäten auf die Förderung kleiner, relativ gut situierter Gruppen zu setzen, solange der Bedarf und die Notwendigkeiten wesentlich größerer Gruppen nicht gedeckt seien.

### 3. Kärntner-slowenische Räume in Wien

Im Gegensatz zu Kärnten, wo es eine beinahe unüberschaubare Fülle an politischen, kulturellen und wirtschaftlichen slowenischen Vereinen gibt, sind slowenischsprachige Institutionen und Räume in Wien nur spärlich gesät und tendieren dazu, ein Nischendasein im Gefüge der Stadt Wien einzunehmen. Die von meinen GesprächspartnerInnen am häufigsten genannten Institutionen, der Klub slowenischer StudentInnen in Wien (KSŠŠD) und das Slowenische Wissenschaftsinstitut (SZI), sollen in den Kapiteln IV.3.1. und IV.3.2. näher beschrieben werden. Erwähnt seien außerdem eine Reihe von Institutionen, die für (Kärntner) SlowenInnen in Wien eine mehr oder weniger wichtige Rolle spielen können.

Das Studierendenheim Korotan im 8. Bezirk gehörte bis 2009 dem in Klagenfurt ansässigen Hermagoras-Verein (Mohorjeva Družba). Mittlerweile wird es von der Republik Slowenien erhalten und ein Teil davon als Hotel geführt. Das dort basierte Slowenische Kulturzentrum bietet gelegentlich Ausstellungen, Lesungen und Vorträge mit Schwerpunkt auf slowenischer Kunst und Kultur an (Schellander/Obid 2010: 53).<sup>29</sup>

Das slowenische Kulturinformationszentrum SKICA ist das erste Kulturinstitut Sloweniens im Ausland und gilt als dislozierte Einheit der Botschaft der Republik Slowenien in Österreich. SKICA sieht sich als Vernetzungsplattform und fördert Kooperationen im Kunst- und Kulturbereich.<sup>30</sup>

In der Herz-Jesu-Kirche im 5. Bezirk befindet sich seit 1983 das slowenische Pastoralzentrum, das derzeit von Branko Umek geleitet wird; die Anfänge slowenischsprachiger Messen in Wien reichen aber bereits ins 19. Jahrhundert zurück. Jeden Sonntag findet hier eine Messe in slowenischer Sprache statt (Schellander/Obid 2010: 48).<sup>31</sup>

Das Österreichische Volksgruppenzentrum nimmt in der Reihe der eben charakterisierten Institutionen eine Sonderrolle ein, da es keinen sozialen Treffpunkt, sondern eine politische Organisation darstellt. Es wurde 1984 mit der

---

<sup>29</sup> [http://www.korotan.com/korotan\\_heim/](http://www.korotan.com/korotan_heim/)

<sup>30</sup> <http://www.skica.at/Skica>

<sup>31</sup> <http://www.spc-dunaj.net>

Absicht, Öffentlichkeitsarbeit zu leisten und politische Ziele der einzelnen autochthonen Minderheiten zu koordinieren, gegründet und bildet den einzigen Dachverband von Vertretungsorganisationen aller autochthonen österreichischen Minderheiten. Kärntner SlowenInnen werden vom Rat der Kärntner Slowenen (Narodni svet koroških Slovencev, NSKS) mit Sitz in Klagenfurt vertreten (Klemenčič/Klemenčič 2010: 356-358).

### **3.1. Klub slovenskih študentk in študentov na Dunaju (KSŠŠD)**

Der Klub slowenischer Studenten und Studentinnen in Wien (Klub slovenskih študentk in študentov na Dunaju, KSŠŠD<sup>32</sup>) wurde bereits 1923 unter dem Namen ‚Klub der Kärntner slowenischen Akademiker in Wien‘ gegründet (Schellander/Obid 2010: 25). Während des Nationalsozialismus wurde der Klub ab dem Jahr 1941, als Jugoslawien angegriffen wurde, verboten. 16 Klubmitglieder kamen während des Zweiten Weltkriegs ums Leben (KSŠŠD 2013: 9). 1946 wurde der Klub wieder gegründet. In der zweiten Hälfte der 1960er Jahre begannen die Klubmitglieder, beeindruckt von den europaweiten Studierendenrevolten, ein vermehrtes Bewusstsein für politische Probleme zu entwickeln und nach einem Ausweg aus der erstarrten Konfliktsituation in Kärnten zu suchen (Obid 2013). Ihre Aktivitäten übten einen starken Einfluss auf die politischen Strukturen der Kärntner SlowenInnen aus (KSŠŠD 2013: 10f). 1970 wurde die politische Zeitschrift ‚Kladivo‘ (‚Hammer‘) gegründet, die bis 1989 geführt wurde. Danach wurde die StudentInnenzeitung ‚Punt‘ (‚Aufruhr‘) bis 2007 herausgegeben (KSŠŠD 2013: 12, 14).

1971 bekam der Klub schließlich eigene Räumlichkeiten in der Mondscheingasse 11 im siebten Wiener Gemeindebezirk, wo er bis heute seinen Sitz hat (KSŠŠD 2013: 12). Der Klub ist heute vor allem für seine kulturellen Veranstaltungen bekannt: Regelmäßig finden Lesungen, Buchvorstellungen, Vernissagen, Filmabende und Konzerte statt. Meistens haben diese Veranstaltungen einen Bezug zur slowenischen Minderheit in Kärnten oder zu Slowenien. Neben einem Chor betreibt der Klub auch eine Bibliothek, die mit etwa 6000 Büchern die größte eigenständige slowenische Bibliothek in Wien darstellt (KSŠŠD 2013: 71).

---

<sup>32</sup> <http://www.ksssd.org/nc/home/>

Aber auch politische Aktivitäten bilden einen Schwerpunkt: Immer wieder finden politische Protestaktionen statt, wie etwa eine große Demonstration gegen die Novellierung des Volksgruppengesetzes im Juni 2011 (KSŠŠD 2013: 15).

Der KSŠŠD spielt für im Leben fast aller meiner GesprächspartnerInnen eine wichtige Rolle, um mit befreundeten Kärntner SlowenInnen in Verbindung zu bleiben und neue SprecherInnen des Slowenischen kennen zu lernen. Die Beziehungen zum Klub sind dabei unterschiedlich intensiv: Während sich mein Gesprächspartner Vladimir in die Konflikte der 1960er Jahre rund um geeignete Räumlichkeiten maßgeblich einbrachte, engagierte sich Maja eine Zeit lang als Chefredakteurin des ‚Punt‘. Für Martin stellt der KSŠŠD so etwas wie einen Angelpunkt dar, von dem aus er sich ein slowenischsprachiges Leben in Wien organisieren kann. Elena empfindet den Klub allgemein als einen geschützten Ort, an dem man sich anhalten kann, wenn man sich in der Großstadt verloren fühlt, da man dort immer Bekannte und FreundInnen trifft. Für Maja hingegen war es wichtig, dass im KSŠŠD Unterscheidungen innerhalb der Kärntner SlowenInnen in politisch linke und konservative Familien, die sie während der Schulzeit belastet hatten, etwas aufgehoben wurden.

Viele der GesprächspartnerInnen stellen den Besuch von Veranstaltungen oder das Engagement im Klub als eine Selbstverständlichkeit dar, die zentral für das Leben als Kärntner Slowene oder Slowenin in Wien angenommen wird, wobei dies meist auf die Phase während des Studiums begrenzt ist.

### **3.2. Slovenski znanstveni institut (SZI)**

Das Slowenische Wissenschaftsinstitut (Slovenski znanstveni institut, SZI) in Wien wurde 1998 formalrechtlich gegründet und nahm im Jahr 2000 die reguläre Arbeit auf (SZI 2010: 6). Die Räumlichkeiten befinden sich im Haus der Knaffel-Stiftung, die eine private Stipendienstiftung darstellt und auf die Hinterlassenschaft des Priesters Luka Knafelj (Lukas Knaffel) zurückgeht, der 1671 starb und einen Großteil seines Vermögens Studierenden aus dem slowenischen Kernland Krain widmete (Schellander/Obid 2010: 45). Das SZI verfügt über etwa 200m<sup>2</sup> an Räumlichkeiten, in denen Symposien,

Ausstellungen, Sprachkurse sowie eine slowenische Sprachschule stattfindet (SZI 2010: 6f). Seit 2006 findet im SZI ein regelmäßiger Slowenischunterricht für Kinder statt. Im Jahr 2010 nahmen bereits 35 Kinder in fünf verschiedenen Gruppen daran teil (SZI 2010: 8). In den Räumlichkeiten des SZI befindet sich außerdem eine Bibliothek. Zudem organisiert das SZI gelegentlich Exkursionen und Rundgänge durch Wien (SZI 2010: 9). Im SZI hat weiters die Österreichisch-Slowenische Gesellschaft ihren Sitz, die sich für bessere nachbarschaftliche Beziehungen zwischen den beiden Ländern einsetzt (Schellander/Obid 2010: 45).

Die unterschiedlichen Angebote des SZI spielen vor allem für meine GesprächspartnerInnen Vladimir und Sonja, die zu der älteren Generation gehören, eine Rolle: Sie sehen das Institut als Treffpunkt mit slowenischsprachigen FreundInnen und Bekannten in Wien und suchen es regelmäßig auf. Maja hingegen sieht in dem vom SZI angebotenen Slowenischunterricht eine wichtige Unterstützung der Sprachentwicklung ihrer beiden Kinder, die ansonsten keine institutionelle sprachliche Förderung erfahren. Die jüngste Generation bezieht sich stärker auf den KSŠŠD (s. Kapitel IV.3.1.) und nimmt das SZI weniger als kärntner-slowenischen Raum in Wien wahr.

## V. Analyse der sprachbiographischen Erzählungen

### 1. Kurzbiographien der GesprächspartnerInnen

Um einen besseren Überblick in den folgenden Analysekapiteln zu gewährleisten, sollen meine neun GesprächspartnerInnen hier anhand ihrer Kurzbiographien vorgestellt werden.

**Lucija** wurde 1936 in Kärnten geboren und wuchs auf einem großen Bauernhof auf. Im Alter von sechs Jahren wurde Lucija mit ihrer Familie aufgrund ihrer ethnisch-sprachlichen Zugehörigkeit in ein Arbeitslager nach Deutschland deportiert. Nach dem Zweiten Weltkrieg konnte die Familie nach Kärnten zurückkehren, wo Lucija deutschsprachige Schulen besuchte. Unmittelbar nach der Matura zog sie nach Wien, um dort zu studieren. Sie heiratete einen Kärntner Slowenen und hat mit ihm zwei Söhne, die beide in Wien aufwuchsen. Lucija hielt stets den Kontakt zu ihrer Familie in Kärnten. Ihr Mann lebt seit seiner Pensionierung wieder in Kärnten, und Lucija selbst hält sich auch oft dort auf. Lucija hat eine erwachsene Enkelin, die ebenfalls in Wien aufwuchs.

**Vladimir** wurde 1939 in Kärnten geboren, wo er in einem Dorf aufwuchs. Er besuchte deutschsprachige Bildungseinrichtungen. Nach der Matura wurde er ins Priesterseminar aufgenommen, das er nach kurzer Zeit wieder verließ. Nach einigen Monaten in einer anderen österreichischen Stadt entschied er sich für das Studium in Wien, wohin er im Jahr 1960 zog. In Wien lernte er eine Kärntner Slowenin kennen und gründete mit ihr eine Familie, der vier Kinder entstammen. Vladimir und seine Frau erklärten Wien bald zu ihrem Lebensmittelpunkt und leben auch heute noch in Wien. Mittlerweile haben sie drei Enkelkinder, von denen eines in Wien aufwächst.

**Sonja** wurde 1945 in Kärnten geboren und wuchs in einem Dorf auf. Sie besuchte deutschsprachige Bildungseinrichtungen mit slowenischsprachigem Zusatzunterricht und verbrachte einen Teil ihrer Schulzeit in einem slowenischsprachigen Internat. Nach der Matura arbeitete sie als Lehrerin und

heiratete einen Kärntner Slowenen. 1975 zog sie mit ihrem Mann nach Wien, da dieser sich beruflich verändern wollte. Entgegen den ursprünglichen Plänen blieben sie in Wien und gründeten eine Familie, der zwei Töchter entstammen. Sonja hat zwei Enkelkinder, die beide in Wien aufwachsen.

Nach ihrer Pensionierung nahm Sonja die Möglichkeit wahr, die zahlreichen Familiendokumente, die sie von ihrem Vater geerbt hatte, im Rahmen eines Studiums an der Universität Wien aufzuarbeiten.

**Miran** wurde 1957 in Kärnten geboren und wuchs in einem Dorf auf. Nach dem Besuch einer deutschsprachigen Volksschule besuchte er eine slowenischsprachige höhere Schule. Nach der Matura kam er nach Wien, um hier zu studieren. Nach dem Studium blieb er einige Jahre in Wien, kehrte dann aus beruflichen Gründen für einige Jahre nach Kärnten zurück und lebt heute wieder in Wien. Miran heiratete eine Kärntnerin, mit der er drei gemeinsame Kinder hat. Die Kinder wuchsen teilweise in Kärnten und teilweise in Wien auf und sind heute alle erwachsen.

**Maja** wurde 1972 in Kärnten geboren, wo sie in einem Dorf aufwuchs. Sie besuchte eine deutschsprachige Volksschule mit slowenischsprachigem Zusatzunterricht. Dann ging sie in eine höhere slowenischsprachige Schule, wechselte aber in der Oberstufe auf eine deutschsprachige Schule. Nach der Matura arbeitete sie ein Jahr lang in einer zweisprachigen Institution in Kärnten, entschloss sich aber 1992 für ein Studium in Wien. Dort heiratete sie einen deutschsprachigen Wiener, mit dem sie zwei Kinder im Schulalter hat. Mit ihrer Familie in Kärnten pflegt sie nach wie vor Kontakt.

**Dunja** wurde ebenfalls 1972 in Kärnten geboren und wuchs in einer größeren Stadt auf. Sie besuchte eine deutschsprachige Volksschule und ging danach auf eine slowenischsprachige höhere Schule. Nach der Matura zog sie nach Wien, um dort zu studieren. In Wien heiratete sie einen deutschsprachigen Kärntner, mit dem sie vier Kinder mit großen Altersunterschieden hat. Die Familie pflegte stets Kontakte nach Kärnten und lebt heute zum Teil wieder dort.

**Elena** wurde 1983 in Kärnten geboren und wuchs in einer kleineren Stadt auf. Sie besuchte eine zweisprachige Volksschule und eine slowenischsprachige höhere Schule. Nach der Matura zog sie in eine österreichische Stadt außerhalb Kärntens, um dort zu studieren. Nach etlichen Jahren in dieser Stadt, einem Auslandssemester und einer kurzen Zeit in Kärnten zog Elena 2010 nach Wien. Sie arbeitet als Übersetzerin und engagiert sich in einer slowenischsprachigen Institution in Wien. Alle ihre Geschwister leben ebenfalls in Wien.

**Andrej** wurde 1986 in Kärnten geboren, wo er in einem Dorf aufwuchs. Er besuchte eine zweisprachige Volksschule und eine slowenischsprachige höhere Schule. 2006 zog er nach Wien, um dort zu studieren. Sein Studium verband er mit längeren Auslandsaufenthalten; auch derzeit lebt er im Ausland. Alle seine Geschwister leben in Wien.

**Martin** wurde 1990 in Wien geboren und verbrachte seine ersten Kindheitsjahre in einer europäischen Stadt außerhalb Österreichs, wo seine Familie aus beruflichen Gründen lebte. Er besuchte eine zweisprachige Volksschule in Kärnten. Während der Unterstufe lebte er mit seiner Familie in Wien, um später in der Oberstufe eine slowenischsprachige höhere Schule in Kärnten zu besuchen. Nach der Matura verbrachte Martin einige Zeit in einer österreichischen Stadt außerhalb Kärntens und in einer Stadt in Slowenien, bevor er 2010 zum Studium nach Wien zog. Seine Schwester lebt ebenfalls in Wien. Nach einigen Jahren in Wien verbrachte er längere Zeit in dem Land, aus dem seine Mutter stammt, kehrte danach für kurze Zeit nach Kärnten zurück und lebt heute wieder in Wien.

## 2. Slowenisch in Kärnten

Im ersten Analyseteil soll der Fokus auf den Stellenwert des Slowenischen, wie ihn die GesprächspartnerInnen in Kärnten rückblickend erleben und wahrnehmen, gelegt werden. Bis auf Martin, der einen Teil seiner Kindheit und Jugend außerhalb Kärntens verbrachte, sind alle GesprächspartnerInnen in Kärnten geboren und aufgewachsen, bevor sie als Erwachsene nach Wien zogen.

Im ersten Unterkapitel soll analysiert werden, wie die GesprächspartnerInnen über den Gebrauch des Slowenischen als Familiensprache erzählen und wie sie sich und ihre Familie im gesellschaftlichen und sprachlichen Umfeld positionieren. Die Erzählungen darüber, warum Slowenisch und nicht Deutsch als Familiensprache gewählt wurde, lassen Rückschlüsse auf ideologische Vorstellungen und Diskurse von und über Sprache zu.

Im zweiten Unterkapitel sollen die unterschiedlichen Wertigkeiten, die die GesprächspartnerInnen der slowenischen Sprache zuschreiben, näher untersucht werden. Dabei soll darauf eingegangen werden, welche Erfahrungen die GesprächspartnerInnen mit Slowenisch in Kärnten machten und wie diese ihre Einstellung zur slowenischen Sprache prägten.

Die Erzählungen jener GesprächspartnerInnen, die sich zu dem jeweiligen Thema gar nicht oder nur am Rande äußern, werden dabei in der Analyse nicht berücksichtigt.

### 2.1. *Slowenisch als Familiensprache*

**Lucija** beginnt ihre sprachbiographische Erzählung mit der Erinnerung an das sprachliche Umfeld ihrer frühen Kindheit. Ihre Eltern besaßen einen großen Bauernhof, auf dem sie aufwuchs. Die Umgebung beschreibt sie als ausschließlich slowenischsprachig:

und dort auf diesem GUT bin ich- (-) AUFgewachsen die ersten jahre, (.) u::nd äh- (-- ) also die sprachumgebung war eigentlich rein slowenisch ich kann mich nicht erinnern- (.) dass ich dort JE, (.) ein anderes wort wie slowenisch gehört habe.

Die Umgebung ihrer frühen Kindheit konzeptualisiert Lucija als einsprachig slowenisch und bekräftigt dies, indem sie auf ihre Erinnerung verweist, dort niemals etwas anderes als Slowenisch gehört zu haben. Dass Slowenisch die alleinige Familiensprache war, stellt Lucija vor dieser Skizze der sprachlichen Umgebung als Selbstverständlichkeit dar. Erst später im Gespräch erwähnt sie, dass es schon in den 1920er Jahren in ihrem Dorf sprachliche Konflikte gegeben habe. In einer der Nachbarsfamilien wurde die slowenische Sprache nicht an die nächste Generation weitergegeben und nur von den älteren Familienangehörigen gesprochen. Lucijas Familie musste mit der Wahl des Slowenischen als Familiensprache in dem Dorf also durchaus Position beziehen.

Es ist Lucija dabei wichtig zu betonen, dass ihre Familienangehörigen neben dem örtlichen slowenischen Dialekt und dem slowenischen Dialekt der Mutter, die aus einem anderen Gebiet stammte, auch die Schriftsprache beherrschten. Die Mutter stellt sie als außergewöhnlich belesen dar, den Vater und dessen Familie als kulturell engagiert und sprachlich gebildet. Das Nebeneinander von slowenischem Dialekt und Schriftsprache in ihrer Kindheit hatte ihrer Ansicht nach einen positiven Einfluss auf ihre Sprachentwicklung. Aus anderen Aussagen lässt sich allerdings schließen, dass sie den slowenischen bzw. deutschen Dialekt zwar schätzt, die jeweilige Schriftsprache aber dennoch höher bewertet:

ich mein- (-) dialekt ist ja was- (.) sehr natÜrliches und normAles, (.) Aber, (.) als intellektueller muss man sagen- (.) wir haben auch eine schriftsprachliche- NORM? (.) nicht? (-) und die ist eigentlich äh- (-) dazu- (.) die dient dazu dass man die sprache eben- (-) JA? (.) sie ist normIert, (.) und eigentlich als intellektueller müsste man die normIerte, (.) sprache verwenden- (-) und nicht den DIALEKT? (.) nicht,

Hier finden wir eine explizite Konzeptualisierung von Sprache vor: Lucija positioniert sich in dieser Passage als Intellektuelle, die zwar um die spezifischen Eigenschaften des Dialektes Bescheid weiß („was sehr Natürliches und Normales“), aber der „normierten Sprache“ den Vorzug gibt. Die Passage enthält auch ein präskriptives Element, das sich im Modalverb „müssen“ ausdrückt. Diese Vorstellung ist in der Tradition abstrakter Konzepte von einer (gesprochenen) Standardsprache verankert, wie sie von Lippi-Green (1997: 53) und Gal (2006: 14) beschrieben wird.

Auch **Vladimir** beginnt seine sprachbiographische Erzählung unmittelbar mit der Beschreibung seiner frühen sprachlichen Sozialisation:

gut, (--) es beginnt äh- (.) nicht äh- (.) es beginnt  
atypisch; (---) meine erste sprache war dEUtsch.

Diese Aussage ist in mehrerer Hinsicht bemerkenswert: Einerseits weist Vladimir darauf hin, dass es atypisch sei, dass er zuerst Deutsch und dann erst Slowenisch gelernt habe. Latent vermittelt er dabei, dass es für einen Kärntner Slowenen wie ihn charakteristisch ist, Slowenisch vor Deutsch zu erwerben (Wakounig 2008: 352). Zudem verweist er damit auf eine Dichotomie zwischen Deutsch und Slowenisch, die er hier diskursiv reproduziert. Die Nomination „meine erste Sprache“ lässt Rückschlüsse auf eine Konzeptualisierung von Sprache zu, wie sie von Gal (2006: 14) dargestellt wird: Sprache kann jemandem gehören, ist klar abgrenzbar und zählbar. Andererseits lassen sich Rückschlüsse daraus ziehen, wie Vladimir die Reihenfolge des Erwerbs von Deutsch und Slowenisch anhand der Erinnerungen anderer Familienangehöriger konstruiert: Denn dadurch, dass seine Familie Slowenisch sprach, musste er Slowenisch von frühester Kindheit an gehört haben.

Als Erklärung für diesen „atypischen“ Spracherwerbsverlauf fügt er hinzu, dass er als zwei- oder dreijähriges Kind wegen des Umbaus seines Elternhauses bei einer Tante untergebracht war, die mit ihm Deutsch sprach:

weil ich im dritten reich geboren wurde- (--) und  
umständehalber- (.) wegen eines umbaus des elternhauses- (.)  
zu einer tante gekommen bin, (--) ä::h mit zwei- (.) drei  
jahren- (-) wo man eben sprachkundig wird, (-) und die hat  
sich nicht getraut, (-) mit mir slowenisch zu reden. (-) sie  
war- (---) kann ich also sagen ohne sie ä::h- (-) posthum  
also- (--) zu- (.) zu streng charakterisieren- (.) sie war äh  
nicht gerade ä::h- (--) auf der slowenischsprachigen linie.  
(.) aber sie hat slowenisch- (.) den dialekt- (.) beherrscht  
so wie wir ALLE,

In dieser Passage führt Vladimir seine „atypische“ sprachliche Entwicklung auf politische Umstände zurück: Die erwähnte Tante, der die Betreuung des Kindes während des Umbaus zukam, sprach seiner Darstellung nach mit ihm Deutsch, weil sie sich nicht traute, Slowenisch zu sprechen. Vladimir impliziert dabei, dass der massive Druck auf SlowenischsprecherInnen während der NS-Zeit (Inzko et al. 1988: 105) dazu führte, dass seine Tante mit ihm nicht Slowenisch sprach und seine „Erstsprache“ deswegen eben Deutsch wurde. Anschließend positioniert er

sich als distanzierter Kritiker dieser Tante, indem er sie als „nicht gerade auf der slowenischsprachigen Linie“ beschreibt. Dennoch verortet er sie, sich selbst und seine restliche Umgebung in ein slowenischsprachiges Kollektiv, das sich in der Pronominalkonstruktion „wir alle“ manifestiert. „Slowenisch“ verwendet er dabei als Synonym für den örtlichen slowenischen Dialekt.

Als Vladimir nach einigen Monaten zurück zu seinen Eltern kam, beherrschte er die deutsche Sprache deren Erzählungen nach schon gut. Zuhause wurde aber weiterhin Slowenisch gesprochen, wie er erzählt:

```
zuhAUse, (.) haben wir aber trotz- (-- ) nazIsmus- (-)
slowEnisch, gesprochen;
```

Die Verwendung des Slowenischen in der Familie wird hier in einen Zusammenhang mit dem NS-Regime gebracht. Slowenisch erscheint dabei als Sprache, die in Opposition zum herrschenden politischen Klima steht und dadurch politische Bedeutung erlangt: In Vladimirs früher Kindheit wurde in Kärnten von NationalsozialistInnen die Parole „Der Kärntner spricht Deutsch“ ausgegeben, die mit dem Verbot, in der Öffentlichkeit Slowenisch zu sprechen, einherging (Inzko et al. 1988: 105).

Durch die slowenischsprachige Umgebung in seiner Kernfamilie erwarb Vladimir aber rasch seine „Zweitsprache“ Slowenisch:

```
und habe selbstverständlich als dreijähriges kind etwa- (-) in
kürze, (-- ) die slowenische sprache als zweitsprache erlernt.
(.) obwohl sie eigentlich meine muttersprache war- (.) und
IST, (.) ja;
```

Hier tritt erneut Vladimirs Konstrukt über die Reihenfolge des Erwerbs der beiden Sprachen zutage. Slowenisch bezeichnet er als „Muttersprache“, die er aber als „Zweitsprache“ erlernte. Vladimir gibt dabei sein paradoxes Verständnis vom Konzept „Muttersprache“ preis: Slowenisch sollte seine Muttersprache sein, da in seiner Familie nur Slowenisch gesprochen wurde, aber durch den Aufenthalt bei seiner Tante wurde Slowenisch zur Sprache, die er als Zweitsprache erlernte – aber dennoch als Muttersprache bezeichnet. Der Erwerb des Slowenischen wird aufgrund der slowenischsprachigen Umgebung in seiner Familie als „selbstverständlich“ dargestellt. Auch in einer späteren Passage unterstreicht er dies:

wir waren zweisprachig, (.) wir waren zuhause- (.) selbstverständlich- (-) äh haben wir NUR slowenisch gesprochen, (-- ) wir gAlten als- (.) nationalslowenen für mehrere im dOrf, (-- ) aber wir waren also- (-- ) ä::h- (.) keine- (.) kämpferische familie. (.) und schon gar nicht also jeder einzeln- (.) jedes einzelne mitglied.

Slowenisch als Familiensprache gewählt zu haben, positionierte die Familie innerhalb des Dorfes als nationalslowenisch – ein in der Kärntner Gesellschaft negativ besetzter Begriff, der zu dieser Zeit und auch später Konnotationen wie „deutschfeindlich“, „verräterisch“ und „projugoslawisch“ enthielt (Priestly 1997: 90). Vladimir schwächt dies aber ab, indem er seine Familie als nicht „kämpferisch“ darstellt. Slowenisch war eben „selbstverständlich“ in der Familie; gleichzeitig verweist er auch auf die Zweisprachigkeit des Kollektivs, um die Kategorisierung als „Nationalslowenen“ noch weiter von sich zu weisen. Durch diese und die vorherigen Aussagen lässt sich erkennen, dass Slowenisch als Familiensprache politisch stark aufgeladen war.

**Sonja** beschreibt zu Beginn ihrer Erzählung das sprachliche Umfeld ihres Dorfes: Die Umgebung ihrer frühen Kindheit erscheint ihr in der Erinnerung als fast ausschließlich slowenischsprachig. Kinder wie auch Erwachsene sprachen ihrer Darstellung nach Slowenisch, nur der Gendarm, der Briefträger und der Bürgermeister sprachen überwiegend oder ausschließlich Deutsch. Slowenisch als Familiensprache erscheint vor diesem Hintergrund als Selbstverständlichkeit. Innerhalb der Familie gab es jedoch auch Unterschiede in Hinblick auf Einstellungen zum Slowenischen. In folgender Passage erinnert sich Sonja daran:

bei uns zuhause wu- (.) wurde bewUsst slowenisch gesprochen vom VATER und von der GROSsmutter, (-- ) die mutter selber die ist NICHT aus so einem aus so einer bewusst slowenischen umgebung- (.) hat den slowenischen dialekt natürlich intus g=habt- (.) die hat uns das niemals so bissl vermittelt; (-- ) spricht slowenisch; (.) die mutter NICHT. (.) also der vater der hat uns sehr- (.) oft aufmerksam g=macht es wird slowEnisch, gesprochen- (-) und die großmutter- (.) da da durft=ma überhaupt net deutsch sprechen; (.) also die großmutter war- (.) überhaupt SEHR SEHR <<imitierte strenge>streng> damit(ha). (.) mit der slowenischen sprache(ha),

Sonjas Vater und ihre Großmutter sprachen Sonjas Wahrnehmung nach also bewusst Slowenisch; sie entschieden sich für Slowenisch als Familiensprache und pochten auch darauf, dass die Kinder die Sprache sprechen. Slowenisch

verliert hier erneut den Charakter der Selbstverständlichkeit und nimmt politische Bedeutung im Sinne einer bewussten Entscheidung dafür an. Erneut finden wir hier eine Dichotomie zwischen den beiden Sprachen: Die Wahl des Slowenischen als Familiensprache zwingt zu einer Entscheidung dafür und damit zu einer Deklaration im gesellschaftlichen Gefüge. Wakounig (1990: 90) schreibt darüber rückblickend, dass das Bekenntnis zu einer der beiden Sprachen „den Charakter einer Grenzziehung zwischen den Menschen, zwischen den Eigenschaften, zwischen den politischen und weltanschaulichen Ausrichtungen sowie zwischen den Gesellschaftssystemen erhalten“ hatte.

Sonja charakterisiert ihre Mutter dagegen als Slowenischsprecherin, die auf die Sprachverwendung weniger Wert legte, weil sie aus einer weniger bewusst slowenischsprachigen Umgebung stammte. Interessant ist, wie sich die verschiedenen Wertigkeiten, die dem Slowenischen innerhalb der Familie zugeschrieben wurden, auch in der strukturellen Gestaltung des Narrativs niederschlagen: Während Sonja der Mutter die (anscheinend nie getätigte) direkte Rede „Sprecht Slowenisch“ in den Mund legt, also eine Aufforderung mittels einer Imperativkonstruktion, charakterisiert sie den Vater mit der Passivkonstruktion „Es wird Slowenisch gesprochen“. Der Vater erscheint mit dieser ihm unterstellten direkten Rede als bestimmende Kraft, die keine Infragestellung der Familiensprache zulässt. Die Großmutter wiederum beschreibt Sonja als Frau, die aufgrund ihrer Strenge gar keine Aufforderungen oder Anweisungen nötig hatte, um ihren Enkelkindern die Bedeutung des Slowenischen zu vermitteln.

**Miran** beschreibt den Stellenwert des Slowenischen in seiner Familie als eine Tatsache, die nicht zur Diskussion stand, wie er in folgender Passage erzählt:

und zwar es war NIE, (-) NIEMALS eine debatte darüber ob slowenisch oder nicht, (-) und ob das gut is oder schlecht, (.) das war gesetzt;

Dass Slowenisch in seiner Familie Mirans Wahrnehmung nach nicht infrage gestellt werden konnte, spiegelt sich in der unpersönlichen Konstruktion „es“ und in dem bestimmenden „Das war gesetzt“ wider, das ebenfalls kein Agens enthält. Diese Rolle innerhalb der Familie begründet er mit der Aussiedlung seiner Mutter

während der NS-Zeit – im Jahr 1942 wurden 917 Kärntner SlowenInnen nach Deutschland deportiert und als „Volks- und Staatsfeinde“ diffamiert (Entner 2010b: 20) – und der politisch motivierten Auswanderung zweier seiner Großonkel nach der Volksabstimmung von 1920, die Südkärnten als Teil des österreichischen Staatsgebietes festlegte (Inzko et al. 1988: 67). Als weiteren Grund für Slowenisch als Familiensprache nennt Miran die berufliche Tätigkeit des Vaters, der an einer slowenischsprachigen Schule unterrichtete:

```
von meiner MUTter her- (-) meine mutter war ausgesiedelt von
den nazis- (-) und äh- (.) das war überhaupt ka thema, (--)
äh- (.) zwei ihrer onkel sind nach dem plebiszit nach
jugoslawien ausgewandert, (.) konsequenterweise, (.) aufgrund
ihrer politischen haltung- (-) mein vater wor <name einer
schule> also da hot=s ka zweifel geben,
```

In dieser Passage weist er erneut mittels zweier unpersönlicher Konstruktionen („das war ... kein Thema“, „da hat's keinen Zweifel gegeben“) auf den Stellenwert des Slowenischen in der Familie hin.

Slowenisch wird damit zwar als selbstverständliche Familiensprache beschrieben, deren Selbstverständlichkeit aber politisch und historisch durch die Verfolgung der Familie vor und während der NS-Zeit sowie moralisch durch die Tätigkeit des Vaters als Lehrer untermauert wird.

Eine ähnliche Argumentationslinie findet sich in der sprachbiographischen Erzählung von **Maja**. In der einleitenden Passage charakterisiert sie ihre Eltern folgendermaßen:

```
also::- (-) a:h- (--) geboren- (--) wurde ich halt eben in
eine- (-) in eine- (---) als viertes kind einer familie von
zwei kärntner slowENen? (-) also die sich auch als solche
bezEichnen? (-) also meine mutter und mein vater; (---)
a:::hm- (-) sind- (-) DAMALS, (-) in den siebziger jahren sehr
beKENNende, (.) kärntner slowenen gewesen?
```

Die doppelte Nomination der Eltern als „Kärntner Slowenen“ und die Verknüpfung mit einer bewussten Selbstbezeichnung der Eltern als solche und einem Bekenntnis dazu spiegeln das politische Klima der 1970er Jahre wider (Inzko et al. 1988: 185-194). Erneut finden wir hier Andeutungen an eine Dichotomie zwischen Deutsch und Slowenisch – die Entscheidung für Slowenisch musste bewusst erfolgen und hatte eine eindeutige Positionierung in der Kärntner Gesellschaft zur Folge (Wakounig 1990: 90).

Maja begründet dieses Bekenntnis der Eltern einerseits mit dem kulturellen und politischen Engagement ihres Vaters und andererseits mit der Familiengeschichte, die sie in folgender Passage ausführt:

meine mutter hausfrau und mutt- (-) hausfrau und mutter wor- (-) ahm- (.) jetzt durch IHRE geschichte wiederum auch, (.) im zweiten weltkrieg; (.) weil sie ausgesiedelt worden sind; (-) sehr- (.) a::hm. (-- ) interessIert, daran- (.) dass man das natürlich- (.) a:hm- (-- ) STOLZ drauf ist; (.) und auf die zweite spra also auf die slowenische sprache- (.) und dass man sie auch wEIter trägt, (.) und mein voter der auf- (-) auf de::r- (.) auf sEIner familienseite sozusagen; (-) a::hm- (.) also der großvoter wor partisane und und- (-- ) sehr AKTIV, (.) im widerstand, (.) also diese zwei- (-) POLE sozusagen, (.) worn- (-) ah- (.) bei uns in der familie vorhanden und deswegen a ein gewisses bewusstsein, (.) sog ich jetzt afoch amol.

Dass Slowenisch als Familiensprache keine Selbstverständlichkeit darstellte, ist schon an der Länge dieser Passage erkennbar: Wir finden hier keine Beschreibung vor, sondern eine ausgebaute Argumentation. Maja verweist auf die Geschichte ihrer Mutter, die, wie auch Mirans Mutter, im Zweiten Weltkrieg ausgesiedelt wurde (Inzko et al. 1988: 106f). Aus der Verfolgung während der NS-Zeit wegen der Zugehörigkeit zu einer ethnisch-sprachlichen Gruppe entwickelte sich eine Art Familienstolz, der noch Jahrzehnte später präsent ist. Maja bezeichnet Slowenisch dabei als „die zweite Sprache“, womit sie auf die Zweisprachigkeit der Familie verweist. Gleichzeitig stellt sie damit Slowenisch als Zusatz in ihrer Familie dar, womit sie implizit dem Deutschen die Rolle als „erste Sprache“ in Kärnten zuweist und das hierarchische Verhältnis zwischen den beiden Sprachen reproduziert.

Dann erzählt Maja von dem Vater ihres Vaters, der im Zweiten Weltkrieg in der bewaffneten Widerstandsbewegung der PartisanInnen aktiv war (Inzko et al. 1988: 110-112). In ihrer Familie finden sich damit jene beiden Elemente, die charakteristisch für die Geschichte der Kärntner SlowenInnen während des Zweiten Weltkrieges sind und die ihrer Erzählung nach diametral gegenüberstehen (Inzko et al. 1988: 106-112). Dass ihre beiden Familienlinien in die Geschehnisse des Zweiten Weltkrieges unmittelbar verstrickt waren, ließ ein „gewisses Bewusstsein“ für die Zugehörigkeit zu einer ethnisch-sprachlichen Gruppe entstehen. Die Verwendung von Slowenisch als alleinige Familiensprache ist bei Maja also hochgradig politisch untermauert und verweist

auf historische Begebenheiten, die zwar zum Zeitpunkt ihrer Geburt schon Jahrzehnte zurücklagen, aber dadurch nach wie vor präsent sind.

**Elena** beginnt ihre sprachbiographische Erzählung mit der Charakterisierung ihrer Eltern:

```
ok, (-) a:hm- (.) mei mutter is ja aus slowenien und mei vater
is ja kärntner slowene, (--) des haßt, (.) mei mutter is noch
kärnten gezogen da wor sie onfong ZWANzig, (--) u:::nd- (.)
a:::hm- (---) es war dann eben so dass- (.) WI:R zuhause NIE
deutsch g=redet haben;
```

Ihre Mutter, die als junge Frau nach Kärnten zog, bezeichnet Elena als „aus Slowenien“, während sie ihren Vater als „Kärntner Slowenen“ beschreibt. Dass zuhause Slowenisch gesprochen wurde, erscheint in ihrer Darstellung natürlich („es war dann eben so“). Slowenisch als Familiensprache wird hier latent konstruiert, der Umkehrschluss muss durch die ZuhörerIn erfolgen. In der nächsten Äußerung stellt sie aber klar, dass Slowenisch gemeint ist, wenn „nie Deutsch“ gesagt wird. Damit wird diskursiv eine Dichotomie zwischen Deutsch und Slowenisch hergestellt. Anschließend argumentiert Elena, wie sie trotz Slowenisch als Familiensprache Deutsch erlernen konnte:

```
dos war immer nur slowenisch slowenisch- (--) und wir ha=m
deutsch eigentlich, (.) a:h- (-) wie man=s halt lernt wenn man
halt in am- (.) in österreich aufwachst du lernst es einfach-
(.) durch=s FERNsehen, (-) durch=s umfeld- (.) wie a immer-
(--) und grad kinder sind ja grad sehr sprachfähig- (.) von
dem her is das überhaupt KA, problem.
```

Mit diesen Aussagen bezieht Elena sich anscheinend nicht auf mich als ZuhörerIn, sondern auf einen ihr dominant erscheinenden Diskurs, den sie im Zuge ihrer Sozialisation verinnerlicht hat: Sie fühlt sich dazu genötigt zu erklären, dass die Verwendung von Slowenisch als alleinige Familiensprache dem Erwerb des Deutschen nicht im Wege steht. Die Passage ist dabei gekennzeichnet von Naturalisierungsstrategien („wie man's halt lernt“, „du lernst es einfach“). Die unpersönlich gebrauchten Pronomina „man“ und „du“ verweisen darauf, dass es sich beim Deutscherwerb neben Slowenisch als Familiensprache um keine individuelle Fertigkeit von Elena handelt, sondern dass sie dies als eine allgemein gültige Tatsache begreift. Zudem bezieht sie sich auf die Fähigkeit des Spracherwerbs von Kindern, die sie als universales Merkmal darstellt. Elenas Ansichten entsprechen dabei den Erkenntnissen der Spracherwerbsforschung:

So werden Kinder nicht als SprecherInnen einer bestimmten Sprache geboren, sind aber in der Lage, während der ersten Lebensjahre „weitgehende Kompetenzen im Gebrauch und im Verständnis der sie umgebenden Sprache(n)“ zu erwerben, wobei der gleichzeitige Erwerb mehrerer Sprachen diesen Prozess nicht wesentlich erschwert (Höhle 2010: 127).

Abschließend weist Elena mittels einer Negation von sich, dass dies ein Problem darstellen könnte, und verweist damit erneut auf einen Diskurs, in dem der gleichzeitige Erwerb zweier Sprachen anscheinend problematisiert wurde. Hinter diesem von Elena wahrgenommenen Diskurs steht eine dominante Ideologie, die Zweisprachigkeit als Sonderfall begreift (Busch 2013: 48).

Nach der Schilderung einer Anekdote über ihren Bruder, der zu Schulbeginn bereits fließend Deutsch sprach, ohne dass die Mutter davon wusste, wendet Elena erneut eine Rechtfertigungsstrategie an und bezieht sich dabei auf Meinungen und Diskurse, die sie im Lauf der Zeit gehört hat:

nur leider, hat holt- (.) ah- (.) is holt in kärnten- (.)  
IMMER NOCH, (.) die meinung dass ä::hm- (-) des nicht geht-  
(.) dass das nicht funktionieren KANN, (-) i hob das sölber  
dann sehr oft von leuten g=hört und hör=s a jetzt noch- (.) jo  
wie kann man denn das machen dass ma- (-) sein kindern in  
einem deutschsprachigen land- (.) das deutsche vorenthält- (.)  
und- (.) hÄ das geht ja net, (.) da werd=s ja net integriert,  
(.) und i sag ok- (-) äh- (---) ja- (.) bestes beispiel ICH,  
(-) sprech akzentfreies deutsch- (.) also von dem her- (-- ) is  
das nie ein ding-

In dieser Passage beschreibt Elena den Diskurs, auf den sie sich bezieht, als die „Meinung, dass das nicht geht“, also dass der Erwerb des Deutschen neben einer weiteren Sprache nicht möglich sei. Diesen Diskurs verortet sie in Kärnten. Die Konstruktion „immer noch“ verweist darauf, dass sie diesem Diskurs eine zeitliche Dimension beimisst. Latent bewertet sie damit Kärnten als einen Ort, in dem Meinungen kursieren, die ihrer Ansicht nach längst überholt sind. Die Prädikation durch das Adverb „leider“ verstärkt die Bewertung, dass diese Meinung ihrer Ansicht nach nicht haltbar ist. Als Beispiel dafür, dass dieser Diskurs nicht lediglich in ihren Gedanken existiert, führt sie an, dass sie diese Meinung in der Vergangenheit „sehr oft“ gehört habe und „auch jetzt noch“ damit konfrontiert sei. Einer imaginären Vertreterin dieses Diskurses legt sie zweimal eine wörtliche Rede in den Mund, um damit deren Argumentation nachzuzeichnen: Österreich wird dabei als ein Land konstruiert, in dem Deutsch

die dominante Sprache ist, die man – und das wird als Vorwurf formuliert – doch den Kindern nicht vorenthalten dürfe. Dies deckt sich mit der Feststellung de Cillias (1998: 30), dass Deutsch als Staatssprache auf dem Gebiet der Republik Österreichs absolut dominant ist. Auch der seit einigen Jahren dominante mediale Diskurs über die Integration von Personen mit anderen Familien- bzw. Umgangssprachen wird von Elena aufgegriffen (Busch 2013: 114-116). Anschließend führt sie sich selbst mittels direkter Rede als Beispiel dafür an, dass diese Vorstellungen nicht der Realität entsprechen. Ihre Sprachkompetenz im Deutschen beschreibt sie dabei als „akzentfrei“. Wie Lippi-Green (1997: 41) schreibt, stellt die Vorstellung einer akzentfreien Sprache eine Abstraktion und einen Mythos dar. Elena meint wohl eher, dass sich ihre Sprachkompetenzen im Deutschen nicht von jenen der Menschen in ihrer Umgebung unterscheiden.

Anschließend kommt Elena wieder auf Slowenisch zu sprechen:

u:::nd äh, (-) slowenisch war wie g=sagt also immer die sprache von zuhause- (.) und von::: ä::h- (---) gewissen- (-- ) wie soll i sagen- (-) KÄRNtner slowenischen kreisen- (.) ohne das jetzt irgendwie stigmatisierend sagen zu wollen- (-- ) äh und deutsch war dann halt immer die sprache der- (.) öffentlichkeit. (.) fast schon. (.) also sozialisiert is man DEFinitiv, im DEUtschen g=wesen- (.) I zumindest;

Slowenisch beschreibt Elena hier erneut als alleinige Familiensprache. Zudem wurde Slowenisch von „gewissen kärntner-slowenischen“ Kreisen verwendet, womit sie gleichzeitig eine Distanznahme dazu vornimmt. Da dieser Nomination anscheinend etwas Negatives anhaftet, schwächt sie ab, dass sie dies nicht „stigmatisierend“ meint. Hier finden wir wieder eine Dichotomie zwischen Deutsch und Slowenisch, die mit sprachlichen Mitteln nachgezeichnet wird: „Slowenisch war ... also immer die Sprache von zuhause“ und „Deutsch war ... die Sprache der Öffentlichkeit fast schon“. Diese Formulierung deckt sich dabei mit de Cillias (1998: 162) Fazit, dass die slowenische Sprache in Kärnten überwiegend in den Domänen der Familie, der Kulturvereine und der Religion Verwendung findet. Die „kärntner-slowenischen Kreise“, die davor angesprochen werden, nimmt Elena diskursiv aus der allgemeinen Öffentlichkeit heraus. Deutsch bezeichnet sie abschließend als Sprache, in der das Kollektiv, dem sie sich zurechnet, „sozialisiert“ wurde, und schränkt dann ein, dass das zumindest auf sie zutrefte. Elena stellt damit eine deutliche Gegenüberstellung der beiden Sprachen Deutsch und Slowenisch her.

**Martin** unterscheidet sich von meinen anderen GesprächspartnerInnen insofern, als er eine internationale Biographie aufweist. Die ersten Jahre seines Lebens verbrachte er in einer europäischen Stadt außerhalb Österreichs, wo sein Vater arbeitete. Sein Vater stammt aus einer slowenischsprachigen Familie in Kärnten, die Mutter hingegen aus einer slowenischsprachigen Familie im nicht-slowenischsprachigen Ausland. Martin wuchs dreisprachig auf: Die Eltern sprachen standardnahes Slowenisch mit ihm, von seinem Kindermädchen erlernte er die Landessprache und er besuchte einen deutschsprachigen Kindergarten. Auf die Frage, warum die Mutter ihm ihre Zweitsprache nicht vermittelte, antwortet er:

```
mei muata is ja <landesbezeichnung> slowenin, (---) oba sie
hot ja mit mir- (-- ) sie hot mit mir ka <zweitsprache der
mutter> g=spoken weil einfach weil- (.) weil i- (1,5) weil
mei vater eh selten z=aus wor das kindermädchen hat
<landessprache> mit mir g=spoken und- (-) irgendjemand hot
ja slowenisch mit mir reden MIASSN, (.) net-
```

Slowenisch als Familiensprache wird in der sprachbiographischen Erzählung von Martin nicht mit politischen oder moralischen Gründen untermauert. Stattdessen meint er lakonisch, seine Mutter habe mit ihm deswegen Slowenisch und nicht ihre andere Sprache gesprochen, weil der Vater so selten zuhause war. Slowenisch als Familiensprache wird dadurch ein hoher Wert zugestanden, der aber nicht begründet wird. Es war den Eltern anscheinend wichtig, ihrem Sohn in erster Linie Slowenisch zu vermitteln. Durch die Verknüpfung mit dem Modalverb „müssen“ bringt Martin aber die Verwendung von Slowenisch als Familiensprache in einen Zusammenhang mit einer nicht näher ausgeführten Pflicht.

Insgesamt gibt die Analyse, wie die Verwendung des Slowenischen als Familiensprache in sieben sprachbiographischen Gesprächen dargestellt wird, eine diachrone Entwicklung wieder, die durch die Sozialisation der GesprächspartnerInnen in unterschiedlichen historischen Zeitabschnitten bedingt ist.

Die Darstellung von Slowenisch als Familiensprache changiert bei der älteren Generation der GesprächspartnerInnen zwischen einer Selbstverständlichkeit

und einer bewussten politischen Entscheidung der Familienangehörigen dafür. Slowenisch wird in der Erinnerung als selbstverständliche Familiensprache konzipiert. Es finden sich aber auch Hinweise dafür, dass diese Selbstverständlichkeit auf einer bewussten Entscheidung für Slowenisch basiert, die eine Verortung innerhalb des gesellschaftlichen Gefüges und der sprachlichen Dichotomie zwischen Deutsch und Slowenisch mit sich brachte.

Zwischen der älteren und der mittleren Generation der GesprächspartnerInnen findet eine deutliche Verschiebung in den Argumentationslinien statt: Slowenisch als Familiensprache wird von den VertreterInnen der mittleren Generation rückblickend als politisch und moralisch aufgeladen wahrgenommen und mit dem Verweis auf historische Ereignisse begründet.

Die beiden VertreterInnen der jüngsten Generation hingegen nennen keine spezifischen Gründe für die Wahl von Slowenisch als Familiensprache. Der Gebrauch von Slowenisch in der Familie wird als etwas Natürliches dargestellt, das aber entweder gegenüber dominanten gesellschaftlichen Diskursen gerechtfertigt und verteidigt werden muss oder in Zusammenhang mit einer nicht näher erläuterten Pflicht gebracht wird.

## **2.2. Stellenwert des Slowenischen in Kärnten**

**Lucija** wuchs in einer slowenischsprachigen Umgebung auf. Als sie sechs Jahre alt war, wurde sie mit ihrer Familie von NationalsozialistInnen im Zuge der Aussiedlung von Kärntner SlowenInnen im Jahr 1942 (Inzko et al. 1988: 106f) in ein Arbeitslager nach Deutschland deportiert. Dort wurde sie ihrer Erinnerung nach zum ersten Mal mit der deutschen Sprache konfrontiert. Als deportiertes Kind hatte sie allerdings kein Recht auf Bildung und versuchte deswegen, sich in einem autodidaktischen Prozess ein paar deutsche Wörter anzueignen, um mit dem Lagerpersonal wenigstens rudimentär kommunizieren zu können. Deutsch nahm sie dabei als eine Sprache wahr, die nur in gekreischter oder gebrüllter Form existierte.

Als die Familie dreieinhalb Jahre später nach Kärnten zurückkehren konnte, musste Lucija nicht nur die gesamte Volksschulzeit innerhalb kurzer Zeit nachholen, sondern auch ihre Deutschkenntnisse wesentlich erweitern. Sie

erlebte als so genanntes „Lagerkind“, als Angehörige einer slowenischsprachigen Familie und als lange Zeit einzige weibliche Schülerin zahlreiche Diskriminierungen während ihrer Schulzeit. Insbesondere das erste Jahr in der Schule bezeichnet sie als „Spießrutenlaufen“, da sie in der rein deutschsprachigen Schule überall „sprachlich angeekelt“ sei.

Ein Jahr ihrer Schullaufbahn verbrachte sie bei einer Tante, die in einem slowenischsprachigen Dorf lebte, und besuchte von dort aus eine ebenfalls deutschsprachige Schule. Sie erzählt darüber:

also es war wieder diese- (.) dichotomie? (-- ) in der schule- (.) alles deutsch, (.) aber zuhause bei meiner tante, (.) in diesem dOrf, (.) <ortsname>- (-) das war damals- (.) vollkommen slowenisch. (-) da haben ALLE leute nur slowenisch gesprochen. (.) auch alle kInder im dorf, (-) also- (.) es war eine- (-) geschlossene slowenische gesellschaft.

Dass die schulische Umgebung deutschsprachig war – oder „stockdeutsch“, wie sie an anderer Stelle sagt –, die familiäre und dörfliche Umgebung aber slowenischsprachig, erlebte Lucija als Dichotomie. Wakounig (2008: 168) schreibt darüber: „Minderheit und Mehrheit standen zum Teil wie abgeschlossene Blöcke gegeneinander, die ein Partizipieren an beiden Gemeinschaften kaum erlaubten“. Lucijas Welt war dementsprechend in zwei völlig voneinander getrennte Sphären eingeteilt, die sich im Narrativ widerspiegeln: In der Schule war „alles Deutsch“, während das Dorf „vollkommen Slowenisch“ war. Den slowenischsprachigen Charakter des Dorfes unterstreicht sie durch weitere totale Aussagen: „Alle Leute“ sprachen im Dorf „nur“ Slowenisch, auch „alle Kinder“. Die Dorfgemeinschaft bildete für sie eine „geschlossene slowenische Gesellschaft“. Die Prädikation „geschlossen“ impliziert eine Abtrennung gegenüber der nicht-slowenischsprachigen Umwelt. Diese slowenische Sprachumgebung empfindet sie rückblickend als sehr positiv:

und ä:h- (---) und in der hab ich mich natürlich wohlgeföhlt- (.) nicht? (.) das war also- (-) das slowenische war für mich so, (-- ) hm total äh- (---) POSITIV besetzt, (-) es war besetzt familie wohlbefinden beschützt sein-

Explizit bringt sie hier Slowenisch mit Wohlbefinden, Schutz und Familie in Verbindung und bezeichnet es als „natürlich“, dass sie sich in dieser Atmosphäre wohlgeföhlt hat. An anderer Stelle erzählt sie, dass sie das ganze Jahr, das sie

bei ihrer Tante verbrachte, nicht das Bedürfnis hatte, ihre Eltern zu besuchen, da sie sich ohnehin zuhause fühlte.

Als sie nach diesem Jahr in eine andere, ebenfalls nur deutschsprachige Schule kam, wurde sie bei einer deutschsprachigen Familie untergebracht. Sie erzählt davon, wie sie dort nicht nur unter der sozialen Verachtung, die ihr als Tochter einer Bauernfamilie entgegengebracht wurde, litt, sondern auch darunter, dass ihr der „sprachliche Mantel“ des Slowenischen fehlte. Slowenisch war für sie so sehr verknüpft mit dem Gefühl, zuhause zu sein, dass sie sich ohne die gewohnte slowenischsprachige Umgebung unglücklich fühlte und Heimweh hatte.

Anhand der Schilderung einer Begebenheit während ihrer Schulzeit illustriert Lucija anschaulich, welchen Stellenwert die slowenische Sprache für sie hatte. Sie erzählt zunächst, dass sie in der höheren Schule nur zwei Lehrer gehabt habe, die sie fair behandelten. Mit anderen Lehrern geriet sie jedoch häufig in Konflikte:

und mit den anderen gibts immer s- (.) gabs immer so:- (---)  
konFLIKTsituationen, (.) nicht? (.) zum beispiel eine- (---)  
wo- (-- ) wo wir- (---) so- (.) formulare ausfüllen mussten-  
(.) und da stand eben auch- (-- ) die frage mUttersprache, (-)  
und ich hab- (.) slowEnisch hingeschrieben; (-) worauf mich  
der- (-- ) worauf der klassenvorstand mich hinausgerufen hat,  
(.) und gesagt hat, (.) <nachname>, du schreibst slowenisch-  
(.) und dann hat er irrsinnig gebrüllt- (-) <<imitiertes  
brüllen> WARum?> (.) nicht, (.) dieses warum war so  
erschreckend- (-) und ich hab mich- (.) s (.) SEHR SEHR  
erschrocken,

Lucija charakterisiert den Lehrer dabei als Klassenvorstand und damit als Respektsperson, der vor versammelter Klasse lautstark einen Grund für ihre Angabe von Slowenisch als „Muttersprache“ verlangte. Für die ZuhörerIn erscheint die Frage des Lehrers in dieser Darstellung ebenso überzogen wie unlogisch. Lucija führt weiter aus, dass sie nicht wegen des Brüllens des Lehrers erschrak – was plausibel genug wäre –, sondern deswegen, weil sie spontan keine Antwort auf die Frage parat hatte:

aber nicht weil er so gebrüllt hat; (-) sondern weil ich keine  
ANTwort, darauf hatte; (.) ich wUsste, nicht warum ich  
slowenin bin. (-- ) ich war das einfach nicht, (---) ich wUsste  
nicht, ich hab slowenisch hingeschrieben weil das logisch war-  
(.) meine muttersprache WAR slowenisch, (.) und zuhause haben  
wir nur slowenisch gesprochen, (.) und- (.) und das war eben  
meine MUTTERsprache? (.) nicht, (.) das deutsch hab ich ja  
erst- (-) mühsam gelErnt,

Der zweite Teil dieser anekdotenhaften Schilderung ist geprägt von einer subjektiven Perspektive, die sich im häufigen Gebrauch des Pronomens „ich“ zeigt. Im Kontrast zum Klassenvorstand stellt sie sich hier als Person dar, die sich durch eine naive Logik auszeichnet. Es erschien ihr so natürlich und selbstverständlich, Slowenin zu sein, dass ihr gar keine Erklärung dazu einfiel. Slowenisch wird dabei zweimal als „Muttersprache“ bezeichnet und in Verbindung mit der Familiensprache gebracht. Explizit formuliert Lucija hier ihr Konzept von „Muttersprache“ – es handelt sich dabei um die Sprache, die sie zuhause gelernt hat und die sie dort ausschließlich verwendete. Deutsch hingegen wird als später erlernte Sprache dargestellt, deren Erwerbsprozess Lucija mit der negativen Prädikation „mühsam“ charakterisiert. Das Adverb verweist auch auf die massiv erschwerten Bedingungen im Arbeitslager während der NS-Zeit, wo sie verzweifelt versucht hatte, sich selbst Deutsch beizubringen.

**Sonja** wuchs ebenfalls in einem slowenischsprachig geprägten Dorf auf und erlernte Deutsch erst in der Volksschule. Sie vollzieht eine klare Trennung zwischen den beiden Sprachen: Slowenisch bezeichnet sie als „ein bisschen mehr die Herzenssprache“, während Deutsch die später erlernte Sprache sei. Zugleich erfuhr sie im Zuge ihrer Sozialisation, dass die beiden Sprachen nicht den gleichen Stellenwert in der Kärntner Gesellschaft einnehmen:

es war, (-) es war so- (.) dass die- (.) dass die slowenische sprache, (.) a:h- (-- ) wir haben das immer g=fühlt dass sie- (-) in der in der- (.) im AMTlichen bereich, (-- ) a:h minderwertig- (.) als minderwertig gehandelt wird. (.) zuHAUSE nicht, (.) zuhause waren wir waren wir- (.) meine eltern waren eine bewUsst slowenische familie- (-) da hat man sich wohl gefühlt- (.) da hat man- (.) da hat man- (.) da war der wert der sprache SEHR SEHR wichtig,

Ähnlich wie Lucija zieht Sonja hier eine Trennlinie zwischen deutsch- und slowenischsprachiger Sphäre. Mit den gewählten sprachlichen Mitteln gelingt ihr die Darstellung, dass Slowenisch nicht an sich „minderwertig“ war, sondern im amtlichen Bereich als solches „gehandelt“ wurde – obwohl im Absatz 3 des Artikel 7 im Staatsvertrages von 1955<sup>33</sup> Slowenisch zumindest theoretisch als dem Deutschen gleichwertige Amtssprache für Verwaltungs- und

---

<sup>33</sup> <http://www.bka.gv.at/DocView.axd?CobId=33764>

Gerichtsbezirken mit slowenischsprachiger oder gemischtsprachiger Bevölkerung festgelegt wurde. Während das Erleben der Minderwertigkeit des Slowenischen im amtlichen Bereich mit „Angst“ einherging, die Sonja nicht näher erläutert, wird die Familie als ein Ort konstruiert, wo man sorgenfrei Slowenisch sprechen konnte: Sonja formuliert explizit, dass Slowenisch in ihrer Familie ein hoher Wert beigemessen wurde und verknüpft diese Wertigkeit innerhalb der Familie mit Wohlgefühl.

Dennoch wurde Deutsch nach und nach zur zweiten Familiensprache. Für die weitreichenden Veränderungen in ihrem sprachlichen Umfeld macht Sonja den aufkommenden Fremdenverkehr und die Urbanisierung der Kärntner Landbevölkerung verantwortlich. Ihr Vater besaß ein Gasthaus, in dem nach 1955 vermehrt deutschsprachige Sommergäste aufgenommen wurden. Sonja erzählt darüber:

und und- (-) aber trotzdem waren wir gezwungen, (.) dann DOCH, (--) deutsch zu sprechen- (.) weil du ja- (-) mit den leuten zu tun g=hast hast. (-) und- (.) und SO is hast dich dann halt immer mehr ans deutsche angelehnt, (.) und ang=wohnt, (.) deutsch zu sprechen; (.) und; (---) irgend- (.) irgendwie, (.) ist das dann ein bisschen verloren g=angen.

In dieser Passage versucht Sonja eine Erklärung dafür zu finden, warum die Familiensprache zunehmend Deutsch wurde: Sie bezieht sich dabei auf einen Zwang zum Deutschsprechen, für den sie aber niemanden direkt verantwortlich machen kann, was sich in der Konstruktion ohne Agens („wir waren gezwungen“) widerspiegelt. Sie verweist dabei auf die deutschsprachigen Gäste, mit denen die Familie in Berührung kam. Zuerst spricht sie mit der Stimme des Kollektivs („wir“), nimmt dann aber durch den Gebrauch des Pronomens „du“ Distanz dazu ein. Die Sprachverwendung versteht sie als Gewohnheit; war es anfangs eigenartig, mit Familienangehörigen Deutsch zu sprechen, gewöhnte man sich schließlich daran. Die Verwendung des Slowenischen war ihrer Erzählung nach zunehmend auf die Küche begrenzt. Aus der Distanz meint Sonja, man habe sich damals an die deutschsprachigen Gäste „angebiedert“, indem man auch untereinander Deutsch sprach. Das Slowenische ging dabei „ein bisschen verloren“. Diese negative Prädikation verbindet sie mit einem unpersönlichen Konstrukt, das den Verlust des Slowenischen als etwas darstellt, das nicht konkret festmachbar ist.

Die Folgen davon waren weitreichend: Während Sonja mit dem Großteil ihrer Geschwister Slowenisch sprach, wurde mit den beiden jüngsten Schwestern die überwiegende Kommunikationssprache in der Familie Deutsch. In folgender Passage erzählt sie davon:

und mit den jüngern schwestern ha=ma donn vorwiegend- (-)  
deutsch gesprochen. (-) ja also es ist ein richtiger bruch,  
(-) in der sprache, (.) in der- (.) innerhalb meiner  
geschwIsterreihe;

Sonja bezeichnet aus heutiger Sicht diesen Sprachwechsel in der Familie als „Bruch“, also mit einer negativ konnotierten Nomination. Der um viele Jahre jüngere Andrej greift diese bildliche Vorstellung ebenfalls im Zusammenhang mit dem Sprachwechsel in seiner Familie auf und meint dazu, dass ein solcher Bruch nicht mehr reversiert, sondern nur noch gekittet werden kann.

**Mirans** Verhältnis zur slowenischen Sprache ist von einer komplexen Ambivalenz gekennzeichnet: Bis zum Kindergarten sprach er seiner Erzählung nach nur Slowenisch, zog aber dann mit seinen Eltern in ein Dorf, wo Deutsch zunehmend zur zweiten Familiensprache wurde. Die Nachbarsfamilie war zwar ebenfalls slowenischsprachig, übernahm aber nach einer zweifachen Heirat mit deutschsprachigen EhepartnerInnen deren Sprache. Mirans Mutter führte in dem Dorf außerdem eine Pension, wo Miran in Kontakt mit deutschsprachigen Gästen kam:

meine eltern haben- (.) äh ei:::ne:- (--) meine mutter hat  
eine fremdenpension geführt, (.) u::nd äh- (-) so wurde auch  
unsere- (.) familIensprache, (-) slowenisch und deutsch, (.)  
also ich bin NICHT seit- (.) sozusagen SCHUL- (.) seit dem  
SCHULalter war ich nicht, (.) mehr in einer rein slowenischen  
umgEbung. (-) weder familiär noch im ort, (-) bin dann mit  
sechs jahren in <ortsname> in- (.) in die volksschule  
gegangen, (.) und wor ziemlich weit weg von der sprache- (.)  
ja?

Miran verknüpft in dieser Passage die Pension seiner Mutter kausal damit, dass Deutsch zur zweiten Familiensprache wurde. Der Hinweis darauf, dass seine Umgebung seit dem Schulalter nicht mehr „rein slowenisch“ war, kann als Erklärung für die im Folgenden nachgezeichnete Entwicklung seiner Einstellung zum Slowenischen gedeutet werden: Als Miran mit sechs Jahren in eine deutschsprachige Volksschule kam, fühlte er sich „ziemlich weit“ von der slowenischen Sprache entfernt. Der Sprachwechsel der Nachbarsfamilie und die

Zweisprachigkeit in seinem Elternhaus ließen in ihm aus heutiger Sicht das Gefühl einer Entfremdung vom Slowenischen entstehen. Dass Deutsch in dem Dorf und innerhalb der Familie eine zunehmend größere Bedeutung erlangte, empfand er als Verdrängung des Slowenischen, das für ihn in den Hintergrund rückte.

Gleichzeitig war aber Slowenisch in seiner Familie mit verschiedenen historischen, politischen und moralischen Bedeutungen aufgeladen. Miran erzählt, dass diese Diskrepanz zwischen der Erwartungshaltung seiner Familie und seiner erlebten Realität einen „irren emotionalen Druck“ in ihm aufbaute. Die ersten zehn Jahre seines Lebens fasst er lakonisch so zusammen:

```
<<sehr schnell> so bin i irgendwie aufg=wochs=n, (.) i hab  
g=wusst i bin ein slowene i kann nit slowenisch;> (-- )äh- (.)  
es war mühsam;
```

Miran beschreibt seine Erfahrungen hier mit der negativen Prädikation „mühsam“: Er hatte das Gefühl, bestimmte Erwartungen, die an seine Identität als „Slowene“ geknüpft waren – insbesondere die Beherrschung der slowenischen Sprache –, nicht erfüllen zu können. Seine Sprachkompetenz beurteilt er dabei nicht anhand seiner tatsächlichen Kenntnisse – denn dass er gar „nicht Slowenisch“ konnte, ist schwer vorstellbar –, sondern anhand einer ideologisch geprägten Vorstellung davon, wie ein Slowene wie er Slowenisch sprechen können sollte. Wakounig (2008: 352) schreibt dazu: „Damit wächst auch der Druck auf die Sprachkompetenz, weil die Vorstellung besteht, mit der Reinhaltung der Sprache auch das Bekenntnis zur ethnischen Zugehörigkeit zu vermitteln“.

Seine Slowenischkenntnisse stellt Miran als so gering dar, dass er deswegen beinahe bei der Aufnahmeprüfung für die höhere Schule durchgefallen wäre. Seine Klasse bekam aber einen engagierten Slowenischlehrer, der zwar mit einer „Verantwortung für das Volk“ für Slowenisch argumentierte, damit also erneut einen moralischen Druck auf Miran ausübte, der ihm aber viel beizubringen vermochte. Diesen Lehrer empfindet er als wesentlich für seine sprachliche Entwicklung. Die Vorstellung, dass er dennoch Slowenisch nicht ‚richtig‘ beherrscht, zieht sich aber wie ein roter Faden durch das sprachbiographische Gespräch mit ihm:

aber i wor holt sozusagen mit dem- (.) NACHteil, (.) behaftet  
die SPROCH nicht drin- (.) nicht wirklich zu können-

Miran beschreibt sich in dieser Passage als jemand, der mit einem „Nachteil behaftet“ ist und bringt sich selbst damit in Verbindung mit einer negativen Prädikation. Das Adverb „halt“ lässt diesen Nachteil als etwas Naturgegebenes erscheinen. Erneut spricht er hier davon, dass er „nicht wirklich“ Slowenisch kann, und bewertet damit seine Sprachkompetenzen als unzureichend und mangelhaft. Auch später litt er darunter, dass er seine Slowenischkenntnisse als nicht ausreichend empfand. Er erzählt weiter:

i wor ständig jemand der- (-) mit der sprache an der sprache  
arbeiten musste, (.) und ZEIT, meines lebens war das  
slowenische eigentlich- (-) äh- (---) NIE, mein wirkliches  
zuhause. (-- ) net, (.) das war immer bevorzugte fremdsprache-  
(-) streng genommen- (.) ja?

In dieser Passage nimmt er zu sich selbst Distanz ein, indem er sich als „jemanden“ beschreibt. Das Modalverb „müssen“ drückt dabei einen Zwang aus, als ob Miran von einer nicht näher genannten Instanz dazu getrieben wurde, seine Slowenischkenntnisse stetig zu verbessern. Er beschreibt sein Verhältnis zum Slowenischen mit der Nomination „bevorzugte Fremdsprache“. Implizit vermittelt er, dass Slowenisch für ihn etwas Fremdes darstellt, das ihm aber im großen Gefüge aller ihm fremden Sprachen noch am ehesten vertraut erscheint. Im Gegensatz zu den beiden Vertreterinnen der älteren Generation, die Slowenisch mit Familie und Wohlbefinden assoziieren, hat Miran rückblickend das Gefühl, sich in der slowenischen Sprache nie „wirklich zuhause“ gefühlt zu haben. Er führt fort:

aber es wurde zweite bildungssprache oder- (-- ) und nachdem  
ich dann selber:: literatur zu verfassen- (-) begonnen hab-  
(.) wurde=s sogar teilweise zur ERSTen sprache, (---) aber das  
is so- (-) hineingerutscht-

Trotz des von ihm empfundenen Entfremdungsprozesses wurde Slowenisch für Miran die „zweite Bildungssprache“. Diese Nomination vermittelt eine Reihung der beiden Sprachen: Zwar vermochte er seine Slowenischkenntnisse soweit zu verbessern, dass Slowenisch eine Bildungssprache für ihn werden konnte, aber Deutsch nahm dennoch den Status der ersten Bildungssprache ein. Erst durch das Verfassen von Literatur nahm Slowenisch für Miran einen höheren und dem Deutschen gleichwertigen Stellenwert ein. Dass dies keine selbstverständliche

Entwicklung für ihn darstellte, drückt Miran mit dem Adverb „sogar“ aus. Erneut finden wir hier eine hierarchische Reihung der beiden Sprachen. Mit der letzten Aussage deutet er an, dass er diese Entwicklung nicht erwartet hatte und er sie eher als Zufall betrachtet.

An anderer Stelle sagt Miran, dass er seiner „eigenen Sprachvervollkommnung“ hinterher laufen müsse, ohne sie je erreichen oder einholen zu können. Seine Aussagen sind dabei erneut deutlich von einem ideologischen Konzept von ‚Sprache‘ geprägt: Dahinter steht die Vorstellung, dass seine Slowenischkenntnisse ‚perfekt‘ sein müssten, um Slowenisch als ‚seine‘ Sprache anzuerkennen – das zweisprachige Individuum muss doppelt einsprachig sein, um wirklich ‚zweisprachig‘ zu sein. Die Vorstellung, dass kompetente Mehrsprachigkeit aus einer „mehrfachen Einsprachigkeit“ besteht, ist eng mit dem europäischen nationalstaatlichen Paradigma verbunden, das Sprache und Nation gleichsetzt und heute als ideologisch wie sprachenpolitisch nicht mehr haltbare Tradition gesehen wird (Auer 2009: 92).

Die Abwertung seiner eigenen Sprachkompetenzen im Slowenischen steht im Kontrast zu Mirans Einschätzung, dass Slowenisch ihm viele Vorteile gebracht habe. So konnte er etwa bei Bewerbungsgesprächen stets mit den Kenntnissen einer slawischen Sprache punkten. Die politischen und gesellschaftlichen Umbrüche in Europa im späten 20. Jahrhundert brachten nicht zuletzt Veränderungen in den Konnotationen gegenüber slawischen Sprachen mit sich, was auch Miran feststellt (Busch/Doleschal 2008: 7).

Die gelegentlichen Diskriminierungen, die Miran während der Schulzeit erlebte, bewertet er rückblickend ebenfalls als Vorteil:

das slowenische hat mir geholfen, mich- (---) EXponieren, zu lernen- (.) mich- (.) erfahrungen zu sammeln- (.) dass man MEHR geachtet wird- (.) wenn man- (-) ein GEGNER, (-- ) von jemandem is- (-) als wann man versucht sich immer irgendwie anzupassen, (.) oder jemandem äh- (.) jemandem- (-- ) jemandem zu gefallen.

Mit dem Slowenischen, das ihn in der Kärntner Gesellschaft in einer bestimmten Kategorie verortete (Wakounig 1990: 90), lernte Miran seiner Erzählung nach, sich gegenteiligen Meinungen auszusetzen. Während er zu Beginn der Passage diese Erfahrung auf sich selbst bezieht, stellt der zweite Teil der Passage eine

Verallgemeinerung dar. Die Passage erhält dadurch den Charakter einer Lebensweisheit, die er hier anhand des Beispiels des Slowenischen vermittelt.

**Maja** wuchs in einer slowenischsprachig geprägten Umgebung auf und wurde im Alter von fünf Jahren von den Eltern in den Kindergarten geschickt, um Deutsch rechtzeitig vor Schuleintritt zu erlernen. Davor hatte Maja laut ihrer Erzählung nur ein paar deutsche Wörter von deutschsprachigen Sommergästen aufgeschnappt. Den einsprachigen Kindergarten beschreibt sie als deutschnational geprägt:

damals wor=s- (.) i bin zweiundsiebzig geboren, (.) das heißt-  
(--) dreiundsiebzig- (.) fünfundsiebzig- (-) a:::h- (.)  
siebenundsiebzig da drinnen- (.) wor=s halt politisch SEHR,  
(-) sehr prekär, (-) sog i jetzt amol in kärnten- (.) also  
durch den ortstafelsturm zweiundsiebzig- (.) also es war ois  
sehr AUFgeheizt? (-) und auch die kindergärtnerinnen waren  
SEHR SEHR, (.) a:::h- (---) DEUTSCHnational, (.) sog=ma=s amal  
so- (.) wie=s wor; (-) ohne(ha) höflich zu sein- (--) sie  
waren nett, (.) aber sie waren deutschnational;

In dieser Passage nimmt Maja eine historische Verortung vor: Sie stellt dar, dass sie in einem bestimmten politischen Klima aufwuchs, das für die Zeit ihrer Kindheit charakteristisch war. Die politische Atmosphäre beschreibt sie mit einer doppelten Verstärkung als „sehr, sehr prekär“ und deutet damit eine kritische oder problematische Situation an. Mit der totalen Nomination „alles“ und der Prädikation „sehr aufgeheizt“ vermittelt sie, dass die gesamte Gesellschaft zu dieser Zeit stark politisiert war. Sie verweist dabei auf den Ortstafelsturm von 1972: Nach einem vom österreichischen Nationalrat beschlossenen Gesetz sollten in 205 Südkärntner Gemeinden zweisprachige Ortstafeln und Wegweiser montiert werden (Inzko et al. 1988: 186). Deutschnational gesinnte KärntnerInnen organisierten daraufhin eine Aktion, bei der Autokonvois durch Dörfer fuhren, Ortstafeln aus dem Boden gerissen wurden und Kärntner SlowenInnen eingeschüchtert und bedroht wurden (AK gegen den kärntner Konsens 2011: 71f). Viele Gemeinden Südkärntens hatten daraufhin mehrere Jahre lang keine Ortstafeln (Inzko et al. 1988: 186).

Maja erzählt die Passage aus einer Gegenwartsperspektive und nimmt dabei eine kritische Bewertung der Kindergartenpädagoginnen vor, die sie als „nett, aber deutschnational“ charakterisiert.

In der weiteren Erzählung beschreibt es Maja als erstes „sehr prägendes Erlebnis“, dass ihr die Kindergartenpädagoginnen vermittelt hätten, sie solle doch

zu Hause lieber Deutsch sprechen. Diese Aufforderung verknüpften sie mit der Aussicht auf die Mitspielmöglichkeit beim weihnachtlichen Krippenspiel, für das Maja anscheinend zu geringe Deutschkenntnisse aufwies. Als kleines Kind bemerkte sie auf diese Weise, dass Deutsch im Kindergarten ein viel höherer Wert zugestanden wurde und dass ihre Slowenischkenntnisse dabei nicht zählten. Majas Erfahrung lässt sich im „language subordination process“ von Lippi-Green (1997: 68) als Strategie des Versprechens subsumieren: Würde Maja zu Hause Deutsch sprechen, könnte sie in Kürze so gut Deutsch, dass sie beim Krippenspiel mitmachen dürfte. Der Stellenwert des Slowenischen in der Familie war aber gefestigt genug; Majas Eltern konnten ihr diesen Wunsch ausreden.

Maja beschreibt ihre Eltern als Personen, die sich darum bemühten, ihren Kindern eine möglichst slowenischsprachige Atmosphäre zu schaffen. So meldeten sie Maja zum slowenischsprachigen Nachmittagsunterricht in der Volksschule an, organisierten ihre Freizeit mit Aktivitäten in verschiedenen slowenischsprachigen Verbänden des Ortes, schickten sie auf Ferienlager in Slowenien und fuhren sie einmal in der Woche nach Klagenfurt, damit sie dort privaten Slowenischunterricht besuchen konnte.

Maja kann sich nicht genau erinnern, in welcher Sprache sie in dieser Zeit mit ihren FreundInnen überwiegend kommunizierte. In der höheren Schule wechselte die Umgangssprache unter Majas MitschülerInnen jedenfalls von Slowenisch auf Deutsch. In folgender Passage sucht Maja eine Erklärung dafür:

```
also- (-- ) und i kann=s ma Ähnlich, erklären dass für uns das
deutsche einfach vül reizvoller wor; (.) und wir ha=m uns holt
in dem- (-- ) nebst dem doss die ganze umgebung deutschsprachig
war; (.) ha=ma holt afoch g=meint- (.) es is viel cooler, (.)
wenn ma jetzt deitsch miteinond reden;
```

Das Pronomen „mir“ deutet darauf hin, dass Maja hier versucht, diesen Wechsel der Umgangssprache vor sich selbst zu deuten. Der Sprachwechsel erscheint deswegen paradox, weil Slowenisch an der höheren Schule die alleinige Unterrichtssprache ist. Maja führt diesen Sprachwechsel aus einer Gegenwartsperspektive darauf zurück, dass Deutsch „einfach viel reizvoller“ war. Mit den Naturalisierungsmarkern „halt“ und „einfach“ erscheint dies als gegebene Tatsache. Dass Deutsch als Umgangssprache „viel cooler“ ist, verbindet sie

dabei nicht kausal mit der Umgebung, die sie als „deutschsprachig“ beschreibt. Implizit stellt sie dabei Slowenisch und Deutsch gegenüber, wobei Slowenisch im Umkehrschluss reizlos und uncool erscheint. Wakounig (1990: 91) schreibt darüber, dass sich Menschen der Verächtlichmachung der slowenischen Sprache entziehen, indem sie sie als „unbrauchbar“ betrachten: In Majas Erzählung erscheint Slowenisch hier als Sprache, die für den Gebrauch als Jugendjargon nicht geeignet ist. Mittlerweile haben aber auch slowenische Jugendsprachen in Kärnten an Prestige gewonnen und werden zum Teil auch über den unmittelbaren Gruppenkontext hinaus verwendet (Busch/Doleschal 2008: 19).

In der Oberstufe wechselte Maja auf eine deutschsprachige Schule. Wenn sie dort mit zwei ihrer KlassenkollegInnen Slowenisch sprach, rief dies bei ihren MitschülerInnen begeisterte bis ablehnende Reaktionen hervor. Sie probierte dabei unterschiedliche Argumentationsstrategien, um diesen Reaktionen zu begegnen:

und i kann mi bewusst dron erinnern dass i verschiedene  
 entwurten versucht hob; (---) während bei den kärntner  
 slowenen is man so geschützt, (.) so in watte gepackt g=wesen;

In der Passage nimmt sie eine Distanzierung zur kollektiven Gruppe der „Kärntner Slowenen“ vor, die sie implizit als Sphäre mit spezifischen Gesetzen der Sprachwahl und eigenen Argumentationslinien beschreibt. Die politisch untermauerte Argumentation für Slowenisch, die sie im Zuge ihrer Sozialisation erfahren hatte, stieß in der deutschsprachigen Schule auf Widerstand. Maja lernte dadurch, andere Argumentationsstrategien zu entwickeln, um ihre MitschülerInnen von der Wichtigkeit des Slowenischen zu überzeugen. Auch davor war sie zwar mit solchen Reaktionen konfrontiert gewesen, diese hatten aber kein Umdenken in Bezug auf ihre Argumentationslinie bewirkt. In folgender Passage erzählt sie davon:

und kloar, (.) i man wenn du mit=m bus gefahren bist oder  
 mit=m zug g=fahren bist- (.) was ma geton hoben- (-) hoben  
 sich donn die anen oder ondern erdreistet- (.) und g=mant  
 hoben- (--) reds DEITSCH, (.) oder gehts über=n LOIBL- (-) und  
 also des- (-) kennt ma- (.) und damit hot ma IRGendwie,  
 g=lebt- (.) also das hot oba jetzt net wahnsinnig an IMPACT,  
 g=hobt auf mi. (.) a:::hm- (-) jo weil durt, (.) damit bist du  
 aufg=woachsen dass du ong=feindet wirst. (.) ga, (.) und und  
 man- (-) und die gonze- (.) die gonze ah- (.) erzIEhung, wor  
 so- (.) wir wehren uns. (-) wir wEhren uns. (-) also im sinne

von- (.) ahm- (-) wir MÜSSEN das verteidigen und wir MÜSSEN,  
(.) ah schauen dass es nicht verloren geht, (.) und wir  
müssen=s- (.) bewA:hren, und so; (.) das war die ganze  
erzIEhung die wir so mit=kriegt haben. (-) und halt im <name  
einer schule>, (-) wor halt so dass i- (--) zum ersten mal  
holt so a bissl experimentiert-

Dieser Ausschnitt zählt von der sprachlichen Gestaltung her sicherlich zu den interessantesten im gesamten Gesprächskorpus. Mit dem Einsatz von Pronomina erreicht Maja auf eindrucksvolle Weise eine sprachliche Abbildung ihrer Wahrnehmung der gesellschaftlichen Realität: Sie verortet sich dabei mit den Pronomina „man“ und „wir“ in einem Kollektiv, das sie in Kontrast zu einer anderen Gruppe, die sie als „die einen oder anderen“ bezeichnet, stellt. Auch mithilfe des Pronomens „du“ bettet sie ihre Erfahrungen in einen kollektiven Rahmen ein. Nur einmal bezieht sie sich auf sich selbst, als sie sagt, diese Diskriminierungen hätten keinen Einfluss auf sie persönlich gehabt. Zudem beschreibt sie stichwortartig den Stellenwert des Slowenischen in ihrer Familie und in der kollektiven Gruppe, der sie sich zugehörig fühlt, und greift damit einen Diskurs um den Stellenwert der slowenischen Sprache innerhalb der kärntner-slowenischen Gruppe auf. Slowenisch wird dabei als Gut dargestellt, das gefährdet ist und daher verteidigt werden muss, damit es nicht verloren geht. Wakounig (2008: 352) zieht daraus das Resümee, dass „der Erwerb und der Gebrauch einer bestimmten Sprache (...) primär mit den Erwartungen des ethnischen Einschlusses und der ethnischen Stärke assoziiert [werden], die Sprache wird zu einer Kampfzone, die in alle wichtigen gesellschaftlichen Bereiche verlegt wird“. Maja positioniert ihre kollektive Gruppe innerhalb dieser „Kampfzone“ in der Defensive („wir müssen das verteidigen ... wir müssen's bewahren“). Bezeichnenderweise spricht Maja dabei auch nicht primär von einer Sprache, die es zu verteidigen gilt, sondern verwendet die Konstruktionen „das“ und „es“, die andeuten, dass es um mehr als lediglich um die slowenische Sprache geht.

Die „anderen“ charakterisiert Maja mit dem Mittel der direkten Rede als Gruppe, die Deutsch vehement einforderte oder ressentimentgeladene Parolen von sich gab. Daraus, dass die direkte Rede „Reds Deutsch“ mehrmals im Gesprächskorpus vorkommt, kann geschlossen werden, dass es sich um eine Art Slogan handeln muss, der sich tief im kollektiven Gedächtnis eingepägt hat.

Der Spruch „Geht über den Loibl“ bezieht sich hingegen auf den Gebirgspass Loibl (slow. Ljubelj), der die Grenze zwischen Österreich und Slowenien markiert. Das Gebiet des heutigen Kärntens wurde von SprecherInnen slawischer Sprachen bereits im 6. Jahrhundert besiedelt (Haas/Stuhlpfarrer 1977: 9), dennoch wurde Kärntner SlowenInnen mit diesem und ähnlichen Sprüchen unterstellt, aus Slowenien eingewandert zu sein (Flaschberger/Reiterer 1980: 65). Diese Form des Landesverweises erhält besondere Brisanz durch die Tatsache, dass während des Zweiten Weltkrieges auf der österreichischen und slowenischen Seite des Loiblpasses je ein Konzentrationslager errichtet wurde (Zausnig 1995).

**Dunja** erzählt darüber, wie Slowenisch für sie bis zum Eintritt in eine höhere Schule ausschließlich eine Familiensprache darstellte, da sie bis dahin deutschsprachige Bildungseinrichtungen besuchte. Ihre Eltern sprachen mit ihr einen slowenischen Dialekt, den sie in folgender Passage charakterisiert:

wir sprechen einen dialekt aus=m oberen <gebietsname>- (--)  
 so- (-- ) im übergang vom <gebietsname> ins <gebietsname>-  
 (-- ) sprachlich, (2,0) ä::h- (.) den hab ich zuhause gelernt,  
 (---) das is: meine sprache sozusagen, (---) und das is die  
 sprache mit- (-) die ich mit meinen kindern verwend-

Dunja stellt hier einen Zusammenhang mit der Sprache von „zuhause“ und dem Stellenwert des Slowenischen als „meine Sprache“ her und zieht eine Verbindung zwischen ihrer Familiensprache und der Sprache, die sie heute mit ihren Kindern spricht. Das Possessivpronomen „meine“ drückt dabei aus, dass diese Sprache ihrem Verständnis nach (zu) ihr gehört (Gal 2006: 14).

In der höheren Schule war Slowenisch zwar die Unterrichtssprache, aber die dominante Umgangssprache unter den SchülerInnen war dennoch Deutsch. Ähnlich wie Maja empfindet auch Dunja die Notwendigkeit, der ZuhörerIn diesen für Außenstehende paradox erscheinenden Sprachwechsel zu erklären.

u::nd- (2,0) es war einfach bequemer? (-- ) es war der  
 bequemere weg als nachzufragen, (-) was heißt das? (1,5) oder  
 wie hast du gerade? (-) wie sagst du dazu? (4,0) und es war  
 UNS ja nicht ein wichtiges bedürfnis slowenisch zu sprechen;  
 (.) ich mein wir waren KINDER.

Deutsch stellt sie dabei als die Sprache dar, die für die SchülerInnen als Kommunikationssprache „bequemer“ war und innerhalb der slowenischen

Dialektvielfalt in Kärnten (Neweklowksy 2013: 15) den Status einer Art Lingua franca einnimmt – mittlerweile hat sich auch eine regionale kärntner-slowenische Umgangssprache etabliert, der eine ähnliche Funktion zukommt (Busch/Doleschal 2008: 19). Dunja nimmt dabei die Perspektive von Kindern ein, die sie als Personen charakterisiert, für die Slowenischsprechen kein „wichtiges Bedürfnis“ ist – bei ihnen stehen nicht politische, historische oder moralische Gründe im Vordergrund, sondern das Bedürfnis nach möglichst reibungsloser Kommunikation. Mit der abschließenden Aussage „Wir waren Kinder“ versucht Dunja, diesen Sprachwechsel zu legitimieren.

Ihre Eltern übten keinen Druck auf sie aus, mit ihren MitschülerInnen Slowenisch zu sprechen, äußerten aber gelegentlich ihr Unverständnis und ihre Enttäuschung darüber, wie Dunja in folgender Passage erzählt:

und und- (--) BIsschen ihre enttäuschung- (.) dass wir da untereinander deutsch sprechen wo wir doch alle slowenisch können und aus slowenischen familien kommen- (1,5) und wo=s doch so schad is::- (---) weil- (---) uns die sprache- (-) WEGgenommen, (.) WIRD- (--) ideell zumindest, (---) sehr oft und in vielen situationen und von vielen mitmenschen- (---) und wenn wir=s- (.) als- (.) als die sprecherinnen selbst aufgeben- (3,0) dann- (.) dann machen wir=s- (-) quasi unseren gegnern doch zu LEIcht?

Dunja gibt hier den Standpunkt ihrer Eltern aus deren Perspektive wieder: Die Eltern interpretierten die deutsche Umgangssprache von Dunja in der höheren Schule als Verdrängung des Slowenischen, da doch Dunja und ihre MitschülerInnen „alle Slowenisch“ sprechen könnten und zudem aus „slowenischen Familien“ stammten. Gerade vor diesem Hintergrund erscheint es den Eltern wichtig, auf das Sprechen von Slowenisch zu verweisen. Slowenisch wird von Dunjas Eltern als Sprache begriffen, die in Gefahr steht, „weggenommen“ zu werden. Mit dem Zusatz „ideell zumindest“ weist Dunja darauf hin, dass Slowenisch als Sprache keine materiellen Eigenschaften hat, sie also nicht im eigentlichen Sinne „weggenommen“ werden kann. Mit einer rhetorischen Dreierformel, die mit der Konjunktion „und“ verbunden ist, betont sie, dass die Verdrängung des Slowenischen in den Augen ihrer Eltern von drei Faktoren gefördert wird: Einerseits wird Slowenisch in „vielen Situationen“ verdrängt, andererseits „von vielen Mitmenschen“. Drittens erfolgt dies „sehr oft“. Dunja gibt damit einen Hinweis auf die prekäre Rolle, die Slowenisch in der Kärntner Gesellschaft der Wahrnehmung ihrer Eltern nach einnahm. Die

Nomination „unsere Gegner“ zeigt, dass Dunja ihre Eltern als Personen charakterisiert, die in einer beinahe kämpferischen Opposition zu diesen „vielen Mitmenschen“ stehen, die sie für die Mechanismen, die Slowenisch verdrängen, verantwortlich machen (Wakounig 2008: 352).

**Elena** betont in ihrer sprachbiographischen Erzählung, dass Slowenisch die alleinige Familiensprache war und ihre Mutter darauf achtete, den Kindern eine „schöne Sprache“ beizubringen. In ihrem Umfeld machte Elena aber bereits früh Erfahrungen damit, dass der slowenischen Sprache im Kindergarten, in der Volksschule und in der Öffentlichkeit ein weit geringerer Wert als innerhalb der Familie beigemessen wurde. Die Ablehnung des Slowenischen empfand sie ihrer Darstellung nach als absurd und entwickelte Distanz dazu:

i hab ma dann irgendwann gedacht- (-- ) ja. (.) gut- (.) i steh da jetzt afoch drüber; (.) weil- (-) das muasst irgendwann amal entwickeln a diese haltung- (-- ) wenn du afoch so im BUS oder so zum beispiel als KIND, angebrüllt wirst- (.) von WILDfremden menschen- (---) red DEITSCH, (.) jo? (-- ) dann fangst irgendwann einmal so zum denken an ok äh- (-- ) .hh (.) NA, (.) hh

Elena stellt diese Entwicklung durch die Verwendung des Pronomens „du“ so dar, dass dies eine allgemeine Haltung sei, die man einnehmen müsse, wenn man weiterhin in der Öffentlichkeit Slowenisch sprechen möchte. Sie versucht, der ZuhörerIn zu erklären, dass dieses hier als völlig unlogisch und inadäquat dargestellte Verhalten – wer würde schon ein fremdes Kind anbrüllen? – zu diesem Umdenkprozess führte. Erneut finden wir hier die Imperativkonstruktion „Red Deutsch“, die in der direkten Rede wiedergegeben wird. Elena stellt jene Menschen, die in der Öffentlichkeit ohne ersichtlichen Grund Deutsch einforderten, damit als VertreterInnen einer Meinung oder eines Diskurses dar, den sie nicht teilen kann und von denen sie sich deswegen bewusst distanzieren muss. Dabei schwingt etwas Resignation mit, als sie meint, sie würde sich auf keine Diskussionen diesbezüglich mehr einlassen, da diese ohnehin keinen Sinn hätten.

Dass sie dennoch das Gefühl hat, sich für Slowenisch bzw. ihre Zweisprachigkeit in Kärnten rechtfertigen zu müssen, zeigt sich nicht nur in der Erzählung über Slowenisch als Familiensprache, sondern auch in ihrer Erzählung über die slowenische Unterrichtssprache an der höheren Schule: Sie weist darauf hin,

dass der Unterricht zwar auf Slowenisch stattfand, die Schulbücher aber auch auf Deutsch waren, so dass sich die SchülerInnen in beiden Sprachen bilden konnten und die slowenische Sprache damit nicht über die deutsche gestellt wurde.

Ihre Schulzeit schildert sie als jenen Abschnitt, in dem sie und ihre MitschülerInnen politisiert wurden:

aber als teenager oder halt also eben grad während der schulzeit wor=s halt- (-- ) da wor ma halt dann schon sehr- (-) ah (.) wie soll ich sagen- (.) man merkt halt dann man wird politisch afoch a- (-- ) und vor allem natürlich durch die sproche- (.) u::nd ähm- (---) u::nd- (.) man geht demonstrIERen und so weiter, (.) u:nd- (.) ja, (.) macht aktionen und so, (.) und- (.) afoch weil man merkt- (.) es gibt da afoch a gewisses umfeld- (.) das di net mog- (-- ) nur- (-) weil du:- (-- ) anders- (.) redest-

Elena verortet sich dabei in einer kollektiven Gruppe von Teenagern, die während der Schulzeit mit politischen Ideen in Berührung kamen und mit Demonstrationen und anderen Aktionen darauf reagierten. Die slowenische Sprache war ihrer Darstellung nach ein zentraler Faktor dabei. Diese Politisierung begründet sie damit, dass sich diese kollektive Gruppe von der Umgebung abgelehnt fühlte und als einzigen Grund dafür die Verwendung der slowenischen Sprache erkannte. Elena und ihre MitschülerInnen wurden von SchülerInnen der benachbarten Schule etwa als „Tschuschen“ und „Jugos“ geschmäht, beides Bezeichnungen, die eindeutig mit dem Gebrauch einer (süd-)slawischen Sprache zusammenhängen und die von Obid/Messner/Leben (2002: 38) zu Ausdrücken des „Volksmunds“ gezählt werden. Im „language subordination process“ von Lippi-Green (1997: 68) entspricht dies der Strategie der Verunglimpfung von NonkonformistInnen, also von Personen, die sich nicht der dominanten Sprache beugen.

Elena schildert weiters, dass sie oft erlebte, wie SchulkollegInnen in der Öffentlichkeit mit ihren Eltern ins Deutsche wechselten. In folgender Passage charakterisiert sie ihre Gedanken dazu:

und I hob ma echt gedacht; (.) ich MOch, das NET; (.) ja? weil ah- (-) wieso sollt i? (1,5) es is afoch a sproch- (.) und werd so reden können wie i wüll,

Elena verweist in dieser Passage erneut auf ihr unlogisch scheinende Zusammenhänge, die sie in ihrem Umfeld erlebte: Sie kann keine Argumentation

oder Begründung dafür ausmachen, warum sie statt Slowenisch Deutsch sprechen sollte. Slowenisch bezeichnet sie als „einfach eine Sprache“ und versucht damit, die historischen, politischen und moralischen Konnotationen, die Slowenisch von der einen wie der anderen Seite zugeschrieben werden, abzuwerfen (Wakounig 2008: 353). Dann verweist sie auf ein universales Recht, das sie damit einfordert. Lippi-Green (1997: 243) versteht die Verweigerung dieses Grundrechtes als Teil des „language subordination process“, wie sie in folgender Äußerung verdeutlicht: „Language subordination is about taking away a basic human right: to speak freely in the mother tongue without intimidation, without standing in the shadow of other languages and peoples“.

**Andrej** wuchs als Sohn einer Slowenin und eines Kärntner Slowenen in einem Dorf auf. Die Erzählung über seine Erfahrungen mit Slowenisch ist dabei stets mit der deutschen Sprache verknüpft. Das Dorf charakterisiert er als einen Ort, wo beinahe alle Personen ab einem bestimmten Alter zwar Slowenisch sprechen, aber nur die wenigsten diese Sprache an die nächste Generation weitergegeben haben. Auch in seiner eigenen Familie erlebte er, dass seine Cousinen und Cousins trotz slowenischsprachiger Eltern nicht Slowenisch erlernten. In folgender Passage macht Andrej sich Gedanken über die weitreichende Assimilation im Dorf:

kaner waß warum, (.) also- (-- ) das is so a- (-) das is so a-  
(-) so a unsichtbares gespENst sprAchenfressendes gespENst,  
(-- ) das- (.) das vielleicht ausdruck findet in- (3,0) waß  
net- (-) man sogt ja meistens so ASSimilationspolitik; oba wos  
HAßt das eigentlich?

Andrej kann sich nicht erklären, wie es so weit kam, dass sich Menschen sogar in den intimsten familiären Beziehungen das Slowenische „nehmen haben lassen“. Da diese Mechanismen verdeckt arbeiten und für ihn nicht nachvollziehbar sind, bezeichnet er dies mit der Nomination „unsichtbares Gespenst“. Dieses Gespenst „frisst“ in seiner Vorstellung die slowenische Sprache. Ob bewusst oder zufällig bezieht er sich dabei auf den Begriff der Glottophagie, der „Sprachenfresserei“, der von Calvet (1978) geprägt wurde. Den Begriff „Assimilationspolitik“ empfindet Andrej dabei als zu abstrakt und technokratisch, um diese von ihm negativ bewerteten Entwicklungen zu erfassen.

Auch in seiner eigenen Familie wurde Deutsch zunehmend zur zweiten Familiensprache – Andrej spricht dabei von einer „schleichenden Auflösung“ des Slowenischen innerhalb der Familie. Seine Eltern stellt er aber als Personen dar, die sich bewusst darum bemühten, ihrem Sohn eine zweisprachige Ausbildung zu ermöglichen. Aufgrund der schlechten Erfahrungen, die Andrejs Eltern mit seinen älteren Geschwistern in der örtlichen Volksschule gemacht hatten, wurde Andrej nach Klagenfurt in zweisprachige Bildungseinrichtungen geschickt. Andrej erzählt darüber:

```
eben dos wor donn a problem dass in <ortsname> die:::- (.)
die: sloweni- (.) also das slowenische- (.) in der volksschul
ziemlich- (-) mm- (--) sich an dem orientiert hat de- (---)
irgendwie- (2,0) mačka und pes lernen holt oder so- (-) also
svinja mačka pes-
```

```
afoch nur holt so nur a poar kleine sachen holt weißt eh dass
es komplett unsinnig ist und- (-) eigentlich eher dazua dient-
(-) jo das slowenische noch weiter degenerieren zu lossen;
(-- ) ahm (-) unter dem onschein dass es- (-) EH, (-)
unterrichtet wird-
```

Andrej ist der einzige, der im gesamten Gesprächskorpus spontan slowenische Wörter in das ansonsten deutschsprachige Narrativ einflacht. Bechert/Wildgen (1991: 59) bezeichnen eine solche Sprachpraxis, bei der zwei oder mehr Varietäten – damit sind unter anderem Sprachen, Dialekte, Soziolekte gemeint – in einer Interaktion gebraucht werden, als „Codeswitching“. Andrej charakterisiert die lokale Volksschule als Ort, wo Begriffe wie „svinja“ (Schwein), „mačka“ (Katze) und „pes“ (Hund) im Vordergrund der Sprachvermittlung standen. Diese slowenischen Tierbezeichnungen setzt er symbolisch ein, um auf die Reduzierung des Slowenischen als Hofsprache zu verweisen. Andrej bewertet diese Unterrichtspraxis als „komplett unsinnig“ und scheinheilig, da die Volksschule in seiner Kindheit zwar Slowenischunterricht anbot, diesen aber seiner Ansicht nach dazu nutzte, Slowenisch noch weiter „degenerieren“ zu lassen. In dieser Passage findet er nicht nur deutliche Worte für die damalige Unterrichtspraxis an der Volksschule, die er nur von Erzählungen kennt, sondern impliziert auch, dass Slowenisch im Dorf seiner Meinung nach damals bereits verkümmerte und durch die Unterrichtspraxis an der Volksschule weiter an Bedeutung verlor (Wakounig 2008).

Deutsch wurde als Umgangssprache für Andrej so dominant, dass er Zweifel daran äußert, ob er ohne die regelmäßigen Ferientaufenthalte bei seiner Großmutter in Slowenien Slowenisch erworben hätte:

i waß net ob das wirklich so wär, (.) aber vielleicht wär i a a drittelkind g=wurden. (-- ) wenn das nicht wär. (.) mit slowenien,

Der Begriff „Drittelkind“ bezieht sich dabei auf jenen Anteil an Kindern, der mit geringen oder passiven Slowenischkenntnissen vom Kindergarten in die zweisprachige Volksschule wechselt, von dem zuvor die Rede war.<sup>34</sup>

Slowenisch erlebt Andrej als Sprache, die eine prekäre Rolle in der Kärntner Gesellschaft einnimmt. Aber obwohl viele seiner FreundInnen von Diskriminierungen und Angriffen aufgrund der Verwendung des Slowenischen berichten können, hat er selbst keine nennenswerten negativen Erfahrungen damit gemacht.

Dadurch, dass seine Mutter aus Slowenien stammt, wurde in Andrejs Familie eine an die slowenische Schriftsprache angelehnte Sprache gesprochen. Auf die Frage, ob er den örtlichen Dialekt spreche, antwortet er:

<<sehr schnell> zum beispiel wenn i mit der oma red,> (-) also mit der vot- (.) mit der muata vom voter, (.) donn- (-- ) kumm i do- (-) foll i da schon a bissl- (---) a bissl eine oba; (2,0) oba es is eher- (-- ) waß net; (-- ) das fühlt sich nicht jetzt so- (-) also es fühlt sich VOLL an wie meine muttersprach, (.) aber eine die i net KONN? (-) also das is so- (-- ) so is mein mund net g=woachsen afoch- (.) waßt wie i mein?

Andrej wuchs zwar nicht mit dem örtlichen Dialekt auf, hat ihn aber bis zu einem gewissen Grad dennoch verinnerlicht. Er bezeichnet den Dialekt als „Muttersprache“, die er nicht beherrscht. Als Grund dafür gibt er an, dass sein „Mund“ nicht so „gewachsen“ sei. Andrej konzeptualisiert den Begriff „Muttersprache“ dabei als jene Sprache, die in seiner Familie väterlicherseits gesprochen wird, die er aber nicht zwangsläufig sprechen können muss, um sie als solche bezeichnen zu können. Vavti (2012: 99-106) stellt in ihrer Untersuchung fest, dass junge Kärntner SlowenInnen den slowenischen Dialekten in Kärnten eine wichtige Rolle zuschreiben – auch jene, die selbst

---

<sup>34</sup> Laut Einschätzung der LehrerInnen kamen im Schuljahr 2011/12 knapp 73% der Kinder ohne Slowenischkenntnisse in zweisprachig geführte Volksschulen in Kärnten. 12% wiesen geringe Slowenischkenntnisse auf, etwa 15% der SchülerInnen bringen „normale“ Slowenischkenntnisse mit (Landesschulrat für Kärnten 2012: 69).

keinen Dialekt sprechen: „Jene, die während ihrer sprachlichen Sozialisation aus welchem Grund auch immer keinen Dialekt erworben haben, empfinden einen Mangel oder sogar eine Barriere im Kontakt mit anderen bzw. im Bezug auf eine Zugehörigkeit zu einer (dörflichen) Gemeinschaft“ („Tisti, ki se narečja med jezikovno socializacijo iz kateregakoli razloga niso naučili, občutijo pomanjkanje ali celo bariero v stiku z drugimi oziroma pri pripadanju neki (vaški) skupnosti“) (Vavti 2012: 106). Auch Andrej drückt in der Passage aus, dass ihm etwas fehlt („...wie meine Muttersprache, aber eine, die ich nicht kann“), er verbindet dies aber nicht mit dem Gefühl, ausgeschlossen zu werden oder zu sein.

**Martin** schildert sein Verhältnis zu Slowenisch als Prozess eines empfundenen Verlustes. Slowenisch stellte für ihn bis zur Volksschule, die er in Kärnten besuchte, eine reine Familiensprache dar und war eine von drei Sprachen, mit denen er in seiner frühen Kindheit in Kontakt kam. Er erzählt darüber:

weil slowenisch wor quasi MEIN, (-) um und auf, (-) als ich  
auf die wölt kummen bin und dann is es natürlich immer mehr-  
(--) auf die gl- (--) auf auf a gleiche ebene kummen mit-  
(.) mit ondan sprochen-

Slowenisch beschreibt Martin in dieser Passage als „Um und Auf“, also als Sprache, um die sich seine Welt drehte, als er geboren wurde. In seinem späteren Leben erlangten andere Sprachen einen dem Slowenischen gleichwertigen Platz. Dahinter steht die Vorstellung, dass Slowenisch für einen Kärntner Slowenen, als den er sich sieht, eine ganz besondere Rolle einnehmen soll. Wakounig (2008: 352) spricht dabei von einer „Ideologisierung und Mythologisierung der Sprache“, die dazu führt, dass der Erwerb einer Sprache unter „national bzw. ethnisch-exklusiven Vorstellungen stattzufinden hat“, um den Erhalt der eigenen Gruppe zu sichern. Eine solche Situation war Martins Meinung nach auch bei seiner Geburt gegeben; als aber mit der Zeit andere Sprachen hinzukamen, trat Slowenisch in Konkurrenz mit ihnen und verlor dadurch diesen besonderen Stellenwert. Dass dies ein ideologisch geprägtes Konzept von Slowenisch repräsentiert, zeigt sich hier deutlich: Als Neugeborener machte Martin wohl kaum einen Unterschied zwischen den verschiedenen Sprachen, die er in seiner Umgebung wahrnehmen konnte. Was er genau mit der angesprochenen „gleichen Ebene“ meint, bleibt dabei etwas unklar. Es wird aber

deutlich, dass Slowenisch die besondere Rolle, die er der Sprache gerne zugestehen würde, für ihn nicht einnehmen kann.

Als er in Kärnten in die Volksschule kam, konnte er zwar den slowenischsprachigen Zusatzunterricht besuchen. Sein Freundeskreis war zu dieser Zeit aber fast ausschließlich deutschsprachig, da es in seinem Dorf kaum noch SlowenischsprecherInnen in seinem Alter gab. Er erzählt über den Slowenischunterricht in der Volksschule Folgendes:

do ho=m sie mir schon do das slowenische a bissl- wegg=nommen;  
(.) hob i das g=fühl g=hobt,

In dieser Passage fällt vor allem die Anonymität des Agens auf: Martin setzt hier zwar keine Passivkonstruktion ein, um zu verschleiern, dass er nicht weiß, wen er für dieses Gefühl eigentlich verantwortlich machen soll, aber auch das Pronomen „sie“ bleibt unkonkret. Dadurch entsteht der Eindruck, Martin fasse alle Faktoren, die er für die Verdrängung des Slowenischen ausmacht, in diesem einen Pronomen anklagend zusammen. Die Adverbien „schon da“ verweisen auf seinen späteren Lebensweg: Während Martin die Volksschulzeit in Kärnten verbrachte, lebte er in den ersten Jahren seiner Jugend in Wien, wo er noch stärker das Gefühl hatte, den „Anschluss an das Kärntner Slowenische“, wie er sagt, verloren zu haben. Konnte er schon in Kärnten wenig Slowenisch außerhalb der Familie sprechen, wurde die Verwendung des Slowenischen in Wien völlig auf die Familie begrenzt. Zwar findet er, dass seine Sprachkompetenzen im Slowenischen relativ gut waren, dafür, dass er überwiegend in einer nicht-slowenischsprachigen Umgebung aufgewachsen war, aber er litt dennoch darunter, dass Slowenisch in Wien völlig auf die Familie begrenzt war, wie er in folgender Passage eindrucksvoll darstellt:

oba SUNST wor do gar nix, (.) und und- (1,5) und es war echt- (2,0) das is echt wie a schleier das slowenisch war echt wie a schleier den i hinter mir her gezogen hob und der- (-) und sobald i draußen wor is da- (.) is da quasi- (-) a guillotine obag=schnellt und des is im haus geblieben; (.) und sobald i wieder do wor is mir des wieder ong=hongen- (.) ja? (-) also das war- (1,5) also für mi war=s war=s war=s zach- (.) ja? (--)) da wor- (-) SO darf=s EIgentlich net sein-

Dass Slowenisch während seiner Jugend in Wien ausschließlich auf die Familie beschränkt war, stellt er als Belastung dar, für die er recht drastische Worte findet: Slowenisch vergleicht er mit einem „Schleier“, den er hinter sich herzog.

Sobald er die Wohnung seiner Familie verließ, trennte eine „Guillotine“ ihn von der Sprache, die in dieser bildlichen Vorstellung von ihm abgehackt wurde und zuhause bleiben musste. Kaum betrat er die Wohnung wieder, legte sich ihm Slowenisch wie der davor erwähnte Schleier wieder an. Die Passage endet mit einer Bewertung aus einer heutigen Perspektive heraus: Er bezeichnet die Begrenzung des Slowenischen auf die Familie als „zach“ und deutet mit dem Pronomen „mich“ darauf hin, dass es sich um etwas handelte, das vor allem von ihm so negativ erlebt wurde. Abschließend fasst er zusammen, dass „es eigentlich nicht“ so sein darf und zeigt damit seine allgemeine Überzeugung, dass Zwei- oder Mehrsprachigkeit nicht als Belastung wahrgenommen werden sollte.

Insgesamt können in den Narrativen der acht GesprächspartnerInnen unterschiedliche Zugänge zur slowenischen Sprache ausgemacht werden, die aufgrund der sich im Lauf der Zeit wandelnden Rahmenbedingungen eine diachrone Entwicklung der Kärntner Gesellschaft nachzeichnen.

Die beiden Vertreterinnen der älteren Generation, Lucija und Sonja, weisen Slowenisch und Deutsch unterschiedliche, klar voneinander getrennte Positionen zu. Slowenisch wird mit Wohlbefinden, Schutz und anderen positiven Elementen in Verbindung gebracht, während Deutsch als erlernte Sprache bezeichnet wird, die im Schulwesen und im amtlichen Bereich dominierte. Lucija lehnte die deutsche Sprache aufgrund der Erfahrungen während des Zweiten Weltkriegs und der anhaltenden Diskriminierungen in ihrer Schulzeit nach 1945 lange Zeit ab, während Sonja erlebte, wie sich ihre Familie an Deutsch als zweite Familiensprache gewöhnte.

Die VertreterInnen der mittleren Generation weisen verschiedene Einstellungen zur slowenischen Sprache auf. Bei allen dreien wird jedoch deutlich, dass der Stellenwert des Slowenischen eng mit der deutschen Sprache zusammenhängt. Slowenisch wird von den GesprächspartnerInnen der mittleren Generation als Sprache wahrgenommen, die in Konkurrenz zur deutschen Sprache tritt. Miran nimmt eine ambivalente Haltung gegenüber dem Slowenischen ein, die sich aus dem Gefühl des moralischen Drucks und einer empfundenen Entfremdung von der Sprache ergibt. Majas Einstellung zum Slowenischen ist stark politisch geprägt, während Dunja eine eher pragmatische Zugangsweise hat.

Die VertreterInnen der jüngsten Generation nehmen ebenfalls unterschiedliche Haltungen gegenüber der slowenischen Sprache ein. Deutlich wird bei ihnen aber, dass sie Slowenisch in Kärnten als Sprache wahrnehmen, die eine prekäre Position in der Gesellschaft einnimmt. Während Elena versucht, Distanz zu antislowenischen Argumentationslinien einzunehmen und den Wert, den sie persönlich Slowenisch zuschreibt, dadurch aufrecht zu erhalten, bewegt sich Andrej in einem Umfeld, in dem die Assimilation bereits weit vorangeschritten ist und die slowenische Sprache eng mit der deutschen verknüpft ist. Martin hingegen empfindet es als Verlust, dass die Verwendung der slowenischen Sprache die meiste Zeit seiner Kindheit und Jugend auf die Familie begrenzt war.

### 3. Slowenisch in Wien

Im zweiten Analyseteil soll der Stellenwert, den die GesprächspartnerInnen der slowenischen Sprache in Wien vor dem Hintergrund der in Kärnten gemachten Erfahrungen zuschreiben, analysiert werden.

Im ersten Unterkapitel steht die Wahrnehmung der GesprächspartnerInnen als SprecherInnen des Slowenischen in Wien im Vordergrund. Dabei sollen die verschiedenen Aspekte, die Slowenischsprechen in Wien für die GesprächspartnerInnen hat, nachgezeichnet und Positionierungen im urbanen, mehrsprachigen Umfeld Wiens näher betrachtet werden.

Im zweiten Unterkapitel hingegen liegt der Fokus auf Erzählungen über die Weitergabe des Slowenischen an die nächste und teilweise bereits an die übernächste Generation, die häufig mit Vorstellungen und Konzepten verbunden ist, was eine ‚erfolgreiche‘ Sprachweitergabe ausmacht. Die Weitergabe des Slowenischen erfolgt in Wien unter anderen Vorzeichen als in Kärnten: Statt in ein dichotomisches Verhältnis mit Deutsch zu treten, ist Slowenisch in Wien eine von vielen anderen Sprachen. Zugleich gibt es kaum Strukturen, die den Spracherwerb der Kinder stützen können.

Die Erzählungen jener GesprächspartnerInnen, die sich zu dem jeweiligen Thema gar nicht oder nur am Rande äußern, werden dabei in der Analyse nicht berücksichtigt.

#### 3.1. Stellenwert des Slowenischen in Wien

**Lucija** entschied sich aufgrund der zahlreichen negativen Erfahrungen während ihrer Schulzeit in Kärnten, nach der Matura nach Wien zu gehen, um dort zu studieren. Die Stärke ihres Wunsches, Kärnten zu verlassen, spiegelt sich im Narrativ wider:

das heißt, (-) aber alle diese negativen dinge die eben mit-  
(-) ä::h (.) damit zusammenhängen- (.) die haben in mir- (.)  
nur den WUNSCH äh- (.) also:- (.) mein wunsch über- (.) war  
überstark- (.) WEGzukommen? (-) nur von kärnten WEG. (.) WEG  
von kärnten, (.) WEG von kärnten,

Die Konstruktion „weg“ bzw. „wegkommen“ setzt Lucija gleich vier Mal ein und

verdeutlicht damit, wie miserabel sie das Leben in Kärnten empfand. Kärnten zu verlassen erscheint ihr rückblickend als einzige Möglichkeit, ihre Lage zu verbessern. Lucija kam 1954 nach Wien, als in der Stadt die Spuren des Zweiten Weltkriegs noch deutlich präsent waren (Bihl/Meißl/Musner 2006: 545-551). Dennoch übte Wien einen großen Reiz auf sie aus, den sie insbesondere mit der Präsenz der vier Besatzungsmächte Amerika, Frankreich, Großbritannien und Russland und der damit verbundenen Mehrsprachigkeit der Stadt erklärt (Bihl/Meißl/Musner 2006: 554-563). Lucija lebte zunächst in einem Stadtteil, der unter russischer Verwaltung stand, und suchte dort Anschluss an Personen, die eine andere Sprache als Deutsch sprachen. Zudem nahm sie Kontakt mit in Wien lebenden Kärntner SlowenInnen auf. Die sprachliche Diskriminierung, die sie in ihrem Alltag in Kärnten erfahren hatte, war in Wien ihrer Erzählung nach kein Thema mehr:

u::nd- (-) in wien fühlte ich mich überhaupt nicht extra-  
(--) also sprachlich- (.) NICHT, diskriminiert; (-) das muss  
ich schon sagen. (-) in wien- (.) war das in dieser bez- (.)  
also eigentlich ÜBERhaupt nicht als slowenin, (-) da hat man  
eben einfach- (-) ä::h (-) ja, normal gelebt nicht, (.) ohne  
immer so mit eingezogenem rücken so herumzulaufen,

Wien stellt sie rückblickend als eine Stadt dar, in der sie sich mit ihren Sprachen nicht benachteiligt fühlte und die ihr dadurch ein „normales“ Leben ermöglichte. Latent wertet sie damit das Leben in Kärnten, das ihr im Umkehrschluss als „abnormal“ erscheinen musste, ab. Durch die Verwendung des Pronomens „man“ erscheint dieses normale Leben in Wien als eine Tatsache von allgemeiner Gültigkeit. Als Slowenin, als die sie sich hier selbst bezeichnet, konnte sie in Wien ohne das Gefühl von Bedrohung leben. In einer weiteren Passage erzählt Lucija über ihre Wahrnehmung der Unterschiede zwischen Kärnten und Wien:

und in wien bin ich einfach WIENerin, (.) und wenn- (.) wenn  
jem- (.) wenn jemand weiß dass ich kärntner slowenin bin, (.)  
wird das- (.) POSitiv, kommentiert und nicht negativ- (-)  
nicht; (.) das ist der unterschied.

Aus einer gegenwärtigen Perspektive heraus beschreibt sie Wien als einen Ort, wo sie sich als Einheimische fühlen kann und also ihre Anwesenheit nicht rechtfertigen muss. Aber auch wenn ihr Gegenüber Bescheid weiß, dass sie Kärntner Slowenin ist, erfährt sie dadurch keine Ablehnung, sondern erhält

positive Reaktionen. Kärnten hingegen konstruiert sie als einen Ort, wo negative Kommentare aufgrund ihrer sprachlich-ethnischen Zugehörigkeit üblich waren und sind. Wien erscheint damit als diametraler Gegensatz zu Kärnten.

**Sonja** spricht, wenn es um den Stellenwert von Slowenisch in Wien geht, ähnlich wie Vladimir hauptsächlich über die Sprachweitergabe an ihre Kinder und Enkelkinder. Sowohl in der Vergangenheit als auch in der Gegenwart pflegten Sonja und ihr Mann Kontakt zu anderen Kärntner SlowenInnen in Wien, wobei insbesondere das SZI (s. Kapitel IV.3.2.) einen zentralen Treffpunkt darstellt.

also do- (.) si=ma- (.) fast jede woche dort; (-) und san halt  
unter SICH, (.) und- (.) und happy dass wir slowenisch  
sprechen können; (---) das- (-) so läuft das in wien- (.) ab;

Das SZI stellt für Sonja einen Ort dar, wo Gleichgesinnte einander treffen können – die Bezeichnung „unter sich“ weist auf ihre Verortung in einem slowenischsprachigen Kollektiv in Wien hin. Die Prädikation „happy“ beinhaltet eine positive Bewertung des Umstandes, dass im SZI Slowenisch gesprochen wird, und impliziert, dass dies in Wien außerhalb des engeren Familienkreises nicht selbstverständlich ist.

**Miran** stellt sich im Gespräch die Frage, warum Slowenisch nach fast 30 Jahren, die er mittlerweile in Wien verbracht hat, nach wie vor eine Rolle für ihn spielt: Er bezeichnet es als ein „interessantes Phänomen“ und geradezu als „abstrus“, dass ihn das Thema immer noch beschäftigt.

Miran ist mit einer Frau verheiratet, die er als „assimilierte Kärntner Slowenin“ bezeichnet. Obwohl auch sie in einem slowenischsprachigen Umfeld in Kärnten aufwuchs, spricht Miran mit ihr Deutsch. Er erzählt darüber:

u:nd:- (-) aber es is aber ganz selbstverständlich, (.) dass  
unsere- (-) kommunikationssprache dEUtsch is,

Dass Miran mit seiner Frau Deutsch spricht, findet er „ganz selbstverständlich“. Er schätzt, dass der slowenische Anteil in seiner Kommunikation derzeit unter 5% einnimmt. Seine Sprachkompetenzen im Slowenischen bewertet er aber mittlerweile als „sehr gut“ und führt dies auf den engagierten Slowenischlehrer in seiner Schule zurück. Aufgrund des fehlenden mündlichen Gebrauchs des

Slowenischen im Alltag findet er aber, dass seine „spontane Sprachpraxis“ leidet. Ein Problem stellen für ihn öffentliche mündliche Auftritte in slowenischsprachigen Medien dar: Insbesondere seine Aussprache verrät ihn sofort als Kärntner Slowenen, wodurch er sich auf unangenehme Art vom Publikum verortet fühlt. Die Befürchtung, von der standardsprachlichen Norm abzuweichen, lässt ihn – in Verbindung damit, dass ihm manchmal Wörter nicht spontan einfallen – sich „unauthentisch“ fühlen (Lippi-Green 1997: 53). Das Gefühl, der slowenischen Sprache „hinterherzulaufen“, setzt sich hier gewissermaßen fort.

Auf die Frage, ob der leichtfüßige Zugang zur Zweisprachigkeit, den ich bei Miran in einem anderen Kontext beobachtet hatte, möglicherweise eine Fehlinterpretation darstellte, antwortet er:

ah es ist eine gespielte; (.) leichtigkeit, (.) und die leichtigkeit ist auch eine befreiung für mich; (.) ja, (-) die leichtigkeit, (.) ist immer der versuch der befreiung von dem bleigewicht das mich hinunterzieht- (-) familienhistorisch historisch- (.) ja? (.) biogrAphisch- (-- ) in wirklichkeit ist es überhaupt net- (.) ich- (-) glaub nur und das is natürlich wien ein guter ort zu leben dafür- (.) ja? (-) ich BIN, befreit- (.) ja? (.) aber die bleigewichte sind AUch nur mehr theoretisch;

Die Leichtigkeit im Umgang mit seiner Zweisprachigkeit bezeichnet Miran hier als „gespielt“. Dennoch empfindet er diese Leichtigkeit, die er auch als „Theater vor sich selber“ beschreibt, als Befreiung von einer Belastung. Diese Belastung umschreibt er mit der Nomination „Bleigewicht“ und führt konkret die Familiengeschichte, die allgemeine Geschichte und seine eigene Biographie dafür an. In diesem Zusammenhang charakterisiert er Wien als eine Stadt, in der er befreit von solchen Belastungen leben kann, auch wenn er die genannten „Bleigewichte“ mittlerweile nur noch als theoretische Größe betrachtet.

**Maja** erzählt davon, wie sie in Wien eine positive Bewertung ihrer Zweisprachigkeit durch ihre StudienkollegInnen erfuhr und auch merkte, dass ihr die Zweisprachigkeit beim Sprachenlernen Vorteile brachte. Viele Menschen, die sie in Wien kennen lernte, nahmen ihre Zweisprachigkeit als interessant wahr. Maja konnte dadurch ein Bewusstsein für ihre Zweisprachigkeit entwickeln, das im Gegensatz zu dem politisch geprägten Bewusstsein innerhalb ihrer Familie nicht in Opposition zu einer gesellschaftlichen Strömung steht (Wakounig 2008

352). Rückblickend spricht sie darüber:

also, (-) es hat sich dieses- (-) bewUsstsein, (.) ahm- (.)  
und dieses stolzsein, (-) auf et- (.) auf diese  
zweisprachigkeit- (-) erst in wIEn, entwickelt; (.) muss i  
sogen.

Bis zur Matura erfuhr Maja entweder eine negative Konnotation ihrer Slowenischkenntnisse oder hatte das Gefühl, lediglich akzeptiert zu werden. Sie erzählt darüber, wie sie und die kollektive Gruppe, der sie sich zugehörig fühlte, als etwas Besonderes wahrgenommen wurde – aber das Besondere wurde von der Umgebung nicht nur als positives Merkmal gesehen. Erst in Wien, wo ihre Zweisprachigkeit positiv aufgenommen wurde, konnte Maja ihrer Erzählung nach einen Stolz auf ihre Zweisprachigkeit entwickeln.

Dass in diesem Jahr ihre Mutter starb, nennt Maja als einen von mehreren Gründen für ihre Entscheidung, nach Wien zu gehen. Während ihrer Erzählung nach „alle Kärntner Slowenen“ vom Tod ihrer Mutter wussten und sie mit „mitleidigen Blicken“ bedachten, konnte sie sich in Wien anonym bewegen und ungestört ihre Trauer verarbeiten. Aus diesem Grund suchte sie erst nach einiger Zeit Kontakt zu Kärntner SlowenInnen in Wien.

Bereits nach wenigen Monaten in Wien lernte Maja ihren jetzigen Mann kennen, den sie als Person mit Interesse an politischen Zusammenhängen, aber ohne Wissen über die Existenz einer slowenischen Minderheit in Kärnten darstellt. Dass ihr Mann dadurch dem Thema „neutral“ bis „offen“ gegenüberstand, bewertet Maja als positiv. Anfangs spielte Slowenisch in ihrer Beziehung nur dann eine Rolle, wenn sie gemeinsam Majas Familie in Kärnten besuchten. Maja erzählt in folgender Passage über die Einstellung ihres Mannes zur slowenischen Sprache:

und- (-) ihm war=s irgendwie immer wurscht; (.) also er hot-  
(-) er hot das NIE, (-) als- (--) a:h- (.) ma jetzt, (-) was  
jo in kärnten SEHR oft vorgekommen is, (.) najo- (.) wenn i  
nit versteh was ihr redets- (.) dann redets wahrscheinlich  
über MI, oder so- (-) na, (.) also es ist in kärnten  
klassisch-

Maja charakterisiert ihren Mann hier als Person, der der Sprachwahl innerhalb ihrer Familie gleichgültig gegenübersteht. Dabei greift Maja ein anscheinend typisches Argument in Kärnten auf, um SprecherInnen des Slowenischen zum Deutschsprechen zu bringen: den Vorwurf, Slowenisch würde als

Geheimsprache benützt, um unbehelligt über die anwesenden nicht-slowenischsprachigen Personen zu lästern – eine Strategie, die im „language subordination process“ als Verbreitung von ressentimentgeladenen Fehlinformationen gesehen werden kann (Lippi-Green 1997: 68). Majas Mann war dieser Gedanke nicht geläufig und er kam von sich aus nicht auf die Idee, Majas Familie dies zu unterstellen. Später lernte ihr Mann auch Slowenisch und besitzt heute passive Sprachkompetenzen, was den Status von Slowenisch als Familiensprache festigt.

Maja erzählt in folgender Passage über ihr Verhältnis zwischen Deutsch und Slowenisch:

also i merke dass i- (.) dass i- (.) mi SEHR drum kümmern muss  
dass meine sprache net verkümmert, (-) also dass beide  
sprachen- (-) also deutsch- (.) geht so- (-) nebenbei; (-)  
aber dass die slowenische sprache net verkümmert, (-) und i  
muss mi SEHR drum beMÜHEN, (-) dass i- (-) ahm- (-) irgendwie-  
(.) das g=fühl hab- (.) es es::: is a gleichgewicht zwischen  
den- (.) zwei sprachen; (.) ja,

Maja erzählt hier über ihre Beobachtung, dass sie sich beständig um ihre Sprachkompetenz bemühen muss, um einen von ihr definierten Standard halten zu können. Sie differenziert dabei, dass dies zwar auf Deutsch und Slowenisch zutrifft, aber dass eine aktive Bemühung darum nur beim Slowenischen notwendig ist, während ihre Sprachkompetenzen im Deutschen beiläufig aktualisiert werden. Maja verbindet diese Aufgabe mit dem Modalverb „muss“ und weist damit auf eine Art Verpflichtung hin, die sie gegenüber der slowenischen Sprache empfindet. Das Verb „kümmern“ steht dabei in einem kausalen Zusammenhang mit dem Verb „verkümmern“. Als Ziel dieses ihres Bemühens stellt Maja eine ausgewogene Zweisprachigkeit mit annähernd gleich guten Sprachkompetenzen dar. Dahinter steht implizit der Wunsch nach einer ‚doppelten‘ Einsprachigkeit – oder zumindest dem Gefühl, dieses Ziel erreicht zu haben (Auer 2009: 92).

**Dunja** fasst ihre Erfahrungen in Wien knapp zusammen:

und dann bin ich nach wien gegangen zum studieren. (--)  
und dann bin ich in wien geblieben. (--)  
und ich: könnt=s  
zusammenfassen weil ich festgestellt hab dass es doch  
erheblich leichter is- (.) in wien kärntner slowenin zu sein  
als in kärnten;

Dunja zieht in dieser Passage das Resümee, dass sie es für „erheblich leichter“

hält, als Kärntner Slowenin, als die sie sich hier bezeichnet, in Wien zu leben. Sie stellt Wien damit als Ort dar, wo sie – anscheinend entgegen ihren ursprünglichen Erwartungen – leichter leben kann als in Kärnten. Im Umkehrschluss deutet sie an, dass das Leben in Kärnten als Kärntner Slowenin schwerer sein muss.

Neben der Inskription auf der Universität führte sie einer der ersten Wege in Wien, wie sie erzählt, in den KSŠŠD. Sie beschreibt dabei ihre Beobachtung, dass in Wien die Umgangssprache mit ihren ehemaligen MitschülerInnen, mit denen sie während der Schulzeit überwiegend Deutsch gesprochen hatte, zurück auf Slowenisch wechselte. Dunja erzählt darüber:

```
u:::nd- (1,5) ha=m- (-- ) ha=m dort zum teil mit leuten- (-- )  
slowenisch gesprochen- (.) mit denen wir ein halbes jahr  
vorher; (-- ) in <ortsname> im <schulname>- (-) in der  
freizeit- (-- ) dEUtsch gesprochen haben; (---) also das war  
schon ein ein lustiger effekt- (-) so; (-- ) jetzt sI=ma in  
wien- (---) jetzt is- (.) jetzt is alles ganz anders;
```

Diesen Sprachwechsel führt Dunja unter anderem darauf zurück, dass sich in Wien die Umgebung völlig verändert und damit eingeschliffene Gewohnheiten wieder reversioniert werden können. Dunja bezeichnet das als „lustigen Effekt“, den Wien auf die Sprachpraktiken innerhalb ihres Freundeskreises hatte und den sie mit der Äußerung „Jetzt sind wir in Wien, jetzt ist alles ganz anders“ zusammenfasst. Sie spricht dabei mit der Stimme des Kollektivs und deutet damit an, dass dies keine individuelle Erfahrung ist. Tatsächlich wird dieser Sprachwechsel von Deutsch auf Slowenisch nach der Schulzeit nicht nur von Dunja, sondern auch von Elena und Andrej angesprochen.

Als weitere Erklärung für den Sprachwechsel führt Dunja an, dass die Verwendung des Slowenischen in der Wiener Öffentlichkeit keine negativen Reaktionen hervorruft:

```
es:- (-- ) es is halt in meiner- (---) in meinem erleben-  
(---) in wien etwas weggefallen was ich in kärnten schon noch  
kennen gelernt hab so dieses red- (.) reds dEItsch, mir san in  
kärnten; (---) also das- (.) das war in wien dann nicht mehr.
```

Dunja weist darauf hin, dass sie in Kärnten „schon noch“ negative Kommentare erhalten habe und deutet damit an, dass sich dies mittlerweile verändert hat (Busch/Doleschal 2008: 7). Die negativen Reaktionen fasst sie mit dem in direkter Rede geäußerten Slogan „Redets Deutsch“ zusammen. Als Begründung

für diese Aufforderung liefert sie – ebenfalls in direkter Rede – ein anscheinend übliches Argument mit: „Wir sind in Kärnten.“ Die Aufforderung, Deutsch zu sprechen, wird dabei unmittelbar mit der geographischen Komponente „Kärnten“ verknüpft. In diesem Argument wird Kärnten als ein deutschsprachiges Land konstruiert, in dem das Sprechen anderer Sprachen nicht erwünscht ist. Die Begründung für die Aufforderung, Deutsch zu sprechen, steht dabei in der Tradition der NS-Zeit, als die Parole „Der Kärntner spricht Deutsch“ ausgegeben wurde (Inzko et al. 1988: 105).

Wien hingegen erscheint in Dunjas Erzählung als Stadt, an die keine Erwartungen in Bezug auf die Verwendung der deutschen Sprache gebunden sind: Dunja hat die explizite Aufforderung, in der Öffentlichkeit Deutsch zu sprechen, in Wien generell noch nie gehört. Sie führt weiter aus:

und das war schon? (.) stadtluft macht FREI? auch; (.) auch auch sprachlich. (-- ) ja- (.) plötzlich war es nichts mehr- (.) nichts besonderes mehr und nichts- (.) wofür man scheel angeschaut wird, (-- ) wenn man NICHT, deutsch gesprochen hat;

Dadurch, dass es in Wien im Gegensatz zu Kärnten „nichts Besonderes“ mehr ist, eine andere Sprache als Deutsch zu sprechen, fühlt sich Dunja befreit. Sie unterstreicht dabei die „Stadtluft“ Wiens, die ein solches Gefühl der Befreiung ermöglicht. Im Umkehrschluss muss Slowenisch in Kärnten eine Art Sonderstatus einnehmen; die Verwendung des Slowenischen in der Öffentlichkeit wird mit schiefen Blicken und Aufforderungen zum Deutschsprechen sanktioniert. Als einen weiteren Grund für den Sprachwechsel von Deutsch auf Slowenisch innerhalb Dunjas Freundeskreis in Wien nennt sie die Distanz zur kärntner-slowenischen Community: Weder LehrerInnen noch Eltern konnten aufgrund der geographischen Distanz Druck ausüben und auf die Verwendung des Slowenischen als Umgangssprache bestehen. Zudem meint Dunja, dass Slowenisch in Wien den Status eines „Verbindungsmerkmals“ erhielt, durch das ihr Freundeskreis in der Weitläufigkeit der Großstadt das Gefühl von Zugehörigkeit zu einer Gruppe hatte.

Am Ende des Gesprächs nennt Dunja zudem die Anonymität von Wien als weiteren Grund dafür: Die „soziale Kontrolle“ hat in Wien eine andere Qualität als in Kärnten. Ihrer Ansicht nach ist es ein Charakteristikum von Wien, dass sich ein Individuum anonymer bewegen und in der Menschenmenge untergehen kann.

Gerade weil hier so viele andere Menschen leben, fühlt sich Dunja in Wien „in Ruhe“ gelassen. Zugleich ist sich Dunja bewusst, dass die Anonymität der Großstadt bzw. die größere „soziale Kontrolle“ in Kärnten jeweils positive wie negative Aspekte mit sich bringt.

**Elena** machte ebenfalls die Erfahrung, dass Deutsch in der höheren Schule zur dominanten Umgangssprache wurde. Im KSŠŠD wurde hingegen wieder Slowenisch gesprochen – als einen Grund dafür sieht Elena gerade die Distanz zu Kärnten:

und jetzt sa=ma aber außerhalb von z=ause- (.) und deswegen  
red ma jetzt EXtra slowenisch, (.) WEIL, (---) jo. (-) damit  
ma a stück von daham afoch mitnehmen; (-) das is vielleicht A,  
(-) a grund dafür;

Slowenisch bezeichnet sie in dieser Passage als „ein Stück von daheim“, das gerade außerhalb Kärntens an emotionalem Wert gewinnt. Das Sprechen des Slowenischen hilft ihrer Ansicht nach, sich im Großstadtgefüge besser zu verorten.

Elena kann in Wien mit ehemaligen SchulkollegInnen, FreundInnen, ihren Geschwistern und im beruflichen Kontext Slowenisch sprechen. Insgesamt spricht sie ihrer Erzählung nach zwar trotzdem weniger Slowenisch als in Kärnten, aber sie misst dem einen hohen Stellenwert bei, dass sie Slowenisch sowohl im Privat- wie auch im Berufsleben sprechen kann. Slowenisch stellt sie als Sprache dar, deren Gebrauch ihr wesentlich für ein geglücktes Leben erscheint („ohne dem ginge es nicht“).

Das Leben in Wien bewertet sie insgesamt als äußerst positiv: Sie streicht dabei die Möglichkeiten, die ihr die Stadt beruflich bietet, hervor, aber auch das Gefühl, sich sprachlich frei bewegen zu können:

aber i man du merkst es a in wien, (.) i man wenn- (---) also  
i merks da zum beispiel wenn i jetzt do mit jemandem geh- (.)  
durch die stadt und slowenisch red- (--) m (.) merk i anfoch  
net so a latente feindseligkeit anfoch- (.) weil da anfoch so  
viel sprochen g=redet werden dass sich da kaner mehr umdraht  
irgendwie- (-) das is- (--) meine güte. (.) ja. (---) und i  
wohn ja im <bezirksname>- (-) und i mein wenn du da vor die  
tir gehst, (.) herst du KAUM, ein deutsches wort- (.) was ich  
super find,

Der öffentliche Gebrauch des Slowenischen in Wien ist Elenas Meinung nach nicht mit dem Gefühl einer „latenten Feindseligkeit“, die in Kärnten auf ihr lastet,

verbunden. Als Grund dafür nennt sie die Mehrsprachigkeit der Wiener Bevölkerung, die dazu führt, dass die Verwendung anderer Sprachen in der Öffentlichkeit ihrer Wahrnehmung nach keine negativen Reaktionen mehr auslöst. Sie selbst wohnt in einem Stadtteil, wo sie auf der Straße „kaum ein deutsches Wort“ hört. Diese Wahrnehmung bewertet sie mit der positiven Prädikation „super“. Elena erzählt weiter, dass Slowenisch für „interessant“ gehalten wird, wenn sie von PassantInnen angesprochen wird, welche Sprache sie denn spreche.

Im europäischen Kontext empfindet Elena Slowenisch aber als Sprache, der nicht viel Aufmerksamkeit zuteil wird. Dies führt sie darauf zurück, dass einerseits die slowenischen Kulturinitiativen die europäische Öffentlichkeit zu wenig auf das Vorhandensein etwa von slowenischsprachiger Literatur hinweisen, und dass andererseits Slowenien ein Land ist, das in der medialen Darstellung weniger stark präsent ist als andere Länder. Es ist Elena deswegen ein Anliegen, mit ihrem beruflichen Engagement den Bekanntheitsgrad des slowenischsprachigen Kulturraumes zu erhöhen.

**Andrej** spricht in Wien beinahe jeden Tag Slowenisch. Neben seinen Geschwistern, die alle in Wien leben, pflegt er Kontakte zu kärntner-slowenischen FreundInnen sowie gelegentlich zu SlowenInnen, die er während seines Auslandssemesters in Slowenien kennen gelernt hatte. Andrej erzählt, dass seine Umgebung in Wien nicht genervt ist, wenn er mit anderen Slowenisch spricht. Allerdings nimmt er auch in Kärnten die Stimmung gegenüber Slowenischsprachigen als nicht so negativ wahr, wie sie ihm von verschiedenen Seiten dargestellt wird.

Ab und zu geht er in den KSŠŠD und macht dort – im Gegensatz zu Dunja und Elena – die Beobachtung, dass gerade jene, die an dem Abend hinter der Theke stehen, oft untereinander Deutsch sprechen. In folgender Passage versucht er, die Sprachpraktiken im Klub slowenischer StudentInnen in Wien zu beschreiben:

vor allem wenns- (.) wenn diskutiert wird; (-) dann wert  
z=erst- (.) irgendwie auf slowenisch diskutiert und dann noch-  
(---) drei minuten- (---) is die hölfte vom satz schon deitsch  
und nach zehn minuten dann- (-) oder, (.) fünf minuten is  
schon der gonze sotsz deitsch- (.) und nur noch slowenische  
versatz (.) stücke; (---) oba- (-) oba das is- (2,0) das is  
bei mir eher net so glaub i,

Andrej beschreibt hier, wie rasch die Diskussionssprache im Klub von Slowenisch auf Deutsch wechselt: Zuerst wird überwiegend Slowenisch gesprochen, aber schon nach kurzer Zeit sind die geäußerten Sätze zur Hälfte Deutsch, und nach fünf oder zehn Minuten wird bereits Deutsch gesprochen, während „slowenische Versatzstücke“ eingeflochten werden. Andrej selbst weist eine solche Sprachpraxis des Codeswitchings (Bechert/Wildgen 1991: 59) von sich, spricht aber auch darüber, dass es ihm oft gar nicht präsent ist, welche Sprache gerade gesprochen wird. Er charakterisiert sich als Person, die sich bewusst darum bemüht, bei Diskussionen – für Andrej anscheinend jene Diskursform, die durch ihren Inhalt und die damit verbundenen Emotionen besonders anfällig für den Wechsel ins Deutsche ist – in einer Sprache zu bleiben. Er erzählt darüber:

wos oba nit nur beim slowENischen und, (.) DEITschen, so is  
sondern- (-) a- (.) beim <bezeichnung einer sprache> und  
ENGLISHen, zum beispiel- (.) das möcht i a net mischen weil-  
(-) i man oft (.) is es natürlich g=scheit sich auszuhelfen  
damit man halt irgendwie eloquenter is; (.) oba- (-- ) ahm  
(---) find i scho irgendwie cool wenn man in einer sproch  
bleiben kann; (-- ) und- (-- ) waß net; (-) und se sich net  
eigentlich jedes mal aufs neie beschneidet- (.) indem ma- (.)  
NET diese zwei sekunden innehält und das wort suacht oder so-  
(.) oder die wendung oder so-

Andrej spricht hier über seine Wahrnehmung von einem Phänomen des Sprachkontakts: dem Hin- und Herswitchen zwischen zwei oder mehreren Sprachformen, das er hier nicht als Ausdruck von Hybridität empfindet, sondern negativ bewertet (Kroskirty 2010: 12f). Andrej drückt dabei den Wunsch aus, die jeweilige Sprache so gut zu beherrschen, dass er nicht auf eine andere Sprache zurückgreifen muss, um sich ausdrücken zu können. Er bewertet diese Sprachpraxis zwar als ökonomisch – man ist „eloquenter“ –, aber er bewertet es mit der positiven Prädikation „cool“, wenn jemand in der Lage ist, in einer Sprache zu bleiben. Andrej empfindet es als „Beschneidung“ seiner selbst, wenn man auf Wörter oder Phrasen anderer Sprachen zurückgreift, anstatt sich die Zeit dafür zu nehmen und nach dem jeweiligen Wort zu suchen. Dass er sich dabei nicht nur auf Deutsch und Slowenisch, sondern auch auf seine später erlernten Sprachen bezieht, verdeutlicht, dass er ganz allgemein diese Ansicht vertritt. Indirekt vermittelt er damit sein Konzept einer guten Sprachkompetenz: Eine Sprache soll so gut beherrscht werden, dass man in der Lage ist, darin

Diskussionen führen zu können, ohne auf Ausdrucksmittel anderer Sprachen zurückgreifen zu müssen. Dahinter steht im Wesentlichen die Vorstellung einer „Reinhaltung der Sprache“ (Wakounig 2008: 352) und die Befürchtung, Zeuge eines sprachlichen Verfalls zu werden (Keller <sup>2</sup>1994: 23).

**Martin** wollte ursprünglich Distanz zum kärntner-slowenischen Umfeld gewinnen, als er 2010 nach Wien zog. Er beschreibt dieses Umfeld als „schöne heimelige Community“, die er mit der Zeit aber als etwas beengend empfand. Im KSSŠD kam er in Kontakt mit jungen Kärntner SlowenInnen in Wien und fand dadurch eine slowenischsprachige Umgebung, die ihm mehr zusagte als jene in Kärnten. In Folge richtete er sich ein slowenischsprachiges Leben in Wien ein:

also i hob komplett- (--) i hab wien- (--) i hab ma wien echt  
slowenisch einfärben können wie i wollt weil- (.) i hab i hab  
diese leit- (.) i hab so viele von den leiten g=hobt,

Wien stellt Martin hier als eine Stadt dar, in der er so viele SprecherInnen des Slowenischen kennt, dass ihm ein slowenischsprachiges Leben ermöglicht wird. Dies illustriert er mit der bildlichen Vorstellung, er könne sich Wien „slowenisch einfärben“. Wien begreift er dabei als einen Ort, wo er Umgang mit vielen Kärntner SlowenInnen pflegen kann, ohne dafür in Kärnten leben zu müssen. Als ein positives Merkmal von Wien nennt er die Anonymität:

das is ja, (.) also in kärnten is es ja. (--) wor=s damals  
normAL, (.) heit is es a neama normal- (-) es kummt  
wahrscheinlich vur- (.) oba normal ist es neama, (--) es is  
cool. (---) aber in wien hast du die absolute anonymität. (.)  
und wir sind a noch aus der generation die noch a BIssl dran  
g=wöhnt is- (.) beschimpft zu werden-

Martin verortet sich in dieser Passage in einer „Generation“ von jungen Kärntner SlowenInnen, die aufgrund der ethnisch-sprachlichen Zugehörigkeit durchaus negative Reaktionen in Kärnten erlebt hat. Er findet, dass sich diese latent feindselige Atmosphäre gegenüber Kärntner SlowenInnen, seit er im Jahr 2008 Kärnten verlassen hat, bereits sehr gebessert hat (Busch/Doleschal 2008: 7). Mittlerweile nimmt er es in Kärnten als „nicht mehr normal“ wahr, beschimpft und angegriffen zu werden, auch wenn es seiner Ansicht nach durchaus noch vorkommen kann. Im Umkehrschluss hatten davor solche Reaktionen für ihn durchaus Relevanz im Alltag. Aus dieser Erfahrung heraus bewertet er die „absolute Anonymität“, die Wien ihm bietet, als positiv.

In der folgenden Passage erzählt Martin über das Slowenischsprechen in Wien:

und i red i red nur slow- (.) einfach daher und kaner geht mir auf die nerven und hin und wieder wirst sogar g=frogt- (.) hö? (---) was is das für a sproch? (.) sogst du slowenisch? (--)  
ah SO? (--)  
ois klor jo, (--)  
und i denk mir- (.) ja kamot, (--)  
als tschusch beleidigt bin ich noch nie wurden olta- (1,5)  
in wien noch nie, (--)  
noch NIE?

Wien nimmt Martin als eine Stadt wahr, in der er sich sprachlich frei bewegen kann. Niemand belästigt ihn mit negativen Reaktionen; dem öffentlichen Gebrauch des Slowenischen wird eher mit Interesse begegnet. Er stellt dabei mittels der direkten Rede einen anscheinend charakteristischen Dialog zwischen ihm und einem Passanten nach. Die Reaktion des Unbekannten auf die Information, Martin spreche Slowenisch, beschreibt Martin mit den Worten „Alles klar“ als cool und entspannt. Er selbst empfindet diese Reaktion als „kamot“, nimmt sie also positiv auf. In Wien wird er seiner Erzählung nach wegen des Gebrauchs des Slowenischen nicht beleidigt oder diffamiert: Gleich dreimal betont er, dass dies in Wien „noch nie“ der Fall gewesen sei.

Zugleich hat Martin das Gefühl, sich wegen des Lebens in Wien rechtfertigen zu müssen: Er unterstreicht, dass er deswegen aber nicht „das Slowenische abschiebe“ oder verdränge, sondern sich im Gegenteil fast ausschließlich in slowenischsprachigen Kreisen bewege. Dennoch sieht er ein problematisches Element darin, dass so viele Kärntner SlowenInnen in Wien leben: Je mehr SprecherInnen des Slowenischen aus Kärnten abwandern, desto mehr wird der Status der slowenischsprachigen Minderheit in Kärnten geschwächt. Vavti (2013: 158) spricht in diesem Zusammenhang gar von einer Gefährdung, die für die slowenischsprachige Minderheit von der Abwanderung ausgeht: Durch die Entscheidung, in einer überwiegend deutschsprachigen Stadt zu leben, verringern sich die Sprachkompetenzen im Slowenischen, während gleichzeitig Kontakte zu SlowenischsprecherInnen in Kärnten seltener werden. Durch die Abwanderung verliert Kärnten und insbesondere die slowenischsprachige Minderheit einen guten Teil ihrer jungen, höher qualifizierten Bevölkerung, was wiederum den Status der Minderheit in Kärnten untergräbt. Martin stellt den impliziten Vorwürfen, die er wahrnimmt, entgegen, dass niemand denken solle, mit dem Leben in Wien würde man „die Minderheit im Stich“ lassen. Seiner Meinung nach kann man das Schicksal von Individuen nicht davon abhängig

machen. Viel eher sieht er die Verantwortung in der Politik, als deren Aufgabe er es begreift, Kärnten als Wohnort wieder attraktiver zu machen. Wien stellt für ihn aber dennoch eine Stadt dar, die mit ihrem Ausbildungs- und Arbeitsangebot insgesamt mehr Möglichkeiten als Kärnten bietet.

Insgesamt fällt bei beinahe allen GesprächspartnerInnen eine positive Bewertung des Lebens in Wien auf, das häufig als Kontrast zum Leben in Kärnten dargestellt wird. Unter den beiden Vertreterinnen der älteren Generation betont Lucija, dass sie in Wien aufgrund ihrer ethnisch-sprachlichen Zugehörigkeit nicht mit Diskriminierungen oder negativen Reaktionen zu rechnen hat, während Sonja darauf verweist, dass das Sprechen des Slowenischen auf die Familie und auf Veranstaltungen in spezifisch slowenischsprachigen Räumen wie dem SZI begrenzt ist. Die GesprächspartnerInnen der mittleren Generation empfinden das Leben in Wien ebenfalls als positiv: Miran nimmt Wien als einen Ort wahr, wo er von familienhistorischen und biographischen Belastungen befreit leben kann. Maja erfuhr in Wien eine uneingeschränkte positive Bewertung ihrer Zweisprachigkeit und konnte dadurch ein Bewusstsein dafür und Stolz darauf entwickeln. Auch die Anonymität und Mehrsprachigkeit der Stadt sieht sie als Vorteil, wiewohl sie sich vermehrt um das Aufrechterhalten ihrer Sprachkompetenzen im Slowenischen bemühen muss. Dunja empfindet es erheblich leichter, als Kärntner Slowenin in Wien zu leben, und begründet dies mit der Anonymität der Stadt, der Distanz zu Kärnten und dem Ausbleiben von negativen Reaktionen auf das Sprechen von Slowenisch in der Öffentlichkeit.

Auch die VertreterInnen der jüngsten Generation empfinden das Leben in Wien als vorteilhaft: So streicht Elena die beruflichen Chancen hervor, die ihr Wien bietet, und die Mehrsprachigkeit von Wiens EinwohnerInnen, die ihr selbst das Gefühl sprachlicher Freiheit verschafft. Auch für Andrej geht die Verwendung der slowenischen Sprache in Wien nicht mit negativen Reaktionen einher. Martin hat sich ein überwiegend slowenischsprachiges Leben in Wien eingerichtet und betont vor allem die Anonymität, die ihm gedankliche und sprachliche Freiheit ermöglicht; er empfindet die Abwanderung vieler Kärntner SlowenInnen nach Wien aber auch als problematisch.

Wien erscheint insgesamt als Stadt, die für alle GesprächspartnerInnen entweder wegen des Studiums oder wegen der Aussicht auf berufliche Weiterentwicklung

attraktiv ist. Die Entscheidung dazu, nach Wien zu ziehen, wird dabei kaum begründet. Dies weist darauf hin, dass die Wahl von Wien als Studien- oder Arbeitsort als selbstverständlich gesehen wird.

### **3.2. Sprachweitergabe in Wien**

**Lucija** heiratete in Wien einen Kärntner Slowenen und gründete mit ihm eine Familie. Aufgrund ihrer eigenen überaus negativen Erfahrungen in deutschsprachigen Bildungsinstitutionen hatte sie sich vorgenommen, ihre beiden Kinder nicht in eine deutschsprachige Schule zu schicken. Wäre sie in Kärnten geblieben, hätte sie ihre Kinder lieber in eine Schule im damaligen Jugoslawien geschickt, aber in Wien war dies nicht notwendig: Ihre Kinder besuchten das Lycée Français, eine Privatschule mit französischer Unterrichtssprache. Lucija hatte selbst schon lange davor begonnen, Französisch zu lernen. Mit der Zeit wurde Französisch zur zweiten Familiensprache in Wien, wie sie in folgender Passage erzählt:

also wir haben in- (.) in der familie, (-) also- (---) in der familie, (.) ja? (.) hier in WIEN, (.) praktisch- (.) NUR slowenisch und französisch gesprochen; (-- ) nicht, (.) also mit den kindern slowenisch oder französisch- (.) mein mann hat a:h (-) nicht französisch gelernt- (.) er er hat eben slowenisch gesprochen; (.) so dass a:h (---) ja dass ich eigentlich- (.) das deutsche aus meinem privaten leben ausgegrenzt habe. (.) nicht, (.) es war alles diese traumata von früher,

Lucija beschreibt hier rückblickend die Sprachpraktiken in ihrer Familie: Die Formulierung „nur Slowenisch und Französisch“ weist bereits darauf hin, dass in ihrer Familie nicht Deutsch gesprochen wurde. Aus heutiger Sicht erkennt Lucija, dass diese Entwicklung des familiären Sprachgebrauchs dazu beitrug, die deutsche Sprache aus ihrem Privatleben zu verdrängen, was sie auf die traumatischen Erlebnisse in ihrer Kindheit zurückführt.

Lucija zieht dabei eine Parallele zu dem einen Jahr ihrer Schulzeit, als sie in dem Dorf ihrer Tante eine „geschlossene slowenische Gesellschaft“ vorfand:

war das wieder eigentlich so eine- (-) eine- (.) geschlossene heile welt. (-) nicht. (.) zwischen(ha) slowenisch und französisch- (.) nicht,

Mit den beiden Sprachen konnte sich Lucija innerhalb ihrer Familie einen Raum schaffen, der von der deutschsprachigen Umwelt in Wien abgeschirmt war. Die Nomination „geschlossene Welt“, die eine Abgrenzung suggeriert, verbindet sie dabei mit der positiv besetzten Prädikation „heil“.

Auch in einer weiteren Passage weist sie darauf hin, dass Slowenisch und Französisch als Familiensprachen eine Art Selbstschutz für sie darstellten, der ihr aber lange nicht bewusst war:

u:nd- (-- ) also- (.) so hat sich das- (-) für mIch eben-  
(---) hab ich mich- (.) EIgentlich, (-) SPRACHlich, (.) aus  
dieser feindseligen- (.) umgebung isoliert; (-) nicht, (.) das  
war so so die barriere- (-) nicht?

aber- (-) im nachhinein muss ich sagen- (-) das- (.) das war  
mein SCHUTZwall, (.) mEIn persönlicher, (.) nicht;

Lucija erzählt hier aus einer heutigen Perspektive heraus, wie ihr die beiden Familiensprachen halfen, sich von der als „feindselig“ erlebten Umgebung zu distanzieren. Da sie an anderer Stelle sagt, sie habe in Wien keinerlei Diskriminierungen erfahren, bezieht sie sich hier vermutlich auf die Umgebung in Kärnten, deren als negativ erfahrene Atmosphäre auf diese Weise in Wien nachwirkte. Die Passage ist von Ausdrücken wie „Barriere“ und „Schutzwall“ geprägt, die auf die Notwendigkeit der Verteidigung gegenüber der Umgebung hinweisen (Wakounig 2008: 352). Mittlerweile verspürt Lucija aber, wie sie an anderer Stelle erzählt, der deutschen Sprache gegenüber keine Abneigung mehr. Geblieben ist ihr und ihrer Familie aber das Streben nach Mehrsprachigkeit, das sie als Schutz gegen „faschistoide Erscheinungen“ bezeichnet.

Lucija charakterisiert ihre beiden Söhne als Personen, die sich als Kärntner Slowenen begreifen, da sie sich mit Kärnten verbunden fühlten und dort in ihrer Kindheit und Jugend viel Zeit verbracht hätten. Ein Sohn hat mittlerweile selbst eine Tochter, die dreisprachig – mit Französisch, Slowenisch und Deutsch – in Wien aufwuchs. Lucija nützt die sprachliche Entwicklung ihrer Enkelin, um in Kärnten ein scheinbar oft gehörtes Argument zu entkräften:

also sie hat alle drei sprachen gleichzeitig gelernt. (1,5)  
und dieses- (.) Alte argument das man in kärnten immer wieder  
gehört hat- (.) wenn man leute davon abbringen wollte mit den  
kindern slowenisch zu reden- (-) dass oder sie beim zum  
slowenischunterricht anzumelden- (.) haben haben die lehrer  
dann immer- (-) das ist ja zuVIEL? (.) das PAcKt ja das kind  
nicht,

Diesem Argument misst Lucija eine zeitliche Dimension bei, indem sie es als „alt“ bezeichnet und sagt, man hätte es „immer wieder“ gehört. Das Pronomen „man“ verweist dabei darauf, dass es sich um ein Argument handelt, mit dem die kollektive Gruppe, der sie sich zurechnet, konfrontiert war. Mit der direkten Rede zeichnet sie den Wortlaut des Arguments nach, das sie „den Lehrern“, denen in der sprachlichen Entwicklung der Kinder ja eine wichtige Rolle zukommt, in den Mund legt. Begründet wird die Ablehnung des Slowenischen mit der vermeintlichen Überforderung des Kindes durch den gleichzeitigen Erwerb mehrerer Sprachen, die aber nicht haltbar ist (Höhle 2010: 127). Lucija greift hier einen ideologisch geprägten Diskurs auf, der in Kärnten über die Zweisprachigkeit von Kindern geführt wurde und der im Rahmen des „language subordination process“ mit der Strategie „Fehlinformationen werden verbreitet“ (Lippi-Green 1997: 68) charakterisiert werden kann. Lucija streicht dabei hervor, dass der gleichzeitige Spracherwerb überhaupt nichts mit Überforderung des Kindes zu tun habe, sondern lediglich eine Frage der Methode sei.

**Vladimir** heiratete ebenfalls eine Kärntner Slowenin in Wien und hat mit ihr vier gemeinsame Kinder. Der kärntner-slowenische Dialekt von Vladimir und seiner Frau wurde zur Familiensprache in Wien:

aber- (.) wichtig ist- (.) dass ich- (-- ) zuHAUSE, (-- ) dafür  
 gesorgt habe mit meiner lieben frau- (-) dass die kinder- (.)  
 alle vier kinder zweisprachig aufgewachsen sind. (-) und zwar  
 nicht in der nach der schriftsprache, (-) sondern nach dem  
 kärntner (-) ä::h slowenischen <gebietsname> dialekt. (-) weil  
 ich den dialekt für- (-) UNwahrscheinlich wichtig halte,

Vladimir stellt sich hier als jemanden dar, der sich gemeinsam mit seiner Frau um die Zweisprachigkeit seiner Kinder bemüht hat („dass ich ... dafür gesorgt habe“), und weist gleichzeitig darauf hin, dass dies in erster Linie „zuhause“ erfolgte. Dass der Dialekt und nicht die slowenische Standardsprache zur Familiensprache wurde, begründet er mit der expliziten Bewertung des Dialekts als „unwahrscheinlich wichtig“. Mit der Nennung des Gebietsnamens verortet er den Dialekt innerhalb der slowenischen Dialektvielfalt in Kärnten (Neweklowsky 2013: 15).

Vladimirs vier Kinder sind mittlerweile alle erwachsen. Er zeigt sich im Gespräch erfreut darüber, dass sie untereinander bis heute „nur Slowenisch“ sprechen. Er

weist aber auch darauf hin, dass dies „selbstverständlich“ nur dann der Fall sei, wenn keine deutschsprachigen Personen an der Unterhaltung teilnehmen würden. Damit greift er indirekt ein Argumentationsmuster aus Kärnten auf, in dem Slowenisch nur unter SprecherInnen des Slowenischen für zulässig erklärt wird. Eine solche Rücksichtnahme auf nicht-slowenischsprachige Menschen kann in Bourdieus Konzept der Ökonomie des sprachlichen Tausches als Selbstzensur charakterisiert werden, um den Sanktionen des Marktes – in diesem Fall der Aufforderung, in einer gemischtsprachigen Gruppe Deutsch zu sprechen – zu entgehen (Bourdieu <sup>2</sup>2005: 84f).

Vladimirs Kinder verstanden sich seiner Darstellung nach stets mehr als WienerInnen denn als Kärntner SlowenInnen. Sie nahmen ihre Zweisprachigkeit nach Vladimirs Beschreibung als Vorteil wahr und erklärten den Slogan „Zweisprachig ist besser“, den sie irgendwo aufgeschnappt hatten, zu ihrem eigenen Motto. Während Vladimirs Kinder gute Sprachkompetenzen im Slowenischen erworben haben, sind die slowenischen Sprachkompetenzen bei seinen drei Enkelkindern unterschiedlich ausgeprägt: Während ein Enkelkind in einem überwiegend slowenischsprachigen Umfeld in Kärnten aufwächst, verfügen die zwei anderen Enkelkinder, die in Wien und Berlin leben, über passive Kenntnisse im Slowenischen.

In einer Anekdote erzählt Vladimir, dass seiner ältesten Tochter in einem Wiener Gymnasium von ihrer Lehrerin unterstellt wurde, zu geringe Deutschkenntnisse zu haben. Vladimir hätte den Vorstellungen der Lehrerin nach mit der Tochter Deutsch üben sollen. In folgender Passage erzählt er von seiner Reaktion auf diesen Vorschlag:

da habe ich der lehrerin gesagt- (-) ä:h- (.) das ist IHRE aufgabe, (-) sie hat einen größeren wortschatz als die andern kinder, (.) oder zumindest den glEichen; (.) aber sie hat einen ZWEIsprachigen wortschatz, (-- ) und wenna wenn ich sie beruhigen darf- (-) ä:h- (.) bei der matura wird unsere tochter eine der BESTen, im deutsch sein; (-- ) das ist einfach eine erfahrung die wir haben aus kärntner gymnasien. (.) ja?

Vladimir ließ sich seiner Erzählung nach von der Lehrerin nicht einschüchtern und machte sie selbstbewusst darauf aufmerksam, dass sie und nicht er für die Ausweitung des deutschen Wortschatzes der Tochter verantwortlich sei. Er streicht dabei die Vorzüge der Zweisprachigkeit seiner Tochter hervor: Ihr Wortschatz sei größer oder zumindest gleich groß wie jener ihrer

MitschülerInnen, aber er unterscheidet sich eben darin, dass er zweisprachig sei. Indirekt unterstellt er der Lehrerin damit, dass sie den Wortschatz seiner Tochter auf eine Sprache beschränkt und damit einen Gutteil ihres sprachlichen Wissens ausblendet. Zuletzt verweist er auf eine kollektive Erfahrung in Kärnten, die auch er gemacht hat. Mit dem Rückgriff auf diese Erfahrung kann er sich gegenüber der Lehrerin als überlegen positionieren. Vladimir sollte Recht behalten – es kam so, wie er es der Lehrerin vorausgesagt hatte.

**Sonja** heiratete einen Kärntner Slowenen, mit dem sie nach Wien zog und eine Familie gründete. Während sie mit ihrem Mann einen slowenischen Dialekt spricht, verwendete sie mit den beiden Kindern eine Sprachform, die mehr an der slowenischen Standardsprache orientiert war. Sie erzählt darüber Folgendes:

und wir beide sprechen auch zuhause do, (-) die haussprache ist der- (.) der dialEkt, (-- ) während wir mit den kindern oba- (.) ein bisschen schriftsprache gesprochen haben; (-) weil man(ha) von dem ausgegangen sind- (.) dass sie den dialekt in kärnten nicht mehr hören werden, (-) ja; ((lacht))

Den slowenischen Dialekt bezeichnet Sonja mit der Nomination „Hausprache“, also als Sprache, die in ihrem Haus hauptsächlich verwendet wird. Dass sie mit den Kindern eine an die Standardsprache angelehnte Sprachform verwendete, begründet sie mit einem rationalen Argument: Aufgrund der Erfahrungen mit dem Sprachwechsel in ihrer Familie ging Sonja davon aus, dass die Standardsprache für die Kinder nützlicher als der Dialekt sein würde. Explizit formuliert sie hier, dass ihr Mann und sie damals der Ansicht waren, der slowenische Dialekt würde binnen einer Generation in Kärnten nicht mehr zu hören sein (Busch 2010b: 176).

Dass ihre beiden Kinder über unterschiedliche Kompetenzen im Slowenischen verfügen, führt Sonja unter anderem auf die Wohnsituation zurück: Während die ältere Tochter die ersten Jahre in einer Wohnung verbrachte, also in einem relativ geschützten Raum, zog die Familie später in ein Haus, wo die beiden Kinder einen intensiven Kontakt zu den Nachbarsfamilien pflegten. Als Folge sprach Sonja Deutsch mit den Kindern, wie sie in folgender Passage erzählt:

dann hab auch ICH, (-- ) nur mehr mit den kindern deutsch gesprochen; (-) und die kleinere, (-- ) hat- (-) aa:h- (-) beherrscht die sprache also ziemlich schlecht. (.) sie macht fallfehler- (.) es: fehlt der wortschatz, (-- ) und da sieht man, (.) wenn man eine sprache eben erlernt- (.) mit dem- (-)

dass man wirklich direkten- (.) DIREKT sprechen muss; (.) mit  
AUGENkontakt,

Explizit bewertet Sonja hier die Sprachkompetenzen ihrer jüngeren Tochter als „ziemlich schlecht“, was sie mit Fehlern in der Grammatik und mangelndem Wortschatz begründet. Sonja zieht daraus das Resümee, dass Sprachen nur mit „Augenkontakt“ erworben werden können. Dieses Fazit ist durch den Einsatz des Pronomens „man“ so formuliert, dass die Aussage allgemeine Gültigkeit und den Charakter einer Lebensweisheit erhält.

Sonja beschreibt es als Herausforderung für die Sprachweitergabe, dass in Wien ein slowenischsprachiges Umfeld außerhalb des engeren Familienkreises fehlt. Da es damals keinen organisierten Slowenischunterricht am SZI gab, veranstaltete Sonja selbst eine Zeit lang einen informellen Slowenischkurs für Kinder aus kärntner-slowenischen Familien in Wien: Woche für Woche kamen etwa 15 Kinder in ihr Haus, und sie bemühte sich, ihnen auf spielerische Weise mit Liedern, Theaterstücken und Ähnlichem grundlegende Kenntnisse des Slowenischen, aber auch den kulturellen Hintergrund zu vermitteln.

Sonjas Kinder wuchsen in einem Umfeld auf, das ihre Zweisprachigkeit nicht negativ bewertete, sondern als normal empfand. In der Umgebung gab es mehrere Familien, die mit ihren Kindern eine andere Sprache als Deutsch sprachen. Auch in der Öffentlichkeit, etwa in einer Arztpraxis, war die Verwendung des Slowenischen nicht auffällig, sprachen doch mehrere Elternteile mit ihren Kindern eine andere Sprache als Deutsch. Sonjas Kinder entwickelten daraus einen positiven Zugang zu ihrer Zweisprachigkeit, wie Sonja in folgender Passage erzählt:

also da ho=m sie eher- (--) mit freude betOnt, (.) ja ich wir  
können AUCH slowenisch und deutsch, (-) also da war- (.) da  
die waren eher STOLZ drauf, (--) <<langsamer und leiser> aber  
in kärnten is das halt- (.) leider bissi anders.>

Sonja beschreibt hier, welche Einstellung ihre Kinder zur Zweisprachigkeit entwickelten: Sie waren stolz darauf und bekannten sich „mit Freude“ dazu, neben Deutsch auch Slowenisch zu sprechen. Sonja zieht dabei einen Vergleich mit Kärnten, wo sie eine solche Haltung zum Slowenischen für eher außergewöhnlich hält. In Kärnten hat Slowenisch, wie sie weiter ausführt, politische Relevanz und ist eng mit der spezifischen kärntner-slowenischen

Geschichte verbunden (Wakounig 2008: 351). Der Einsatz des Adverbs „leider“ drückt dabei ihr Bedauern über diese Situation aus. Der Spruch „Slowenisch ist schirch“ hat sich ihrer Erzählung nach auch bei SprecherInnen des Slowenischen so tief eingeprägt, dass man Rücksicht auf andere nahm und den Einsatz des Slowenischen in der Öffentlichkeit vermied. Bourdieu (<sup>2</sup>2005: 84f) beschreibt solche Verhaltensweisen als Unterwerfung gegenüber den Zwängen und Gesetzen des sprachlichen Marktes.

Rückblickend meint Sonja, sie hätte ein „bisschen mehr“ beim Spracherwerb „dahinter“ sein sollen. Mittlerweile hat ihre ältere Tochter selbst zwei Kinder, mit denen sie Sonjas Schilderung nach aber nicht in der Lage ist, durchgängig Slowenisch zu sprechen. Sonja und ihr Mann haben deswegen den Auftrag bekommen, mit den Enkelkindern bei jedem Treffen bewusst Slowenisch zu sprechen. Sonja ist heute der Meinung, dass die Verweigerung der Sprachweitergabe an die nächste Generation ein „Verbrechen“ darstellt. Auch in einer anderen Passage weist sie auf diese ihre Überzeugung hin:

es ist SCHADE? (.) da sollte man sich- (.) wenn=s um eine SPRACHE geht, egal wie politisch das jetzt definier- (.) definiert ist würde ich heute sagen; (.) wenn=s um eine sprache geht dann sollte man, (.) eine sprache die man selber kann, (.) UNbedingt, vermitteln; (.) Egal- (.) was es jetzt is- (.) ob=s türkisch arabisch oder- (.) serbisch oder bosnisch is; (.) sollte man die sprache- (-) wei- (-) weil- (.) weil bitte das is wirklich ein grober fehler wenn man etwas was man selber kann nicht weitergibt,

Die Passage ist aus einer heutigen Perspektive formuliert. Sonja drückt darin ihr Bedauern aus, dass Sprachen in vielen Fällen nicht an die nächste Generation weitergegeben werden. Sie vertritt dabei den Standpunkt, dass jede Sprache wertvoll ist, auch wenn die jeweilige Sprache mit politischer Bedeutung aufgeladen ist. Dabei kommt für sie in erster Linie eine Sprache, „die man selber kann“, in Frage. An anderer Stelle spricht sie darüber, dass sie damit nicht etwa jene Sprachkompetenzen meint, die man in der Schule erwirbt. Sie bezieht sich dabei auf den Wiener Kontext und nennt einige Sprachen, die große SprecherInnenzahlen in Wien aufweisen. Abschließend fasst sie ihre Überzeugung erneut zusammen und bewertet die Nicht-Weitergabe einer Sprache explizit als „grobe Fehler“. Sprache sieht sie dabei als eine Fähigkeit („etwas, was man selber kann“). Durch das Pronomen „man“ erhält diese Aussage allgemein gültigen Charakter.

**Miran** hat mit seiner Frau, die er als „assimilierte Kärntner Slowenin“ bezeichnet, drei Kinder, die mittlerweile alle erwachsen sind. Er beschreibt es als „selbstverständlich“, dass er mit seiner Frau Deutsch spricht. Seine Kinder erwarben unterschiedliche Kompetenzen im Slowenischen: Während die älteren beiden Kinder einen Teil ihrer Kindheit bzw. Jugend in Kärnten verbrachten, damit slowenischsprachige oder zweisprachige Bildungsinstitutionen besuchen konnten und „sehr gut“ bzw. „ein bisschen“ Slowenisch sprechen, kann die jüngste Tochter, die nur in Wien aufwuchs, Mirans Darstellung nach „gar nichts“. Den moralischen Druck des Slowenischen, den er lange verspürt hatte, konnte er erst abwerfen, als er für sich proklamierte, dass es gleichgültig sei, ob seine Nachkommen nun Slowenisch sprechen oder nicht. In folgender Passage erzählt über darüber:

es ist WURscht ob Ich, (-- ) oder meine nachkommen, oder meine familie, (-) si des slowenischen entledigt- (-) in DIESEM moment, (.) ab DIESEM moment, (.) wo ich diese moral- (.) diesen moralischen druck äh- (-) abgeworfen hab ah (---) seit diesem moment äh- (.) bin ich viel lockerer im umgang; (.) mit dieser sprache- (.) ja?

Die Konnotation des Slowenischen mit „Schuld“ und „Aufholbedarf“, wie er an anderer Stelle sagt, war so stark, dass Miran keinen anderen Weg sah, als sich auf paradoxe Weise davon zu befreien, indem er Slowenisch nicht als Familiensprache forcierte. Wichtiger ist ihm, dass seine Kinder diesen moralischen Druck nicht verspüren und sie stattdessen Sprachkompetenzen im Slowenischen mit einem Gefühl des persönlichen Ehrgeizes anstreben können. Miran empfindet einen solchen Ehrgeiz als Voraussetzung dafür, dass die Sprache interessant bleibt – auch für ihn selbst. So kann er sich seiner nach wie vor angestrebten „Sprachvervollkommnung“ weiterhin widmen, ohne seine Slowenischkenntnisse mit einer moralischen Verpflichtung zu verknüpfen. Er empfindet seinen Umgang mit dem Slowenischen seitdem als weniger verkrampft.

An anderer Stelle bezeichnet er es hingegen als persönliches Versagen, dass sein drittes Kind kaum Slowenisch spricht. Während er mit der ersten Tochter noch viel Slowenisch sprach, wurde er beim zweiten Kind „nachlässiger“, wie er sagt, und sprach mit dem dritten Kind nur wenig Slowenisch:

und- (.) beim dritten kind hab ich ein bissl AUfgegeben, (.)  
was mich:- (.) was mich ärgert- (.) vom ANspruch her, (-) da  
war i a net viel zuhause- (---) also da hob ich als  
erziehender vAter- (.) versagt, (-- ) jetzt in sprachlicher  
hinsicht-

In dieser Passage bewertet er sich selbst als versagenden Vater, der bei der Weitergabe des Slowenischen an sein drittes Kind nicht erfolgreich war. Sein „Versagen“ bezieht er dabei allein auf die Sprachvermittlung und begründet dies damit, dass er damals viel unterwegs war. Miran bezieht sich dabei auf einen Anspruch, den er an sich selbst hatte und dem er seiner Ansicht nach nicht gerecht zu werden vermochte.

**Maja** heiratete in Wien einen deutschsprachigen Wiener und hat mit ihm zwei Kinder im Schulalter. Mit ihren Kindern spricht Maja ausschließlich slowenischen Dialekt, was sie als emotionale Entscheidung darstellt. Erst später dachte sie bewusst darüber nach und kam zu dem Schluss, dass die Kinder die Schriftsprache ohnehin über Medien oder Sprachunterricht lernen könnten, während der Dialekt nicht auf diese Weise erworben werden könne. Hinter dieser Überlegung steht eine konzipierte Trennlinie zwischen ‚Standardsprache‘ und ‚Dialekt‘: Während Standardsprachen in jeder Lebensphase als ‚erlernbar‘ gelten, werden Dialekte als Sprachformen wahrgenommen, die nur in der Kindheit erworben werden können.

Um ihren Kindern eine zweisprachige Entwicklung zu ermöglichen, entschied sich Maja bewusst dafür, einige Jahre lang zuhause zu bleiben und in dieser Zeit auf eine Karriere zu verzichten. Abgesehen von Ferienaufenthalten bei Majas Familie und in slowenischsprachigen Institutionen in Kärnten, der gelegentlichen Betreuung durch slowenischsprachige Personen in Wien und dem Besuch des Slowenischunterrichts im SZI ist das Umfeld der beiden Kinder aber deutschsprachig geprägt. Maja bemüht sich deswegen, auch öffentlich und bei Besuchen konsequent Slowenisch zu sprechen, damit die Kinder erfahren, dass Slowenisch eine „Wertigkeit in der Öffentlichkeit“ hat.

Im Kindergarten und in der Volksschule waren die Kinder mit ihrer Zweisprachigkeit etwas Besonderes, da von ihren FreundInnen niemand eine andere Sprache zuhause sprach. Bewusst wählte Maja deswegen für die ältere Tochter ein Gymnasium aus, in dem zwei Drittel der SchülerInnen neben

Deutsch auch andere Sprachen sprechen. Diese Mehrsprachigkeit in der Schule beschreibt Maja als „total positive Motivation“ für ihre Tochter.

Zuweilen erlebt sie mit ihren Kindern Situationen, die in ihr Erinnerungen an Konflikte in Kärnten wieder auferstehen lassen: etwa, als die Lehrerin ihrer Kinder diese dazu anhielt, bei einem Formular nur eine Sprache – Deutsch – anzugeben, oder als Maja bei der Kindergarteneinschreibung gefragt wurde, ob ihre Kinder, die sie als „zweisprachig“ beschrieben hatte, denn Deutsch sprechen könnten. Diese und ähnliche Vorkommnisse lösten in ihr einen Lernprozess aus, dass diese Infragestellungen der Zweisprachigkeit ihrer Kinder nicht politisch motiviert sind – wie sie im Lauf ihrer Sozialisation erfahren hat –, sondern zumeist auf Unwissen, Bürokratismus oder Desinteresse zurückzuführen sind.

Eine Anekdote verdeutlicht, in welche Argumentationsmuster sie versucht ist zu verfallen, wenn es darum geht, die Verwendung des Slowenischen zu begründen. Als sie ihre Tochter vor etlichen Jahren vom Kindergarten abholte und mit ihr ein paar Sätze auf Slowenisch wechselte, wurden sie von einem etwa vierjährigen Kind angesprochen. Maja erzählt über diese Begegnung Folgendes:

und dann a kind daher kummen is- (-) und g=mant hot; (--)  
a::hm- (-) warum red? (.) vos redets ihr do? (-) und wir dann  
g=sogt hoben- (-) g=sogt hoben jo slowenisch; (-) und es sagt  
WARUM? (.) könnts ihr nicht deutsch reden? (-) oder WARUM  
redets ihr slowenisch? (-) und I scho wieder, (-) also i hab  
g=merkt- (.) wie bei mir diese gonzen sochen hochfahren; (.)  
ga? (.) also ois was du so so ((lacht)) so gu:::t  
zurückgedrängt host, (-) is dann plötzlich wieder auf=kommen,  
(--) mit diesem klanen vierjährigen kInd?

Die hier in direkter Rede wiedergegebene Frage des Kindes („Warum redet ihr Slowenisch?“) erinnerte Maja an ein Argumentationsmuster in Kärnten, das die Verwendung des Deutschen einfordert: Die typische Frage des Kindes nach dem Warum eines Sachverhalts interpretierte Maja als Infragestellung des Slowenischen, mit der sie während ihrer Sozialisation in Kärnten ihren Ausführungen nach häufig konfrontiert wurde. Spontan fiel Maja gar keine Reaktion ein, da sie darüber nachdachte, wie sie mit diesem Kind altersgemäß argumentieren könnte. Ihrer Tochter fiel in der Zwischenzeit aber eine passende Antwort ein: „Ja, weil wir es können“. Maja zeigt sich überwältigt von dieser kindlich-naiven Logik, die kaum einen Widerspruch zulässt.

Durch Slowenisch als primäre Umgangssprache mit den Kindern hat Maja das Gefühl, sich erneut deklarieren und exponieren zu müssen. Zugleich beschreibt

sie Wien als Ort, wo die Verwendung des Slowenischen natürlicher scheint und weniger auf einer bewussten Entscheidung beruht wie in Kärnten.

Maja macht sich aber auch ausführlich Gedanken darüber, wie die Sprachkompetenzen ihrer Töchter innerhalb der kärntner-slowenischen Community bewertet werden könnten:

also ich HOB das g=fühl, (.) wenn meine KINder, (.) erwachsen sind, (.) und slowenisch net sprechen werden donn hob i versogt. (2,5) na? (-- ) also des des hat jeder so im blut mit weil; (-- ) mei voter- (.) mei großvoter partisAne wor, (-) und meine mutter- (.) opfer wor von dem zweiten; also- (.) es is- (-- ) du kriegst es- (.) du kriegst es VOLLE wäsch mit,

Die Weitergabe des Slowenischen an ihre Kinder empfindet Maja als wesentlich: Sie hätte das Gefühl, versagt zu haben, wenn ihre Kinder als Erwachsene kein Slowenisch sprechen könnten. Wakounig (2008: 351) schreibt dazu: „Erwartungen, die mit dem Spracherwerb und Sprachgebrauch, [sic] assoziiert werden, bekommen in Beziehungen von Dominanzkultur und Minderheitenkultur noch besondere Brisanz“. Maja begründet dies mit einem Verweis auf die politische Verfolgung in ihrer Familie während des NS-Regimes. Ihrer Meinung nach ist diese Sicht innerhalb eines kärntner-slowenischen Kollektivs, dem sie sich zurechnet, so tief verankert, dass sie sogar „im Blut“ liegt. Den Anspruch auf Erfolg bei der Sprachweitergabe verknüpft sie dabei eng mit ihrer Familiengeschichte.

Dass Slowenisch in Kärnten dementsprechend „nicht nur eine Sprache“ ist, sondern mit politischem Bewusstsein und historischen Begebenheiten aufgeladen ist, empfindet Maja als Belastung und Vorteil gleichermaßen: In einer weiteren Passage führt sie aus, wie sehr die spezifische Geschichte der Kärntner SlowenInnen ihrer Meinung nach dazu beiträgt, dem Slowenischen einen Wert zuzuschreiben und Wertschätzung dafür zu empfinden. Andererseits ist ihr auch bewusst, dass die Sprachweitergabe dadurch ein verkrampftes Element aufweist. Maja bezeichnet es als „Experiment“, auf das sie sich einlassen muss – ihren Kindern Slowenisch und einen Bezug zur kärntner-slowenischen Geschichte zu vermitteln, ohne dabei Druck oder Zwang auszuüben. Ihre Kinder nehmen sich jedenfalls ihrer Erzählung nach nicht als Kärntner SlowenInnen wahr, sondern als WienerInnen, die eben neben Deutsch auch Slowenisch sprechen.

**Dunja** ist mit einem deutschsprachigen Kärntner verheiratet und hat mit ihm vier Kinder, die einen großen Altersunterschied aufweisen. Dass sie mit ihren Kindern ausschließlich slowenischen Dialekt sprechen würde, erschien ihr anfangs als Selbstverständlichkeit. Erst später erlebte sie Situationen, in denen sie sich bewusst dafür entscheiden musste; auf diese geht sie aber nicht näher ein. Ihr Mann besitzt, ebenso wie Majas Mann, passive Slowenischkenntnisse, was die Position des Slowenischen innerhalb der Familie stärkt.

Dunjas älteste Tochter ist schon erwachsen und verfügt Dunjas Erzählung nach über eine gute Sprachkompetenz, obwohl sie nie eine institutionalisierte slowenische Sprachbildung erhielt und in Wien keine gleichaltrigen slowenischsprachigen FreundInnen hatte – neben Kontakt zu Dunjas FreundInnen in Wien kam ihre Tochter nur in Kärnten auf Ferienlagern und in der Familie mit Slowenisch in Kontakt. Dunja erzählt rückblickend davon:

also ich hab das meinige dazu getan es ihr zu ermöglichen, (.) was ich ihr ermöglichen konnte; (-) und- (.) und- (.) und- (3,0) alles andere wär dann auch mit mit- (---) mit DRUCK gewesen und das- (-) WOLLT ich nicht; (.) und das finde ich auch nicht zielführend. (-- ) so wichtig kanns dann nicht sein eine sprache auch als- (.) SCHRIFTsprache, (.) als hochsprache, (.) zu beherrschen;

Dunja zeigt hier ihren pragmatischen Zugang zum Slowenischen: Die slowenische Sprache sieht sie als Fähigkeit an, die sie durch die Sprachweitergabe auch ihrer Tochter ermöglichen konnte. Alles, was darüber hinausgegangen wäre, hätte sie mit der Ausübung von Druck erreichen müssen, was sie aber vermeiden wollte. Sie begründet dies damit, dass sie das als „nicht zielführend“ betrachtet. Den Erwerb der Standardsprache stellt sie als nicht so „wichtig“ dar, und widersetzt sich damit nonchalant dem „language subordination process“ (Lippi-Green 1997: 68), in dem Dialekte üblicherweise der Standardsprache untergeordnet werden.

Dunja zeigt sich erfreut darüber, dass ihre älteste Tochter soweit Slowenisch beherrscht, dass sie „über alles und jedes“ sprechen kann, aber auch keine Scheu davor hat, nachzufragen, wenn ihr gerade etwas nicht einfällt. Dunja steht dem gelassen gegenüber und verweist darauf, dass dies schon passieren könne, wenn der Gebrauch des Slowenischen fast ausschließlich auf die Familie begrenzt sei.

Mittlerweile ist Dunjas Familie – bis auf die älteste Tochter, die mittlerweile ein eigenständiges Leben führt – teilweise nach Kärnten zurückgekehrt oder pendelt zwischen Kärnten und Wien. Auf meine Frage hin, ob die sprachliche Entwicklung der drei jüngeren Kinder dabei eine Rolle gespielt habe, meint Dunja, dass dies „wirklich das letzte Argument“ gewesen sei. Dass in Kärnten slowenisch- oder zweisprachige Bildungseinrichtungen zur Verfügung stehen, sei zwar ein Bonus, war aber nicht ausschlaggebend für die Rückkehr: An der ältesten Tochter hatte Dunja ja erfahren, dass der Erwerb des Slowenischen auch ohne institutionalisierte Bildung in einem überwiegend deutschsprachigen Umfeld funktionieren kann.

**Martin** macht sich im Gespräch viele Gedanken darüber, wie die Weitergabe des Slowenischen in Wien funktionieren könnte. Ausgehend von seiner eigenen Erfahrung, dass er Slowenisch als Familiensprache eher als Belastung empfunden hatte, reflektiert er darüber, welches Umfeld für eine gelungene Sprachweitergabe notwendig wäre und wie er dies gestalten könnte. Zwar findet er das Angebot für SprecherInnen des Slowenischen in Wien recht groß, aber es zerstreut und verliert sich bedingt durch die Größe der Stadt mehr als in kleineren Städten wie etwa Graz. Eine zentrale Vorstellung von Martin ist es, dass die Verwendung des Slowenischen nicht wie bei ihm auf die Familie begrenzt sein soll – die Kinder sollten Slowenisch auch als „Alltagssprache“ begreifen.

Martin nimmt die Sprachweitergabe schon in Kärnten als „extrem schwer“ wahr, was in Wien noch verstärkt werde. Man müsse deswegen kreativ sein und konsequent am Slowenischen arbeiten, was er als „Herkulesaufgabe“ bezeichnet – also als beinahe übermenschliche Herausforderung:

des is ja SO, (-) SO, a herkulesaufgab weil du musst ja dem kind schon- (.) von von- (-) vom- (--) vom jingsten olter on- (1,5) waß net an an an- (1,5) a können an slowenisch einimpfen- dos dos dos mit dem deitschen mitholten kann; (-) das sich automatisch entwickelt und wochst; net, (-) zeitung do- (.) fernseher do- (-) du gehst(ha) in die SCHUL,

Deutsch beschreibt Martin dabei als Sprache, die sich „automatisch“ entwickelt, während Slowenisch „eingimpft“ werden müsse, um eine ausbalancierte Kompetenz zu erreichen. Ausgehend von seinen eigenen Erfahrungen sieht er

Slowenisch dabei als eine Sprache, die der deutschen Sprache durch deren Dominanz in den Medien und im Bildungswesen unterlegen ist und nur durch intensive Bemühungen konkurrenzfähig ist.

An anderer Stelle korrigiert er die Verwendung des Wortes „einimpfen“:

und- (-- ) des des is eben a was wichtiges- (-- ) eben dass man-  
(.) dass man halt irgendwo kindern diese sprach- (4,0) i wüll  
ka schirches wurt benutzen so wie- (.) ka ohnung- (---)  
einimpfen oder was weiß i was- (.) es es dass eben dass man-  
(-) ihnen die sprache so weit erMÖGLicht afoch, (.) ja? (.)  
dass sie sölbst, (.) dass sie sölbst, (.) im slowenischen  
denken-

In dieser Passage zeigt Martin außerdem, welche Vorstellung er von einer ‚erfolgreichen‘ Sprachweitergabe hat: Kindern soll die slowenische Sprache so weit ermöglicht werden, dass sie Slowenisch als ihre Denksprache etablieren können. Er selbst bemüht sich gerade, in einem langwierigen Prozess seine Denksprache von Deutsch auf Slowenisch zu wechseln und spricht in diesem Zusammenhang von seinem „deutschdurchtränkten Kopf“.

An anderer Stelle weist er darauf hin, dass das Thema Sprachweitergabe für ihn noch gar nicht relevant ist, er aber sich dennoch viele Gedanken darüber macht:

jo und daweil is das noch überhaupt ka- (.) ka thema- (.) jo?  
(.) und i und i hab schon jetzt das g=fühl i hab a bringschuld  
oda wos- (2,0) und und und- (-) und was weiß i was- (.) OBA,  
(---) im endeffekt is es a VOLLE, bereicherung net nur die  
sprache zu lernen sondern a- (.) a in diesem komischen umfeld  
aufg=wochsen zu sein glab i- (-) ja wirklich es is seltsam es  
is absurd es is todtraurig ab und zua- (-- ) ähm (1,5) oba-  
(1,5) oba i wüll dass das mei kind mitkriegt; (.) diese  
facetten und deswegen geht=s mir net nur um=s slowenische;

In dieser Passage verknüpft Martin die Sprachweitergabe an seine zukünftigen Kinder mit einem Gefühl der Schuld, die er ihnen gegenüber jetzt schon empfindet. Dahinter steht die „Sorge über die Zurückdrängung der slowenischen Sprache in Kärnten, über drohenden Sprachverlust und Sprachtod“, wie Busch (2010b: 176) sie beschrieben hat: Martin äußert in der Passage, dass er sich zur Weitergabe der slowenischen Sprache verpflichtet fühlt. Er betont dabei, dass es ihm aber nicht nur um den Spracherwerb geht, sondern auch um das Aufwachsen in „diesem komischen Umfeld“, wie er das Leben in Kärnten umschreibt. Martin nimmt dabei eine ambivalente Haltung ein: Er empfindet es als „Bereicherung“, nicht nur Slowenisch zu sprechen, sondern auch alle „Facetten“ des kärntner-slowenischen Lebens, das er mit so negativen

Prädikationen wie „seltsam“, „absurd“ und „todtraurig“ charakterisiert, kennen zu lernen. Da er dieses „Umfeld“ als wesentliches Element empfindet, weist er mehrmals darauf hin, dass er – unabhängig davon, wo seine Kinder dereinst aufwachsen werden – sie im Alter von zehn Jahren ins Internat nach Klagenfurt schicken würde. Indirekt gibt Martin hier seine Ansicht preis, dass Wien kein geeigneter Ort ist, um ein ‚typisches‘ kärntner-slowenisches Leben zu führen.

Zusammenfassend weisen die GesprächspartnerInnen verschiedene Voraussetzungen für die Sprachweitergabe in Wien auf und bewerten diese nach unterschiedlichen Kriterien. Während die drei VertreterInnen der älteren Generation slowenischsprachige EhepartnerInnen haben, sind die drei GesprächspartnerInnen der mittleren Generation mit deutschsprachigen PartnerInnen verheiratet. Dennoch lässt sich nicht unbedingt eine Korrelation zwischen der Sprache der EhepartnerInnen und der Familiensprache herstellen. Lucija etwa etablierte neben Slowenisch noch Französisch als Sprache mit ihren Kindern und spricht auch mit ihrer Enkeltochter Slowenisch. Vladimir sprach mit seiner Familie stets Slowenisch und freut sich darüber, dass seine erwachsenen Kinder heute noch untereinander Slowenisch sprechen, während zwei der drei Enkelkinder lediglich passive Slowenischkompetenzen aufweisen. Sonja wiederum sprach mit ihrem Mann ebenfalls einen slowenischen Dialekt, dennoch wurde Deutsch zur dominanten Sprache mit den beiden Kindern. Sonja beschreibt es als Herausforderung, dass in Wien ein slowenischsprachiges Umfeld fehlt. Sie ist aber der Überzeugung, dass Sprachkenntnisse unbedingt an die nächste Generation weitergegeben werden sollen und spricht daher mit ihren Enkelkindern bewusst Slowenisch.

In Mirans Familie etablierte sich Deutsch als dominante Umgangssprache, aber zwei seiner drei Kinder erwarben dennoch gute Slowenischkenntnisse durch den Besuch slowenisch- oder zweisprachiger Bildungseinrichtungen in Kärnten. Dass sein drittes Kind kaum Slowenisch spricht, empfindet er als persönliches Versagen, meint aber gleichzeitig, dass seine eingenommene gleichgültige Haltung, ob seine Nachkommen nun Slowenisch sprechen oder nicht, ihn von dem moralischen Druck gegenüber der slowenischen Sprache befreit habe. Majas Familie ist zweisprachig; Maja spricht mit den Kindern Slowenisch, ihr Mann Deutsch. Sie bemüht sich sehr darum, den Kindern ein zweisprachiges

Bewusstsein zu vermitteln, und hätte das Gefühl, versagt zu haben, wenn die Kinder als Erwachsene nicht mehr Slowenisch sprechen würden. Dunja, in deren Familie ebenfalls Deutsch und Slowenisch gesprochen wird, hat einen pragmatischen Zugang zu Slowenisch als Familiensprache.

Der jüngste Gesprächspartner Martin hat das Gefühl, eine Bringschuld in Bezug auf die Weitergabe des Slowenischen an seine zukünftigen Kinder zu haben. Als Ziel einer erfolgreichen Sprachweitergabe sieht er dabei die Etablierung des Slowenischen als Denksprache an, äußert aber Zweifel, ob dies im überwiegend nicht-slowenischsprachigen Umfeld Wiens gelingen kann.

## **VI. Resümee und Ausblick**

In vorliegender Masterarbeit wurden sprachbiographische Gespräche von neun Kärntner SlowenInnen aus drei Generationen, die seit einigen Jahren oder Jahrzehnten in Wien leben, aus sprachwissenschaftlicher Sicht betrachtet. Im Zentrum stand dabei der Stellenwert der slowenischen Sprache in Kärnten und Wien, wie ihn die GesprächspartnerInnen in Bezug auf sich selbst und auf größere gesellschaftliche Zusammenhänge rückblickend und gegenwärtig wahrnehmen.

Im theoretischen Teil der Arbeit wurden soziologische und linguistische Zugänge zur Biographieforschung erörtert und Verbindungen zwischen biographischen und diskursanalytischen Herangehensweisen ausgelotet. Einen weiteren theoretischen Schwerpunkt stellten Konzepte von Sprachideologien dar. Mittels ausgewählter Methoden der Kritischen Diskursanalyse wurde ein geeigneter Rahmen geschaffen, um diskursive und ideologische Spuren des Kärntner Sprachenkonflikts in den Narrativen auszumachen. Zudem wurde die Gruppe der Kärntner SlowenInnen in Wien aus verschiedenen Blickwinkeln betrachtet.

Im empirischen Teil wurde zunächst untersucht, welche Gründe die neun GesprächspartnerInnen für die Wahl des Slowenischen als Familiensprache in Kärnten anführen und welchen Stellenwert sie rückblickend der slowenischen Sprache innerhalb der Kärntner Gesellschaft zuschreiben. Im zweiten Teil der Analyse wurde der Fokus darauf gelegt, wie die GesprächspartnerInnen die slowenische Sprache in Wien wahrnehmen und welche Zugänge sie zur Weitergabe des Slowenischen an die nächste und teilweise bereits an die übernächste Generation haben. Ideologische Vorstellungen von Sprache und Zweisprachigkeit sowie Positionierungen innerhalb dominanter Diskurse darüber bildeten dabei einen Schwerpunkt der Analyse.

Meine neun GesprächspartnerInnen, die alle ihre gesamte Kindheit und Jugend bzw. einen Großteil davon in Kärnten verbracht hatten, entschieden sich wegen des Studienangebots oder aus beruflichen Gründen dafür, nach Wien zu ziehen. Während die VertreterInnen der jüngsten Generation erst seit einigen Jahren in Wien leben, sind die GesprächspartnerInnen der mittleren und älteren Generation bereits zwischen zwei und sechs Jahrzehnte in Wien und haben hier

auch Familien gegründet. Der Weg nach Wien stellt dennoch keine Einbahnstraße dar: Einerseits bleiben Verbindungen und Kontakte nach Kärnten aufrecht, die in Wien aufwachsenden Kinder verbringen einen Großteil ihrer Ferien in Kärnten und Wien bietet unter anderem durch das Angebot der slowenischsprachigen Institutionen und der Universität auch die Möglichkeit, sich in einem veränderten Umfeld mit dem Thema Kärnten auseinanderzusetzen. Andererseits kehren manche meiner GesprächspartnerInnen nach einigen Jahren in Wien wieder für kürzere oder längere Zeit nach Kärnten zurück. Bei der jüngsten Generation ist auch eine zunehmende Internationalisierung erkennbar, die sich in Auslandsaufenthalten und Fremdsprachenkenntnissen zeigt.

Wien wird in den meisten Narrativen meiner GesprächspartnerInnen als Ort konstruiert, der in einem diametralen Gegensatz zu Kärnten steht. Das Leben in Wien wird dabei zumeist positiv bewertet: Besonders hervorgehoben werden die Anonymität des großstädtischen Milieus und die Mehrsprachigkeit Wiens. Diese beiden Faktoren tragen dazu bei, dass meine GesprächspartnerInnen in Wien weder von Diskriminierungen noch von Beleidigungen aufgrund des öffentlichen Gebrauchs der slowenischen Sprache berichten – Wien wird von ihnen daher generell als ein Ort der sprachlichen und gedanklichen Freiheit gesehen. Als positiv bewerten es viele meiner GesprächspartnerInnen weiters, dass unbekannte PassantInnen der slowenischen Sprache mit Gleichgültigkeit, Interesse oder sogar Neugier begegnen.

Diese Wahrnehmungen des Lebens in Wien werden in hohem Maß von den Erfahrungen, die die GesprächspartnerInnen im Laufe ihrer Kindheit und Jugend in Kärnten gesammelt haben, beeinflusst. Deswegen werden in der Analyse auch Einstellungen zur slowenischen Sprache sowie Begründungen für die Wahl des Slowenischen als Familiensprache in Kärnten betrachtet. Die GesprächspartnerInnen schreiben dabei der slowenischen Sprache aus gegenwärtiger Perspektive verschiedene Wertigkeiten zu, die die jeweilige soziolinguistische Situation während ihrer Sozialisation widerspiegeln: Während die VertreterInnen der älteren Generation Slowenisch überwiegend mit Familie und Wohlbefinden assoziieren, ist Slowenisch für die meisten GesprächspartnerInnen der mittleren Generation mit politischen, moralischen und historischen Konnotationen aufgeladen. Die VertreterInnen der jüngsten

Generation hingegen erleben Slowenisch als Sprache, die eine zunehmend prekäre Stellung in der Kärntner Gesellschaft einnimmt. Dass Slowenisch und Deutsch ein dichotomisches Verhältnis bilden, zieht sich durch die Narrative der meisten GesprächspartnerInnen und wird auch durch die Mehrsprachigkeit der jüngsten Generation nicht aufgelöst.

In Wien hingegen verliert die slowenische Sprache an ideologischer Aufgeladenheit: Statt in eine Dichotomie mit Deutsch zu treten, spielt Slowenisch in der Wiener Vielsprachigkeit für meine GesprächspartnerInnen eine marginale Rolle. Für manche der GesprächspartnerInnen ist gerade dieses Umfeld in Wien eine Motivation dafür, wieder vermehrt Slowenisch zu sprechen. Andere wiederum weisen darauf hin, dass die Verwendung des Slowenischen in einem noch größeren Ausmaß als in Kärnten auf bestimmte Domänen beschränkt ist.

Insgesamt verdeutlichen die sprachbiographischen Narrative, dass ein slowenischsprachiges Leben im großstädtischen, deutschsprachig dominierten Milieu Wiens möglich ist und die Weitergabe der slowenischen Sprache an die nächste und übernächste Generation durchaus gelingen kann.

Die Abwanderung überwiegend junger Kärntner SlowenInnen in Orte außerhalb Kärntens wird seit einiger Zeit auch in den kärntner-slowenischen Printmedien ‚Novice‘ und ‚Nedelja‘ diskutiert, wobei deren Wanderungsbewegungen zumeist eher als Bedrohung für die slowenischsprachige Minderheit in Kärnten wahrgenommen werden. In einem aktuellen Kommentar in der kärntner-slowenischen Wochenzeitung ‚Novice‘ schreibt Pepca Druml darüber, dass diese Ängste ihrer Ansicht nach nicht begründet sind: „Die Abwanderung darf heutzutage kein Problem sein! (...) Im Gegenteil, die Jungen müssen weggehen, um Erfahrungen, Ideen und Weisheit zu sammeln. Aber auch jemand, der nicht zurückkehrt, ist für die slowenische Gemeinschaft nicht verloren oder gestorben, wenn er selbst das nicht will. Überall kann er über seine Wurzeln sprechen, überall kann er seinen Anteil beitragen.“ („Odhajanje dandanes ne more biti problem! (...) Nasprotno, mladi morajo odhajati, po izkušnjo, ideje in modrost. Vendar nihče, ki se ne vrne, ni izgubljen ali mrtev za slovensko skupnost, če tega sam noče. Kjerkoli lahko pričuje o svojih koreninah, od koderkoli lahko prispeva svoj delež.“) (Druml 2014). Drumls Kommentar verdeutlicht, dass Phänomene,

wie sie in dieser Arbeit zutage treten, langsam Eingang in den medialen Diskurs von und über Kärntner SlowenInnen finden.

Statt davon auszugehen, dass Abwanderung mit Bedrohung gleichzusetzen ist, sollte vielmehr akzeptiert werden, dass die Lebenswelt der kärntner-slowenischen Minderheit längst nicht nur mehr auf Kärnten begrenzt ist. Die Analyse der neun sprachbiographischen Gespräche zeigt, dass ein slowenischsprachiges Leben unter anderen Vorzeichen auch in Wien möglich ist und durch das veränderte Umfeld eine andere Qualität erhält.

## VII. Anhang

### 1. Literaturquellen

Alle Links, die im Literaturverzeichnis angeführt sind, wurden zuletzt zur Kontrolle am 11. Februar 2014 aufgerufen.

AITCHISON Jean (<sup>2</sup>1991): *Language Change: Progress or Decay?* Cambridge [u.a.]: Cambridge University Press (= Cambridge Approaches to Linguistics, hrsg. v. AITCHISON Jean)

AK GEGEN DEN KÄRNTNER KONSENS (2011): ‚*Wo man mit Blut die Grenze schrieb...*‘ – *Geschichten, Mythen, Traditionen – zur Inszenierung „Deutschkärntens“*. In: AK GEGEN DEN KÄRNTNER KONSENS (hrsg. 2011): *Friede, Freude, deutscher Eintopf. Rechte Mythen, NS-Verharmlosung und antifaschistischer Protest*. Wien: Mandelbaum (= kritik & utopie), S. 58-76

ALTHUSSER Louis (1970): *Idéologie et appareils idéologiques d'État (notes pour une recherche)*. Online abrufbar unter:  
[http://classiques.ugac.ca/contemporains/althusser\\_louis/ideologie\\_et\\_AIE/ideologie\\_et\\_AIE.pdf](http://classiques.ugac.ca/contemporains/althusser_louis/ideologie_et_AIE/ideologie_et_AIE.pdf)

ATTESLANDER Peter (<sup>12</sup>2008): *Methoden der empirischen Sozialforschung*. Berlin: Erich Schmidt Verlag

AUER Peter (2009): *Competence in Performance: Code-switching und andere Formen bilingualen Sprechens*. In: GOGOLIN Ingrid, NEUMANN Ursula (hrsg. 2009): *Streitfall Zweisprachigkeit – The Bilingualism Controversy*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 91-110

BARTH Dagmar (2000): *Die Brisanz der eigenen Rolle. Referenzmittel und Selbstdarstellung in Sprachbiographien ehemaliger DDR-Bürger*. In: BARTH Dagmar, FIX Ulla (2000): *Sprachbiographien. Sprache und Sprachgebrauch vor und nach der Wende von 1989 im Erinnern und Erleben von Zeitzeugen aus der DDR. Inhalte und Analysen narrativ-diskursiver Interviews*. (unter Mitarbeit von BEYER Franziska) Frankfurt/Main [u.a.]: Peter Lang (= *Leipziger Arbeiten zur Sprach- und Kommunikationsgeschichte*, hrsg. v. FIX Ulla, GROSSE Rudolf, LERCHNER Gotthard, SCHRÖDER Marianne, Bd. 7), S. 55-201

BAUMGARTNER Gerhard (1995): *6 x Österreich. Geschichte und aktuelle Situation der Volksgruppen*. Klagenfurt: Drava (hrsg. v. HEMETEK Ursula für die Initiative Minderheiten)

BECHERT Johannes, WILDGEN Wolfgang (1991): *Einführung in die Sprachkontaktforschung*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft

- BETHGE Katrin, TREICHEL Bärbel (2010): *Neue europäische Mehrsprachigkeit. Zum Zusammenhang von Sprache und Biographie in europäischen Lebensgeschichten*. In: ZEITSCHRIFT FÜR LITERATURWISSENSCHAFT UND LINGUISTIK (2010): *Sprache und Biographie* (hrsg. v. FRANCESCHINI Rita, Bd. 160), S. 107-128
- BETTEN Anne (2010): *Sprachbiographien der 2. Generation deutschsprachiger Emigranten in Israel. Zur Auswirkung individueller Erfahrungen und Emotionen auf die Sprachkompetenz*. In: ZEITSCHRIFT FÜR LITERATURWISSENSCHAFT UND LINGUISTIK (2010): *Sprache und Biographie* (hrsg. v. FRANCESCHINI Rita, Bd. 160), S. 29-57
- BIHL Gustav, MEIßL Gerhard, MUSNER Lutz (2006): *Vom Kriegsende 1945 bis zur Gegenwart*. In: CSENDES Peter, OPLL Ferdinand (hrsg. 2006): *Wien. Geschichte einer Stadt. Von 1790 bis zur Gegenwart*. Bd. 3. Wien: Böhlau Verlag, S. 545-650
- BMUKK [Bundesministerium für Unterricht, Kunst und Kultur] (<sup>16</sup>2012): *Gesetzliche Grundlagen schulischer Maßnahmen für SchülerInnen mit anderen Erstsprachen als Deutsch. Gesetze und Verordnungen*. Informationsblätter des Referats für Migration und Schule, Nr. 1. Online abrufbar unter: [http://www.bmukk.gv.at/medienpool/6416/nr\\_1\\_11.pdf](http://www.bmukk.gv.at/medienpool/6416/nr_1_11.pdf)
- BOURDIEU Pierre (<sup>2</sup>2005): *Was heißt Sprechen? Zur Ökonomie des sprachlichen Tausches. Mit einer Einführung von John B. Thompson*. Wien: Braumüller
- BUDE Heinz (1984): *Rekonstruktion von Lebenskonstruktionen – eine Antwort auf die Frage, was die Biographieforschung bringt*. In: KOHLI Martin, ROBERT Günther (hrsg. 1984): *Biographie und soziale Wirklichkeit. Neue Beiträge und Forschungsperspektiven*. Stuttgart: Metzler, S. 7-29
- BUSCH Brigitta, BUSCH Thomas (hrsg. 2008): *Mitten durch meine Zunge. Erfahrungen mit Sprache von Augustinus bis Zaimoğlu*. Klagenfurt: Drava
- BUSCH Brigitta, DOLESCHAL Ursula (2008): *Mehrsprachigkeit in Kärnten heute*. In: Wiener Slavistisches Jahrbuch (2008), Bd. 54, S. 7-20
- BUSCH Brigitta (2010a): *Die Macht präbabilonischer Phantasien. Ressourcenorientiertes sprachbiographisches Arbeiten*. In: ZEITSCHRIFT FÜR LITERATURWISSENSCHAFT UND LINGUISTIK (2010): *Sprache und Biographie* (hrsg. v. FRANCESCHINI Rita, Bd. 160), S. 58-82
- BUSCH Brigitta (2010b): *Slowenisch in Kärnten – Sprache jenseits ethnischer Kategorien*. In: WINTERSTEINER Werner, GOMBOS Georg, GRONOLD Daniela (hrsg. 2010): *Grenzverkehr/ungen. Mehrsprachigkeit, Transkulturalität und Bildung im Alpen-Adria-Raum*. Klagenfurt: Wieser, S. 174-188
- BUSCH Lucijan (hrsg. 2011): *Neville Alexander im Gespräch. Mit der Macht der*

- Sprachen gegen die Sprache der Macht*. Klagenfurt: Drava
- BUSCH Brigitta (2013): *Mehrsprachigkeit*. Wien: facultas wuv
- CALVET Louis-Jean (1978): *Die Sprachenfresser. Ein Versuch über Linguistik und Kolonialismus*. Berlin: Das Arsenal
- CANETTI Elias (<sup>34</sup>2011): *Die gerettete Zunge. Geschichte einer Jugend*. Frankfurt/Main: Fischer Taschenbuch Verlag
- CORAY Renata, STREBEL Barbara (2011): *Sprachwelten. Lebensgeschichten aus Graubünden*. Baden: hier + jetzt, Verlag für Kultur und Geschichte
- COUNCIL OF EUROPE (2000): *Report by the Republic of Austria pursuant to Article 25 Paragraph 1 of the Framework Convention for the Protection of National Minorities*. Online abrufbar unter:  
[http://www.coe.int/t/dghl/monitoring/minorities/3\\_fcnmdocs/PDF\\_1st\\_SR\\_Austria\\_en.pdf](http://www.coe.int/t/dghl/monitoring/minorities/3_fcnmdocs/PDF_1st_SR_Austria_en.pdf)
- DAVIES Berwyn, HARRÉ Rom (1999): *Positioning and Personhood*. In: HARRÉ Rom, VAN LANGENHOVE Luk (hrsg. 1999): *Positioning Theory: Moral Contexts of Intentional Action*. Oxford: Blackwell, S. 32-52
- DE CILLIA Rudolf (1998): *Burenwurscht bleibt Burenwurscht. Sprachenpolitik und gesellschaftliche Mehrsprachigkeit in Österreich*. Klagenfurt: Drava (= *Dissertationen und Abhandlungen*, hrsg. vom Slowenischen Institut zur Alpen-Adria-Forschung, Bd. 42)
- DENZIN Norman (1989): *Interpretative Biography*. Newbury Park [u.a.]: Sage Publications (= *Qualitative Research Methods*, Bd. 17)
- DESLARZES Patrick (2004): *Between Social Alienation and Integration: The Importance of Narrated Autobiography in the Study of Italian Migration in Basle*. In: FRANCESCHINI Rita, MIECZNIKOWSKI Johanna (hrsg. 2004): *Leben mit mehreren Sprachen. Sprachbiographien*. Frankfurt/Main [u.a.]: Peter Lang (= *transversales. Langues, sociétés, cultures et apprentissages*, Bd. 9), S. 227-249
- DRUML Pepca (2014): *Oh, te prelepe žlahtne rožice... (Reakcija na slavnostni govor Tanje Malle na letošnji osrednji proslavi slovenskega kulturnega praznika v Celovcu.)* In: *Novice – Slovenski Tednik za Koroško*. 14. Februar 2014, S. 9
- EHLICH Konrad (1986): *Interjektionen*. Tübingen: Niemeyer
- ELLER Nicole (2010): *„I’m still Bohemian minded!“ Eine Untersuchung ausgewählter Sprachbiographien von Sprecherinnen und Sprechern deutschböhmischer Varietäten in aller Welt*. In: ZEITSCHRIFT FÜR LITERATURWISSENSCHAFT UND LINGUISTIK (2010): *Sprache und Biographie* (hrsg. v. FRANCESCHINI Rita, Bd. 160), S. 151-166

- ENTNER Brigitte (2010a): *Kärnten frei und ungeteilt?* In: RUDORFF Andrea, SCHNEIDER Allegra, STRACKE Stephan, VON FRASECKY Tanja (hrsg. 2010): *Kärnten / Slowenien / Triest. Umkämpfte Erinnerungen*. Berlin/Hamburg: Assoziation A, S. 13-17
- ENTNER Brigitte (2010b): *Slowenische Minderheit zwischen Verfolgung und Ausgrenzung*. In: RUDORFF Andrea, SCHNEIDER Allegra, STRACKE Stephan, VON FRASECKY Tanja (hrsg. 2010): *Kärnten / Slowenien / Triest. Umkämpfte Erinnerungen*. Berlin/Hamburg: Assoziation A, S. 19-24
- FAIRCLOUGH Norman, WODAK Ruth (1997): *Critical Discourse Analysis*. In: VAN DIJK Teun (hrsg. 1997): *Discourse as Social Interaction*. (= Discourse Studies: A multidisciplinary Introduction, Bd. 2) London: Sage, S. 258-284
- FAIRCLOUGH Norman (<sup>2</sup>2010): *Critical Discourse Analysis. The Critical Study of Language*. Harlow: Pearson Education
- FELDNER Josef, STURM Marjan (2007): *Kärnten neu denken. Zwei Kontrahenten im Dialog. Vorworte von Bundespräsident Heinz Fischer und Friedensforscher Johan Galtung* (hrsg. v. GRAF Wilfried, KRAMER Gudrun). Klagenfurt: Drava/Heyn
- FISCHER Gero (1980): *Das Slowenische in Kärnten. Bedingungen der sprachlichen Sozialisation. Eine Studie zur Sprachenpolitik*. Wien: Kattinig
- FISCHER Beatrice, WOLF Michaela (2009): *Leitfaden zum geschlechtergerechten Sprachgebrauch. Zur Verwendung in Lehrveranstaltungen und in wissenschaftlichen Arbeiten*. Online abrufbar unter:  
[http://transvienna.univie.ac.at/fileadmin/user\\_upload/fak\\_translationswissenschaft/Diplomarbeitenanleitung/Geschlechtergerechtes\\_Formulieren\\_FischerWolf.pdf](http://transvienna.univie.ac.at/fileadmin/user_upload/fak_translationswissenschaft/Diplomarbeitenanleitung/Geschlechtergerechtes_Formulieren_FischerWolf.pdf)
- FISCHER-ROSENTHAL Wolfram (1995): *The Problem with Identity: Biography as Solution to some (Post)-Modernist Dilemmas*. In: *Comenius*, Bd.15, S. 250-265
- FIX Ulla (2000): *Fremdheit versus Vertrautheit. Die sprachlich-kommunikative Befindlichkeit von Sprachteilnehmern der DDR und ihre Reaktion auf die Destruktion der kommunikativen ‚Selbstverständlichkeiten‘ des Alltags durch die politische Wende von 1989*. In: BARTH Dagmar, FIX Ulla (2000): *Sprachbiographien. Sprache und Sprachgebrauch vor und nach der Wende von 1989 im Erinnern und Erleben von Zeitzeugen aus der DDR. Inhalte und Analysen narrativ-diskursiver Interviews*. (unter Mitarbeit von BEYER Franziska) Frankfurt/Main [u.a.]: Peter Lang (= *Leipziger Arbeiten zur Sprach- und Kommunikationsgeschichte*, hrsg. v. FIX Ulla, GROSSE Rudolf, LERCHNER Gotthard, SCHRÖDER Marianne, Bd. 7), S. 15-54
- FIX Ulla (2010): *Sprachbiographien als Zeugnisse von Sprachgebrauch und Sprachbrauchsgeschichte: Rückblick und Versuch einer Standortbe-*

- stimmung*. In: ZEITSCHRIFT FÜR LITERATURWISSENSCHAFT UND LINGUISTIK (2010): *Sprache und Biographie* (hrsg. v. FRANCESCHINI Rita, Bd. 160), S. 10-18
- FLASCHBERGER Ludwig, REITERER Alfred (1980): *Der tägliche Abwehrkampf. Erscheinungsformen und Strategien der ethnischen Assimilation bei den Kärntner Slowenen*. Wien: Braumüller (= *Ethnos*, Bd. 20)
- FOUCAULT Michel (1975): *Surveiller et punir: Naissance de la prison*. Paris: Gallimard
- FOUCAULT Michel (1996): *What is Critique?* In: SCHMIDT James (hrsg. 1996): *What is Enlightenment? Eighteenth-century Answers and Twentieth-century Questions*. Berkeley: University of California Press, S. 382-398
- FOUCAULT Michel (<sup>12</sup>2012): *Die Ordnung des Diskurses. Mit einem Essay von Ralf Konersmann*. Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch Verlag
- FRANCESCHINI (2001a): *Sprachbiographien randständiger Sprecher*. In: FRANCESCHINI Rita (hrsg. 2001): *Biographie und Interkulturalität. Diskurs und Lebenspraxis. Eingeleitet durch ein Interview mit Jacques Le Goff*. Tübingen: Stauffenburg Verlag (= *Stauffenburg Discussion. Studien zur Inter- und Multikultur*, Bd. 16, hrsg. v. BRONFEN Elisabeth et al.), S. 111-125
- FRANCESCHINI (2001b): *Biographie und Interkulturalität: Eine Einladung zur konstruktivistischen Reflexion*. In: FRANCESCHINI Rita (hrsg. 2001): *Biographie und Interkulturalität. Diskurs und Lebenspraxis. Eingeleitet durch ein Interview mit Jacques Le Goff*. Tübingen: Stauffenburg Verlag (= *Stauffenburg Discussion. Studien zur Inter- und Multikultur*, Bd. 16, hrsg. v. BRONFEN Elisabeth et al.), S. 7-12
- FRANCESCHINI Rita (2004): *Sprachbiographien: das Basel-Prag-Projekt (BPP) und einige mögliche Generalisierungen bezüglich Emotion und Spracherwerb*. In: FRANCESCHINI Rita, MIECZNIKOWSKI Johanna (hrsg. 2004): *Leben mit mehreren Sprachen. Sprachbiographien*. Frankfurt/Main [u.a.]: Peter Lang (= *transversales. Langues, sociétés, cultures et apprentissages*, Bd. 9), S. 121-145
- FRANCESCHINI Rita, MIECZNIKOWSKI Johanna (2004): ‚Wie bin ich zu meinen verschiedenen Sprachen gekommen?‘ *Ein Vorwort*. In: FRANCESCHINI Rita, MIECZNIKOWSKI Johanna (hrsg. 2004): *Leben mit mehreren Sprachen. Sprachbiographien*. Frankfurt/Main [u.a.]: Peter Lang (= *transversales. Langues, sociétés, cultures et apprentissages*, Bd. 9), S. VIII-XXI
- FRANCESCHINI Rita (2010): *Einleitung*. In: ZEITSCHRIFT FÜR LITERATURWISSENSCHAFT UND LINGUISTIK (2010): *Sprache und Biographie* (hrsg. v. FRANCESCHINI Rita, Bd. 160), S. 7-9

- GAL Susan, IRVINE Judith (1995): *The Boundaries of Languages and Disciplines: How Ideologies construct Differences*. In: *Social Research* (1995), Bd. 62, Nr. 4, S. 967-1001
- GAL Susan (2006): *Migration, Minorities and Multilingualism: Language Ideologies in Europe*. In: MAR-MOLINERO Clare, STEVENSON Patrick (hrsg. 2006): *Language, Ideologies, Policies and Practices: Language and the future of Europe*. New York: Macmillian, S.13-27
- GEIER Swetlana (<sup>3</sup>2013): *Ein Leben zwischen den Sprachen. Aufgezeichnet von Taja Gut*. Frankfurt/Main: Fischer Taschenbuch Verlag
- HAAS Hanns, STUHLPFARRER Karl (1977): *Österreich und seine Slowenen*. Wien: Löcker & Wögerstein
- HAŠOVÁ Lucie (2004): *Eine mitteleuropäische Sprachbiographie*. In: FRANCESCHINI Rita, MIECZNIKOWSKI Johanna (hrsg. 2004): *Leben mit mehreren Sprachen. Sprachbiographien*. Frankfurt/Main [u.a.]: Peter Lang (= *transversales. Langues, sociétés, cultures et apprentissages*, Bd. 9), S. 173-186
- HEINEMEIER Siegfried, ROBERT Günther (1984): *„Es bleibt also net aus, daß ma so denkt, (...) was machst eigentlich, wenn jetzt wirklich nix wird, vielleicht bis nächstes Frühjahr und so weiter?“ – Arbeitslosigkeit: Biographische Prozesse und textstrukturelle Analyse*. In: KOHLI Martin, ROBERT Günther (hrsg. 1984): *Biographie und soziale Wirklichkeit. Neue Beiträge und Forschungsperspektiven*. Stuttgart: Metzler, S. 142-163
- HOCK Hans Henrich (<sup>2</sup>1988): *Principles of Historical Linguistics*. Berlin [u.a.]: Mouton de Gruyter
- HOCK Hans Henrich, JOSEPH Brian (1996): *Language History, Language Change, and Language Relationship. An Introduction to Historical and Comparative Linguistics*. Berlin [u.a.]: Mouton de Gruyter
- HOFFMAN Eva (1990): *Lost in Translation. A Life in a New Language*. New York: Penguin Books
- HÖHLE Barbara (2010): *Erstspracherwerb: Wie kommt das Kind zur Sprache?* In: HÖHLE Barbara (hrsg. 2010): *Psycholinguistik*. Berlin: Akademie Verlag (= *Studienbuch Sprachwissenschaft*), S. 125-139
- INZKO Valentin (hrsg. 1988): *Geschichte der Kärntner Slowenen von 1918 bis zur Gegenwart (unter Berücksichtigung der gesamtslowenischen Geschichte)*. Klagenfurt/Wien: Hermagoras
- JÄGER Siegfried, MAIER Florentine (<sup>2</sup>2009): *Theoretical and Methodological Aspects of Foucauldian Critical Discourse Analysis and Dispositive Analysis*. In: WODAK Ruth, MEYER Michael (hrsg. <sup>2</sup>2009): *Methods of Critical Discourse Analysis*. London [u.a.]: Sage Publications, S. 34-61

- KALLMEYER Werner, SCHÜTZE Fritz (1977): *Zur Konstitution von Kommunikationsschemata der Sachverhaltsdarstellung*. In: WEGNER Dirk (hrsg. 1977): *Gesprächsanalysen. Vorträge, gehalten anlässlich des 5. Kolloquiums des Instituts für Kommunikationsforschung und Phonetik, Bonn, 14.-16. Oktober 1976*. Hamburg: Helmut Buske Verlag (= *Forschungsberichte des Instituts für Kommunikationsforschung und Phonetik der Universität Bonn*, Bd. 65, hrsg. v. UNGEHEUER Gerold), S. 159-274
- KELLER Rudi (<sup>2</sup>1994): *Sprachwandel. Von der unsichtbaren Hand in der Sprache*. Tübingen, Basel: Francke Verlag
- KLEMENČIČ Matjaž, KLEMENČIČ Vladimir (2010): *Die Kärntner Slowenen und die Zweite Republik. Zwischen Assimilierungsdruck und dem Einsatz für die Umsetzung der Minderheitenrechte*. Klagenfurt [u.a.]: Hermagoras
- KRAMER Štefan (2004): *Zweisprachigkeit – Spiegelbild meiner Seele. Eine psychologisch-therapeutische Annäherung an den Kärntner Volksgruppenkonflikt*. In: PANDEL Martin, POLZER Miroslav, POLZER-SRIENZ Mirjam, VOSPERNIK Reginald (hrsg. 2004): *Ortstafelkonflikt in Kärnten – Krise oder Chance?* Wien: Braumüller (= *Ethnos*, Bd. 64), S. 200-215
- KROSKRITY Paul (2010): *Language Ideologies - Evolving Perspectives*. In: *Handbook of Pragmatics 2001 (revised 2010)*. John Benjamins Publishing Company (online abrufbar unter: <http://benjamins.com/online/hop/>)
- KRUMM Hans-Jürgen, JENKINS Eva-Maria (2001): *Kinder und ihre Sprachen: lebendige Mehrsprachigkeit. Sprachenporträts*. Wien: Eviva Verlagswerkstatt
- KSŠŠD (hrsg. 2013): *90 let Klub slovenskih študentk in študentov na Dunaju. 90 Jahre KSŠŠD*. Wien: Eigenverlag
- LANDESSCHULRAT FÜR KÄRNTEN (Abteilung VII Minderheitenschulwesen) (2012): *Jahresbericht über das Schuljahr 2011/12* (erstellt von DOMEJ Theodor, SANDRIESR Sabine, SCHÖNHERR Cäcilie). Online abrufbar unter: <http://www.2sprachigebildung.at/jahresbericht2012.pdf>
- LARCHNER Dietmar (1988): *Soziogenese der Urangst*. In: BOECKMANN Klaus-Börge (hrsg. 1988): *Zweisprachigkeit und Identität*. Klagenfurt: Drava (= *Dissertationen und Abhandlungen*, hrsg. v. Slowenischen wissenschaftlichen Institut, Bd. 16), S. 15-64
- LINKE Angelika, NUSSBAUMER Markus, PORTMANN Paul (hrsg. <sup>5</sup>2004): *Studienbuch Linguistik* (= *Reihe Germanistische Linguistik*, hrsg. v. BURKHARDT Armin, LINKE Angelika, WICHTER Sigurd, Kollegbuch 121)
- LIPPI-GREEN Rosina (1997): *English with an Accent. Language, Ideology, and Discrimination in the United States*. London/New York: Routledge

- LUCIUS-HOENE Gabriele, DEPPERMAN Arnulf (2002): *Rekonstruktionen narrativer Identität. Ein Arbeitsbuch zur Analyse narrativer Interviews*. Opladen: Leske und Budrich
- LÜDI Georges (2001): *Peter Ochs: Eine mehrsprachige europäische Biographie*. In: FRANCESCHINI Rita (hrsg. 2001): *Biographie und Interkulturalität. Diskurs und Lebenspraxis. Eingeleitet durch ein Interview mit Jacques Le Goff*. Tübingen: Stauffenburg Verlag (= *Stauffenburg Discussion. Studien zur Inter- und Multikultur*, Bd. 16, hrsg. v. BRONFEN Elisabeth et al.), S. 126-153
- MAYRING Philipp (<sup>6</sup>2008): *Qualitative Inhaltsanalyse*. In: FLICK Uwe, VON KARDOFF Ernst, STEINKE Ines (hrsg. <sup>6</sup>2008): *Qualitative Forschung. Ein Handbuch*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag, S. 468-475
- MENG Katharina (2004): *Russlanddeutsche Sprachbiographien – Rückblick auf ein Projekt*. In: FRANCESCHINI Rita, MIECZNIKOWSKI Johanna (hrsg. 2004): *Leben mit mehreren Sprachen. Sprachbiographien*. Frankfurt/Main [u.a.]: Peter Lang (= *transversales. Langues, sociétés, cultures et apprentissages*, Bd. 9), S. 97-117
- MENZ Florian, LALOUSCHEK Johanna, DRESSLER Wolfgang, (1989): *„Der Kampf geht weiter“. Der publizistische Abwehrkampf in Kärntner Zeitungen seit 1918. Eine sprachwissenschaftliche Analyse von Vorurteilen und Feindbildern*. Klagenfurt: Drava (= *Dissertationen und Abhandlungen*, hrsg. vom Slowenischen Institut zur Alpen-Adria-Forschung, Bd. 20)
- MEUSER Michael, NAGEL Ulrike (<sup>3</sup>2009): *Experteninterview und der Wandel der Wissensproduktion*. In: BOGNER Alexander, LITTIG Beate, MENZ Wolfgang (hrsg. <sup>3</sup>2009): *Experteninterviews. Theorien, Methoden, Anwendungsfelder*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 35-60
- MIECZNIKOWSKI Johanna (2004): *Sprachbiographische Interviews im Vergleich: Anfangspunkte des Erwerbs von Zweitsprachen*. In: FRANCESCHINI Rita, MIECZNIKOWSKI Johanna (hrsg. 2004): *Leben mit mehreren Sprachen. Sprachbiographien*. Frankfurt/Main [u.a.]: Peter Lang (= *transversales. Langues, sociétés, cultures et apprentissages*, Bd. 9), S. 187-209
- MIECZNIKOWSKI Johanna (2010): *Mehrsprachig leben und studieren. Die Sicht studentischer Migranten*. In: ZEITSCHRIFT FÜR LITERATURWISSENSCHAFT UND LINGUISTIK (2010): *Sprache und Biographie* (hrsg. v. FRANCESCHINI Rita, Bd. 160), S. 129-150
- MIKL-HORKE Gertraude (<sup>3</sup>1994): *Soziologie. Historischer Kontext und soziologische Theorie-Entwürfe*. München/Wien: Oldenbourg Verlag

- NEKVAPIL Jiří (2004): *Sprachbiographien und Analyse der Sprachsituationen: zur Situation der Deutschen in der Tschechischen Republik*. In: FRANCESCHINI Rita, MIECZNIKOWSKI Johanna (hrsg. 2004): *Leben mit mehreren Sprachen. Sprachbiographien*. Frankfurt/Main [u.a.]: Peter Lang (= *transversales. Langues, sociétés, cultures et apprentissages*, Bd. 9), S. 147-172
- NEWEKLOWSKY Gerhard (2013): *Der Gailtaler slowenische Dialekt. Feistritz an der Gail/Bistrica na Zilji und Hohenthurn/Straja vas*. (unter Mitarbeit von BRANZ Denise, KIRCHER-ZWITTNIG Christina und PERČ Jurij) Klagenfurt/Wien: Drava (= *dravaDiskurs*)
- OBID Vida, MESSNER Mirko, LEBEN Andrej (2002): *Haiders Exerzierfeld. Kärntnen SlowenInnen in der deutschen Volksgemeinschaft*. Wien: Promedia
- OBID Milan (2013): ‚*Narod, ki zatira druge narode, sam ne more biti svoboden*‘. ‚*Ein Volk, das andere unterdrückt, kann selbst nicht frei sein*‘. *Der Klub slowenischer Studenten in Wien im Kampf für die Rechte der Kärntner Slowenen in den 1970er Jahren*. In: RAJŠP Vincenc (hrsg. 2013): *Slovenski odnosi z Dunajem skozi čas*. Wien/Ljubljana: Slovenski znanstveni inštitut na Dunaju (= *Srednjeevropska znanstvena knjižnica / Mitteleuropäische Wissenschaftsbibliothek*, Bd. 7), S. 163-171
- OGRIS Annemarie (2009): *Identiteta mladih koroških Slovencev v avstrijskih študijskih mestih Dunaj in Gradec*. Diplomarbeit, Universität Klagenfurt
- PFADENHAUER Michaela (<sup>3</sup>2009): *Auf gleicher Augenhöhe. Das Experteninterview – ein Gespräch zwischen Experte und Quasi-Experte*. In: BOGNER Alexander, LITTIG Beate, MENZ Wolfgang (hrsg. <sup>3</sup>2009): *Experteninterviews. Theorien, Methoden, Anwendungsfelder*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 99-116
- POLLAK Alexander (2002): *Kritische Diskursanalyse - ein Forschungsansatz an der Schnittstelle von Linguistik und Ideologiekritik*. In: *Zeitschrift für Angewandte Linguistik* 36, S. 33-48
- REERSHEMIUS Gertrud (1997): *Biographisches Erzählen auf Jiddisch. Grammatische und diskursanalytische Untersuchungen*. Tübingen: Max Niemeyer Verlag (= Beihefte zum *Language and Culture Atlas of Ashkenazic Jewry*, Bd. 2, hrsg. v. HERZOG Marvin et al.)
- REINPRECHT Christoph, WEISS Hilde (<sup>2</sup>2012): *Migration und Integration: Soziologische Perspektiven und Erklärungsansätze*. In: FASSMANN Heinz, DAHLVIK Julia (hrsg. <sup>2</sup>2012): *Migrations- und Integrationsforschung – multidisziplinäre Perspektiven. Ein Reader*. Wien: Vienna University Press (= *Migrations- und Integrationsforschung. Multidisziplinäre Perspektiven*, hrsg. v. FASSMANN Heinz, POTZ Richard, WEISS Hilde, Bd.1), S. 13-33

- REISIGL Martin, WODAK Ruth (<sup>2</sup>2009): *The Discourse-Historical Approach (DHA)*. In: WODAK Ruth, MEYER Michael (hrsg. <sup>2</sup>2009): *Methods of Critical Discourse Analysis*. London [u.a.]: Sage Publications, S. 87-121
- REITERER Albert (1996): *Kärntner Slowenen: Minderheit oder Elite? Neuere Tendenzen der ethnischen Arbeitsteilung. V slovenščini: Koroški Slovenci danes*. Klagenfurt: Drava (= *Dissertationen und Abhandlungen*, hrsg. v. Slowenischen wissenschaftlichen Institut, Bd. 39)
- ROSENTHAL Gabriele (1995): *Erlebte und erzählte Lebensgeschichte: Gestalt und Struktur biographischer Selbstbeschreibungen*. Frankfurt am Main/New York: Campus Verlag
- SCHÄFER Thomas, VÖLTER Bettina (<sup>2</sup>2009): *Subjekt-Positionen. Michel Foucault und die Biographieforschung*. In: VÖLTER Bettina, DAUSIEN Bettina, LUTZ Helma, ROSENTHAL Gabriele (hrsg. <sup>2</sup>2009): *Biographieforschung im Diskurs*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 161-188
- SCHELLANDER Julija, OBID Milan (2010): *Wiener Impressionen. Auf den Spuren slowenischer Geschichte in Wien. Dunajske impresije. Po sledovih slovenske zgodovine na Dunaju*. Wien: Edition Volkshochschule
- SCHÖNETT Simone, SCHWINGER Harald (2011): *Zala. Drama in sieben Bildern. Drama v sedmih slikah*. Klagenfurt: Heyn (= Edition Meerauge)
- SCHÜTZE Fritz (1984): *Kognitive Figuren des autobiographischen Stegreiferzählens*. In: KOHLI Martin, ROBERT Günther (hrsg. 1984): *Biographie und soziale Wirklichkeit. Neue Beiträge und Forschungsperspektiven*. Stuttgart: Metzler, S. 78-117
- SCHÜTZE Fritz (1987): *Das narrative Interview in Interaktionsfeldstudien*. Hagen: Fernuniversität-Gesamthochschule Hagen
- SILVERSTEIN Michael (1979): *Language Structure and Linguistic Ideology*. In: CLINE Paul, HANKS William, HOFBAUER Carol (hrsg. 1979): *The Elements: A Parasession on Linguistic Units and Levels*. Chicago: Chicago Linguistic Society, S. 193-247
- SLOVENSKI ZNANSTVENI INSTITUT (2010): *10 let Slovenskega znanstvenega instituta na Dunaju. 10 Jahre slowenisches Wissenschaftsinstitut in Wien. Poročilo o delu / Tätigkeitsbericht 2000-2010*. Online abrufbar unter: [http://www.szi-dunaj.at/prireditve/GLAVNI\\_SEZNAM\\_2000\\_2010\\_0911.pdf](http://www.szi-dunaj.at/prireditve/GLAVNI_SEZNAM_2000_2010_0911.pdf)
- SPITZMÜLLER Jürgen, WARNKE Ingo (2011): *Diskurslinguistik. Eine Einführung in Theorien und Methoden der transtextuellen Sprachanalyse*. Berlin/Boston: De Gruyter
- STATISTIK AUSTRIA (2003): *Volkszählung 2001. Hauptergebnisse I – Kärnten*. Online abrufbar unter:

[http://www.statistik.at/web\\_de/dynamic/services/publikationen/2/publdetail?id=2&listid=2&detail=35](http://www.statistik.at/web_de/dynamic/services/publikationen/2/publdetail?id=2&listid=2&detail=35)

- TOPHINKE Doris (1994): *Sprachbiographie und Sprachstörung: Fallstudien zur Textproduktion bei hirnorganischen Erkrankungen*. Wiesbaden: Deutscher Universitäts-Verlag
- TREICHEL Bärbel (2004a): *Identitätsarbeit, Sprachbiographien und Mehrsprachigkeit. Autobiographisch-narrative Interviews mit Walisern zur sprachlichen Figuration von Identität und Gesellschaft*. Frankfurt/Main [u.a.]: Peter Lang
- TREICHEL Bärbel (2004b): *Suffering From One's Own Multilingualism: Biographical Processes of Suffering and their Linguistic Expression in Narrative Interviews with Welsh Speakers of Welsh and English*. In: FRANCESCHINI Rita, MIECZNIKOWSKI Johanna (hrsg. 2004): *Leben mit mehreren Sprachen. Sprachbiographien*. Frankfurt/Main [u.a.]: Peter Lang (= *transversales. Langues, sociétés, cultures et apprentissages*, Bd. 9), S. 47-74
- TUIDER Elisabeth (2007): *Diskursanalyse und Biographieforschung. Zum Wie und Warum von Subjektpositionierungen*. In: *Forum Qualitative Sozialforschung* Bd. 8, Nr. 2, Art. 6
- VAN DIJK Teun (2001): *Multidisciplinary CDA: a Plea for Diversity*. In: WODAK Ruth, MEYER Michael (hrsg. 2001): *Methods of Critical Discourse Analysis*. London [u.a.]: Sage Publications, S. 95-120
- VAVTI Štefka (2012): *Včasih ti zmanjka besed. Etnične identifikacije pri mladih Slovenkah in Slovencih na dvojezičnem avstrijskem Koroškem*. Klagenfurt: Drava (= *dravaDiskurz*)
- VAVTI Štefka (2013): *„S trebuhom za kruhom“, „poročne zgodbe“ in psihosocialni ter politični dejavniki. Razmišljanja o privlačnosti Dunaja za mlade koroške Slovenke in Slovence*. In: RAJŠP Vincenc (hrsg. 2013): *Slovenski odnosi z Dunajem skozi čas*. Wien/Ljubljana: Slovenski znanstveni inštitut na Dunaju (= *Srednjeevropska znanstvena knjižnica / Mitteleuropäische Wissenschaftsbibliothek*, Bd. 7), S. 153-162
- VERONESI Daniela (2010): *„Zu wem gehör i jetzt?“ bzw. „due lingue che sono entrambe mie“*. *Sprachbiographien ein- und zweisprachiger Sprecher aus einem Grenzgebiet*. In: ZEITSCHRIFT FÜR LITERATURWISSENSCHAFT UND LINGUISTIK (2010): *Sprache und Biographie* (hrsg. v. FRANCESCHINI Rita, Bd. 160), S. 83-106
- WAKOUNIG Vladimir (1990): *„Die Sprache der Todfeinde“*. *Sprachliche und ethnische Unterdrückung am Beispiel der Kärntner Slowenen*. In: WODAK Ruth, MENZ Florian (hrsg. 1990): *Sprache in der Politik - Politik in der Sprache. Analysen zum öffentlichen Sprachgebrauch*. Klagenfurt: Drava (=

Dissertationen und Abhandlungen, hrsg. vom Slowenischen Institut zur Alpen-Adria-Forschung, Bd. 24), S. 79-97

WAKOUNIG Vladimir (2008): *Der heimliche Lehrplan der Minderheitenbildung. Die zweisprachige Schule in Kärnten 1945-2007*. Klagenfurt: Drava (= *dravaDiskurs*)

WINKLER-HERMADEN Rosa (2009): *„Man wächst in Parallelstrukturen auf“*. Online abrufbar unter: <http://derstandard.at/1234507022421/Kaernten-Wahl-Man-waechst-in-Parallelstrukturen-auf>

WODAK Ruth (2008): *Introduction: Discourse Studies - Important Concepts and Terms*. In: WODAK Ruth, KRZYŻANOWSKI Michał (hrsg. 2008): *Qualitative Discourse Analysis in the Social Sciences*. Basingstoke [u.a.]: Palgrave Macmillan, S. 1-29

WODAK Ruth, MEYER Michael (<sup>2</sup>2009): *Critical Discourse Analysis: History, Agenda, Theory and Methodology*. In: WODAK Ruth, MEYER Michael (hrsg. <sup>2</sup>2009): *Methods of Critical Discourse Analysis*. London [u.a.]: Sage Publications, S. 1-33

WOHLFARTER Eva (2012): *Die Bedeutung von Sprache in einer Minderheitenregion: Konstruktionen von Sprache und Zweisprachigkeit in der kärntner-slowenischen Wochenzeitung ‚Novice‘*. Unpublizierte Seminararbeit, Universität Wien

WOOLARD Kathryn, SCHIEFFELIN Bambi (1994): *Language Ideology*. In: *Annual Review of Anthropology* (1994), Bd. 23, S. 55-82

ZAUSNIG Josef (1995): *Der Loibl-Tunnel. Das vergessene KZ an der Südgrenze Österreichs. Eine Spurensicherung. Mit einem Vorwort von Peter Gstettner*. Klagenfurt: Drava (Klagenfurt: Drava (= *Dissertationen und Abhandlungen*, hrsg. vom Slowenischen Institut zur Alpen-Adria-Forschung, Bd. 37)

ZENZ Matej (2014): *„Levičarsko gnezdo“ ima nov odbor*. In: *Novice – Slovenski Tednik za Koroško*. 24. Jänner 2014, S. 5

ZUPANČIČ Jernej (1999): *Slovenci v Avstriji. The Slovenes in Austria*. Ljubljana: Inštitut za geografijo (= *Geographica Slovenica*, hrsg. v. ŠPES Metka, Bd. 32)

ZUPANČIČ Jernej (2013): *Dunajski Slovenci v perspektivi skupnega slovenskega kulturnega prostora*. In: RAJŠP Vincenc (hrsg. 2013): *Slovenski odnosi z Dunajem skozi čas*. Wien/Ljubljana: Slovenski znanstveni inštitut na Dunaju (= *Srednjeevropska znanstvena knjižnica / Mitteleuropäische Wissenschaftsbibliothek*, Bd. 7), S. 27-42

## 2. Internetquellen

Alle hier angeführten Links wurden zuletzt zur Kontrolle am 11. Februar 2014 aufgerufen.

<http://tvthek.orf.at/programs/genre/Volksgruppen/70443>

<http://volksgruppen.orf.at/slovenci/>

<http://novice.at>

<http://www.kath-kirche-kaernten.at/nedelja/>

<http://minderheiten.at>

[http://minderheiten.at//index.php?option=com\\_content&task=view&id=1&Itemid=8](http://minderheiten.at//index.php?option=com_content&task=view&id=1&Itemid=8)

<http://www.komensky.at>

<http://www.hrvatskicentar.at/viverica/viverica.html>

[http://www.korotan.com/korotan\\_heim/](http://www.korotan.com/korotan_heim/)

<http://www.skica.at/Skica>

<http://www.spc-dunaj.net>

<http://www.ksssd.org/nc/home/>

<http://www.bka.gv.at/DocView.axd?CobId=33764>

### **3. Leitfäden für die ExpertInneninterviews**

#### **3.1. Interview mit Dr.<sup>in</sup> Cornelia Kogoj**

Da sich das Interview auf Kärntner SlowenInnen und BurgenlandkroatInnen in Wien bezieht, sind die Fragen dementsprechend angepasst.

- Wie sieht die Initiative Minderheiten die Situation von BurgenlandkroatInnen und Kärntner SlowenInnen in Wien (in Bezug auf Sprach- und Kulturpflege und Identität)?
- Welchen Unterschied erkennen Sie im Vergleich zu anderen, weniger ins Konzept der ‚autochthonen Minderheit‘ passenden Gruppen und zu Migrationsminderheiten?
- Worin unterscheidet sich die Arbeit der burgenlandkroatischen und kärntner-slowenischen Institutionen in Wien zu jenen im autochthonen Siedlungsgebiet?
- Wie beurteilen Sie die Unterschiede zwischen Großstadt und Land? Was fällt in Wien schwerer, was ist leichter?

#### **3.2. Interview mit Univ.-Prof. Dr. Gero Fischer**

- Wie beurteilen Sie die Situation autochthoner Minderheiten in Wien?
- Wie viele Personen leben Ihrer Schätzung nach in Wien, die als Angehörige einer in Österreich anerkannten Minderheit zu sehen sind?
- Welche Unterschiede erkennen Sie zwischen in Wien anerkannten autochthonen Minderheiten (TschechInnen, SlowakInnen) und nach Wien migrierten autochthonen Minderheiten (SlowenInnen, Roma/Sinti etc.)?
- Inwieweit haben autochthone Minderheiten einen ‚Platz‘ in einer Stadt, in der es zahlreiche weitere sprachliche, religiöse und soziale Minderheiten gibt?
- Wäre es an der Zeit, das autochthone Siedlungsgebiet zu erweitern und die Unterstützung für autochthone Minderheiten weiter zu denken?

## 4. Transkripte der sprachbiographischen Gespräche

### 4.1. Transkriptionskonventionen

#### 4.1.1. Konventionen für die allgemeine Transkription

Die sprachbiographischen Gespräche wurden großteils Wort für Wort transkribiert. Verzögerungssignale (äh, ähm) und mehrfache Wiederholungen werden allerdings nicht immer wiedergegeben. Auch meine ‚continuer‘ (wie hm=hm, ja) sind nur zum Teil verschriftlicht. Die Transkriptionen sind dabei nicht völlig konstant, geringe Abweichungen bei der Verwendung der Transkriptionskonventionen sind möglich.

Die Aussprache von DialektsprecherInnen wird weitgehend nach der schriftsprachlichen Norm standardisiert.

Die hier verwendeten Notationskonventionen sind dem Gesprächsanalytischen Transkriptionssystem (GAT) entnommen (Lucius-Hoene/Deppermann 2002: 310-312).

so(ha), ich(ha), (ha)	Lachpartikel beim Reden
((lacht))	Beschreibung des Lachens
hm, ja, nein	einsilbige Signale
hm=hm	zweisilbige Signale (meist bejahend)
'hm'hm	mit Glottalverschluss (verneinend)
((räuspert sich))	para- und außersprachliche Handlungen und Ereignisse
( )	unverständliche Passage je nach Länge
'...'	Zitate und Gedanken
(...)	ausgelassene Passage (Pausen)
<nachname>	Anonymisierungen

Verwendung der Satzzeichen (entspricht nicht dem GAT):

! ?	Ausrufe- und Fragezeichen verwende ich wie gewohnt.
,	Den Beistrich setze ich sowohl an den Stellen, an denen er aufgrund der Orthographie stehen muss, als auch, um Satzelemente, die in der Rede getrennt voneinander gesprochen werden, zu kennzeichnen.
-	Das Minuszeichen kennzeichnet einen Bruch in der Rede.

#### **4.1.2. Konventionen für die detaillierte Transkription**

Für die detaillierte Transkription der analysierten Gesprächsausschnitte werden ebenfalls die Konventionen des Gesprächsanalytischen Transkriptionssystems (GAT) übernommen (Lucius-Hoene/Deppermann 2002: 310-312).

Die Aussprache von DialektsprecherInnen wird dabei nicht standardisiert.

.	tief fallende Intonation
;	mittel fallende Intonation
-	gleich bleibende Intonation
,	leicht steigende Intonation
?	stark steigende Intonation
(.) (-) (--)	(----) Pausen (unter einer Sekunde)
(3, 5)	Pausen (Dauer in Sekunden)
SILbe	Hauptakzent
vokAl	Nebenakzent
: :: :::	Dehnungen nach Länge
.hh	hörbares Einatmen
hh	hörbares Ausatmen

hm, aha	einsilbige Signale
hm=hm	zweisilbige Signale (meist bejahend)
'hm'hm	mit Glottalverschluss (verneinend)
g=fühl	Verschleifungen, Kontraktionen
<<sehr hoch> >	veränderte Stimmqualität in Äußerungen
((lacht))	Beschreibung des Lachens
zwischen(ha)	Lachpartikel beim Reden
((räuspert sich))	para- und außersprachliche Handlungen und Ereignisse
<nachname>	Anonymisierungen

## **4.2. Transkripte der analysierten Gesprächsausschnitte**

Die in der Analyse (s. Kapitel V) verwendeten Passagen werden in diesem Kapitel unter Berücksichtigung des weiteren Kontexts, der bei der Analyse teilweise ausgespart wurde, versammelt. Da die Transkription aller sprachbiographischen Gespräche knapp 200 Seiten ausmacht, wurde diese Art der Dokumentation für sinnvoller erachtet.

Die Transkriptionskonventionen sind in Kapitel VII.4.1.1. beschrieben. Um die Dokumentation übersichtlicher zu gestalten, werden die Gesprächsausschnitte nicht in der Reihenfolge der Analyse dargestellt, sondern den GesprächspartnerInnen zugeordnet. Passagen, die in mehreren Kapiteln analysiert werden, werden hier nicht mehrmals aufgezeichnet. Die in der Analyse zitierten Aussagen sind kursiv gesetzt.

### **4.2.1. Lucija**

LUC: also zu meiner biographie, ich bin 1936 in <ortsname> geboren. meine eltern hatten einen ziemlich großen bauernhof, ein gut so zehn kilometer von <ortsname>. *und dort, auf diesem gut, bin ich aufgewachsen die ersten jahre, und, also die sprachumgebung war eigentlich rein slowenisch, ich kann mich nicht erinnern, dass ich dort je ein anderes wort wie slowenisch gehört habe.*

LUC: ((räuspert sich)) wie soll ich sagen. ich pflege die deutsche

sprache, nicht. in kärnten geht es mir sehr, sehr gegen den strich, dass die leute nicht deutsch können. also weder die deutschsprachigen noch die slowenischsprachigen, die reden alle nur dialekt und in allen kreisen, nicht. ich mein, dialekt ist ja etwas sehr natürliches und normales, aber als intellektueller muss man sagen, wir haben auch eine schriftsprachliche norm. und die ist eigentlich, die dient dazu, dass man die sprache eben, ja, sie ist normiert, und eigentlich, als intellektueller, müsste man die normierte sprache verwenden und nicht den dialekt, nicht. und in kärnten ist das egal, ob rechtsanwalt oder arzt, alle reden dialekt.

LUC: also es war wieder diese dichotomie in der schule, alles deutsch, aber zuhause bei meiner tante in diesem dorf, <ortsname>, es war damals vollkommen slowenisch. da haben alle leute nur slowenisch gesprochen, auch alle kinder im dorf, also, es war eine geschlossene slowenische gesellschaft. und in der hab ich mich natürlich wohlgeföhlt, nicht. das war, also, das slowenische war für mich so total positiv besetzt, es war besetzt familie, wohlbefinden, beschützt sein. und deshalb war ich gern, ein ganzes jahr lang war ich da in <ortsname>, bin nie nach hause gefahren zu keinen ferien. ich hatte keinerlei bedürfnis, weil ich mich sowieso zuhause föhlte.

LUC: und mit den anderen gabs immer so konfliktsituationen, nicht. zum beispiel eine, wo wir so formulare ausfüllen mussten und da stand eben auch die frage muttersprache, und ich hab slowenisch hingeschrieben, worauf der klassenvorstand mich hinausgerufen hat und gesagt hat, '<nachname>, du schreibst slowenisch'. und dann hat er irrsinnig gebrüllt, 'warum?' nicht, dieses 'warum' war so erschreckend und ich hab mich sehr, sehr erschrocken. aber nicht, weil er so gebrüllt hat, sondern weil ich keine antwort darauf hatte. ich wusste nicht, warum ich slowenin bin. ich war das einfach, nicht. ich wusste nicht. ich hab slowenisch hingeschrieben, weil das logisch war. meine muttersprache war slowenisch und zuhause haben wir nur slowenisch gesprochen und das war eben meine muttersprache, nicht. das deutsch hab ich ja erst mühsam gelernt.

LUC: das heißt, aber alle diese negativen dinge, die eben damit zusammenhingen, die haben in mir nur den wunsch, also der wunsch war überstark, wegzukommen, nur von kärnten weg. weg von kärnten, weg von kärnten. und ich bin auch nach der matura sofort dann nach wien gefahren und wollte hier studieren. und, ja, und in wien, also ich bin 54 nach wien gekommen. wien war sehr, sehr lustig, ich mein, es war sehr interessant 54, es war noch eine zerstörte stadt, aber es hat hier gegeben engländer und franzosen und amerikaner und russen. und mich hat das sehr, sehr gereizt. nicht, ich kann mich erinnern, dass ich so als studentin da oft, ich hab im <bezirksname> mir ein zimmer gesucht, das war ein bezirk, der russisch war, und da bin ich auch immer, bin ich manchmal eben in so ein gasthaus gegangen. da waren viele russische soldaten und ich hab versucht, mit meinem slowenisch mit ihnen zu reden, nicht. so paar worte halt und so. und das englisch hab ich weitergepflegt und also mich hat alles interessiert, was sozusagen außerhalb meiner slowenischen kultur war und die deutsche hab ich eigentlich innerlich abgelehnt. die hab ich innerlich sehr stark abgelehnt. ich mein, ich kann mich nicht erinnern, dass ich nach außen hin irgendwelche aggressionen gehabt hätte, aber ich hab immer gesucht anschluss an leute, die eine andere sprache sprachen, nicht.

LUC: und ich muss sagen, in wien hab ich mich natürlich in den kreis der kärntner slowenischen studenten eingeschrieben, nicht, und hab sehr viel mit ihnen kommuniziert, aber auch mit anderen leuten, und in wien föhlte ich mich überhaupt nicht extra, also sprachlich nicht

*diskriminiert. das muss ich schon sagen. in wien war das eigentlich überhaupt nicht als slowenin. da hat man eben einfach, ja, normal gelebt, nicht, ohne immer so mit eingezogenem rücken so herumzulaufen.*

EVA: also es stand für sie nie in frage, wieder nach kärnten zu gehen.

LUC: eigentlich nicht. obwohl ich sagen muss, dass ich mit kärnten sehr verbunden war und bin. also, solange meine eltern lebten, wars für mich selbstverständlich, also alle zwei, drei wochen hinunter zu fahren. ich hab dann, in den ferien sowieso, und meine kinder waren jede freie minute in den ferien eben in kärnten bei meinen eltern, und die fühlen sich beide auch als kärntner. also als kärntner slowenen, aber einfach so, sie haben dort ihre wurzeln und dann hat mir noch mein vater, als er dann den hof übergeben hat, hab ich das auszugshaus bekommen, und das ist jetzt sozusagen unser sommerhaus beziehungsweise mein mann lebt auch unten, seit er in pension ist, also wir haben ein standbein in kärnten, also wir sind auch kärntner geblieben, nicht. und eben, die kommunikation, vor allem mit verwandten und so, und auch teilweise kulturelle ereignisse, so dass ich, also in wien bin ich wienerin, in kärnten bin ich kärntnerin, aber kärntner slowenin. *und in wien bin ich einfach wienerin, und wenn jemand weiß, dass ich kärntner slowenin bin, wird das positiv kommentiert und nicht negativ. nicht, das ist der unterschied.*

LUC: und dadurch ist dann bei uns in der familie, so, es hat sich so ergeben, dass die zweite sprache in der familie französisch geworden ist. *also wir haben in der familie, also in der familie hier in wien, praktisch nur slowenisch und französisch gesprochen, nicht. also mit den kindern slowenisch oder französisch. mein mann hat nicht französisch gelernt, er hat eben slowenisch gesprochen, so dass, ja, dass ich eigentlich das deutsche aus meinem privaten leben ausgegrenzt habe, nicht. es war alles diese traumata von früher. und, ja, ich hab auch nie daran gedacht, dass ich doch einiges davon an die kinder weitergebe, nicht. wir haben nicht offiziell darüber gesprochen, aber es war einfach so, zuhause spricht man slowenisch und höchstens französisch. das war, sozusagen. und nachdem die kinder ja viele französische freunde dort hatten und ich hab dann auch mit der zeit französische eltern kennen gelernt, mit denen wir bis heute freundschaft pflegen, und auch mit einigen von den kindern. also war das eigentlich wieder so eine geschlossene heile welt mit slowenisch und französisch, nicht.*

LUC: *und, also, so hat sich das für mich eben, habe ich mich eigentlich sprachlich aus dieser feindseligen umgebung isoliert, nicht. das war so die barriere, nicht. und ein bisschen ist es jetzt auch noch immer so, weil wir haben dann alle in der familie, also meine kinder und meine enkelin, also die haben alle dieses bestreben nach mehrsprachigkeit übernommen. und jeder, jeder kann mindestens fünf oder sieben sprachen. nicht, das ist so bei uns ganz normal geworden, aber im nachhinein muss ich sagen, das war mein schutzwall, mein persönlicher, nicht. und das hab ich ihnen dann mitgegeben.*

LUC: sie ist native speakerin von französisch und slowenisch und eigentlich auch von deutsch. *also sie hat alle drei sprachen gleichzeitig gelernt. und dieses alte argument, das man in kärnten immer wieder gehört hat, wenn man leute davon abbringen wollte, mit den kindern slowenisch zu reden oder für den slowenischunterricht anzumelden, haben die lehrer dann immer gesagt, 'das ist ja zuviel, das packt das kind nicht'.*

EVA: ja ((lacht))

LUC: das ist, das hat überhaupt nichts damit zu tun. es hat nur mit der methode zu tun. nicht, wenn für jede sprache eine bezugsperson da ist, dann ist das überhaupt kein problem, nicht. ja.

## 4.2.2. Vladimir

VLA: *gut. es beginnt nicht, es beginnt atypisch. meine erste sprache war deutsch.*

EVA: hm=hm.

VLA: *weil ich im dritten reich geboren wurde und umständehalber, wegen eines umbaus des elternhauses, zu einer tante gekommen bin, mit zwei, drei jahren, wo man eben sprachkundig wird, und die hat sich nicht getraut, mit mir slowenisch zu reden. sie war, kann ich also sagen, ohne sie posthum also zu streng charakterisieren, sie war nicht gerade auf der slowenischsprachigen linie. aber sie hat slowenisch, den dialekt, beherrscht, so wie wir alle. und wie ich dann zurückgekommen bin, nach zwei, drei monaten oder was, war ich gerade, sozusagen, habe ich gerade, ist die deutsche sprache, wie man mir gesagt hat, sehr gut beherrscht. zuhause haben wir aber trotz nazismus slowenisch gesprochen.*

EVA: hm=hm.

VLA: *ich hab aber das nicht verstanden. bin dann immer nachgelaufen und hab nachgeplappert, was meine älteren, ich bin der jüngste von fünf kindern, meine älteren geschwister ein bisschen gestört hat. ja, weil sie das nicht gewohnt waren und weil sie nicht verstanden haben, was ich damit erreichen will, und habe selbstverständlich als dreijähriges kind etwa in kürze die slowenische sprache als zweitsprache erlernt, obwohl sie eigentlich meine muttersprache war und ist. ja.*

VLA: *wir waren zweisprachig, wir waren zuhause selbstverständlich haben wir nur slowenisch gesprochen. wir galten als nationalslowenen für mehrere im dorf, aber wir waren also keine kämpferische familie. und schon gar nicht jedes einzelne mitglied.*

VLA: *aber wichtig ist, dass ich zuhause dafür gesorgt habe mit meiner lieben frau, dass die kinder, alle vier kinder, zweisprachig aufgewachsen sind. und zwar nicht nach der schriftsprache, sondern nach dem kärntner slowenischen, <gebietsname> dialekt. weil ich den dialekt für unwahrscheinlich wichtig halte. das kann man auch beweisen, dass die großen sprachforscher alle aus dialektzonen kommen, die meistens auch gemischt waren oder randzonen sind.*

VLA: *ich habe mit dem <name einer schule> schwierigkeiten gehabt, mit einer lehrerin, nicht mit dem gymnasium, weil die meinte bei der ältesten tochter, die selbstverständlich am wenigsten kommunikation hatte, deutschsprachige kommunikation, dass sie leider einen sehr schwachen wortschatz hat. und dass ich mit ihr deutsch üben soll. da habe ich der lehrerin gesagt, 'das ist ihre aufgabe. sie hat einen größeren wortschatz als die andere kinder oder zumindest den gleichen, aber sie hat einen zweisprachigen wortschatz. und wenn ich sie beruhigen darf, bei der matura wird unsere tochter einer der besten in deutsch sein'. das ist einfach eine erfahrung, die wir haben, aus kärntner gymnasien. und sie hat es noch erlebt(ha), dass es wirklich so war.*

EVA: ja(ha). das man quasi nicht so punktuell denken darf, sondern längerfristig, gerade was die sprachenkompetenz angeht.

VLA: *ja, aber es war einfach eine tolle lehrerin, eine unheimlich gerechte lehrerin. ich kenne keine lehrerin, die so gerecht beurteilt hat, ohne ja und aber, und ohne irgendwelche, wie soll man sagen, bevorzugen. während also die lehrerin der zweiten tochter hat also die tochter als klassenbeste lieb gewonnen und die hat alles machen können, weil sie ihr liebbling war, obwohl die darauf gar nicht wert gelegt hat, es war eher peinlich, wenn sie sie gelobt hat. und so weiter, ja. aber so ist es, in der sache hat sie keine erfahrung gehabt und hat aber das pech gehabt, dass sie*

mich angesprochen hat. und sie hat das auch akzeptiert, ich muss sagen, sie war klug genug. abwarten war meine devise.

### 4.2.3. Sonja

SON: und ich hab, also bei uns zuhause, wurde bewusst slowenisch gesprochen vom vater und von der großmutter. die mutter selber, die ist nicht aus so einer bewusst slowenischen umgebung, hat den slowenischen dialekt natürlich intus gehabt. die hat uns das niemals so ein bisschen vermittelt, 'spricht slowenisch'. die mutter nicht. also der vater hat uns sehr oft aufmerksam gemacht, 'es wird slowenisch gesprochen'. und die großmutter, da durften wir überhaupt nicht deutsch sprechen. also die großmutter war überhaupt sehr, sehr streng damit (ha), mit der slowenischen sprache.

SON: es war so, dass die slowenische sprache - wir haben das immer gefühlt, dass sie im amtlichen bereich minderwertig, als minderwertig gehandelt wird. zuhause nicht, zuhause waren wir - meine eltern waren eine bewusst slowenische familie, da hat man sich wohl gefühlt, da war der wert der sprache sehr, sehr wichtig.

EVA: ja.

SON: aber im amtlichen bereich hat man immer angst gehabt, wir sind auch von einer lehrerin, die aus villach gefahren gekommen ist mit dem fahrradl, mit dem namen topitschnigg als windisches nest beschimpft worden.

EVA: aha.

SON: und ich hab als kind gefühlt, etwas stimmt nicht, etwas ist verkehrt, aber ich hätte es nie gewagt, die lehrerin zuhause bei meinen eltern anzukreiden.

EVA: hm=hm.

SON: das hätte ich, ich hab als kind gefühlt, das darf man, das darf man nicht. das eine ist etwas, was ein bisschen einen negativen touch hat, und das andere ist eine höher bewertete sprache. so habe ich das als kind empfunden.

SON: und, aber trotzdem waren wir gezwungen, dann doch deutsch zu sprechen, weil du ja mit den leuten zu tun gehabt hast. und so hast dich dann immer mehr ans deutsche angelehnt und angewöhnt, deutsch zu sprechen. und irgendwie ist das dann ein bisschen verloren gegangen.

EVA: obwohl ihr vater eigentlich eh dahinter war.

SON: er war eh dahinter, aber man hat halt, man halt hat sich angebiedert, sagen wir so. das sag ich jetzt mit abstand (ha).

SON: na, es ist so bei mir zuhause. also grad jetzt, wo ich zuhause war, spreche ich bis zur schwester, die grad zwei jahre jünger ist als ich, spreche ich slowenisch, und mit den jüngsten beiden, das ist auch ein phänomen, ein sprachphänomen, mit den jüngsten beiden spreche ich vorwiegend deutsch.

EVA: mit den geschwistern?

SON: mit den geschwistern, weil da haben wir die sommergäste gehabt und man hat dann, dann ist die haussprache ebenfalls nur das deutsche geworden, grad nur in der küche hat man slowenisch gesprochen

EVA: wirklich?

SON: und mit den jüngeren schwestern haben wir dann vorwiegend deutsch gesprochen. ja, es ist ein richtiger bruch in der sprache innerhalb meiner geschwisterreihe.

SON: und in wien selber haben wir sehr viel kontakt auch mit kärntner slowenen und treffen uns eigentlich sehr, sehr viel miteinander und besuchen auch veranstaltungen, die für die slowenen in wien durchgeführt werden, vor allem ist dort sehr tätig das slowenische wissenschaftsinstitut, ich weiß nicht, ob sie das kennen.

EVA: ja, sicher.

SON: kennen sies. *also da sind wir fast jede woche dort und sind halt unter sich und happy, dass wir slowenisch sprechen können. so läuft das in wien ab.*

SON: na, mein mann ist aus dem <gebietsname>, also aus <ortsname>. *und wir beide sprechen auch zuhause da, die haussprache ist der dialekt. während wir mit den kindern aber ein bisschen schriftsprache gesprochen haben, weil man(ha) von dem ausgegangen sind, dass sie den dialekt in kärnten nicht mehr hören werden, ja ((lacht))*

EVA: wirklich(ha)? oh nein.

SON: und hab dann zwei töchtern bekommen und in wien, mit diesen beiden töchtern, auch mit beiden slowenisch gesprochen.

EVA: hm=hm.

SON: was ich jetzt aber ein bisschen dazusagen muss, die ältere tochter kann, hat die sprache ziemlich gut erlernt, weil wir, als sie klein war, in einer wohnung waren, also in so einem, sagen wir, geschützten raum. und da hat sie die sprache recht gut erlernt. die kleinere, die nur 18 monate jünger ist, da sind wir daher gezogen, da war open house, da sind die kinder von allen nachbarn haben bei uns gespielt, unsere woanders. *dann hab auch ich nur mehr mit den kindern deutsch gesprochen und die kleinere hat, beherrscht die sprache also ziemlich schlecht. sie macht fallfehler, es fehlt der wortschatz, und da sieht man, wenn man eine sprache eben erlernt, dass man wirklich direkt sprechen muss, mit augenkontakt.*

EVA: ja.

SON: dass man so die sprache akzentfrei hat, wahrscheinlich wirklich so am besten erlernt.

SON: also meine töchtern, die da aufgewachsen sind, die haben das nicht komisch gefunden, dass sie zweisprachig sind. und zwar deshalb, weil da in der anlage waren mehrere mehrsprachige kinder. da war dort eine ärztin, die aus prag ist, die mit ihren kindern tschechisch gesprochen hat, dann vis à vis waren holländer, die bei unilever gearbeitet haben, und eben zweisprachig waren dann die kinder, im nächsten haus waren schweizer, die schwyzerdütsch gesprochen haben mit den kindern. so ist es unseren kindern nicht aufgefallen, dass da

EVA: dass das ungewöhnlich wäre.

SON: dass sie exoten wären. *also da haben sie eher mit freude betont, 'ja, wir können auch slowenisch und deutsch'. also da war, die waren eher stolz darauf. aber in kärnten ist das halt leider ein bisschen anders.*

EVA: hm=hm. meinen sie, dass liegt einfach daran, dass man in wien ist oder -

SON: schon.

EVA: oder die umgebung auch?

SON: na, es hat das politische schon ein bisschen stark mitgewirkt, oder die vergangenheit.

SON: *es ist schade. da sollte man sich, wenns um eine sprache geht, egal, wie politisch jetzt definiert ist, würde ich heute sagen, wenn es um eine sprache geht, dann sollte man, eine sprache, die man selber kann, unbedingt vermitteln. egal, was es jetzt ist, obs türkisch, arabisch oder serbisch oder bosnisch ist, sollte man die sprache. weil, bitte, das ist wirklich ein grober fehler, wenn man etwas, was man selber kann, nicht weitergibt.*

#### **4.2.4. Miran**

MIR: *und zwar, es war niemals eine debatte darüber, ob slowenisch oder nicht, und ob das gut ist oder schlecht. das war gesetzt. von*

meiner mutter her, meine mutter war ausgesiedelt von den nazis und das war überhaupt kein thema. zwei ihrer onkel sind nach dem plebiszit nach jugoslawien ausgewandert, konsequenterweise, aufgrund ihrer politischen haltung. mein vater war <name einer schule>. also da hats keinen zweifel gegeben. aber ich war halt sozusagen mit dem nachteil behaftet, die sprache nicht wirklich zu können. das hat sich dann fortgesetzt während des studiums im klub slowenischer studenten. ich war ständig jemand, der mit der sprache, an der sprache arbeiten musste, und zeit meines lebens war das slowenische eigentlich nie mein wirkliches zuhause. das war immer bevorzugte fremdsprache, streng genommen, ja. aber es wurde zweite bildungssprache und nachdem ich dann selber literatur zu verfassen begonnen habe, wurde es sogar teilweise zur ersten sprache. aber das ist so hineingerutscht.

MIR: meine eltern haben eine, meine mutter hat eine fremdenpension geführt und so wurde auch unsere familiensprache slowenisch und deutsch. also ich bin nicht seit, sozusagen, schul, seit dem schulalter, war ich nicht mehr in einer rein slowenischen umgebung. weder familiär noch im ort. bin mit sechs jahren in <ortsname> in die volksschule gegangen und war ziemlich weit weg von der sprache, ja. ich hab viel besser bundesdeutsch gesprochen

EVA: durch die fremden sommergäste?

MIR: durch die sommergäste. also ich konnte besser zwischen kärntnerisch deutsch und bundesdeutsch, also brd-deutsch, switchen. und das slowenische ist immer mehr in den hintergrund gegangen. mein vater war aber gleichzeitig zu dem zeitpunkt bereits lehrer <name einer schule>. also es war ein irrer emotionaler druck, das slowenische aufrecht zu erhalten.

MIR: so. so bin ich irgendwie aufgewachsen, ich habe gewusst, ich bin ein slowene, ich kann kein slowenisch, es war mühsam.

MIR: das war, für mich war das immer, aufrecht, ich habe gewusst, ich kann mit aufrechten gang, ohne, eigentlich ohne persönliche gefahr, aber sich exponierend mit dem slowenischen, gut auskommen. das slowenische hat mir geholfen, mich exponieren zu lernen, erfahrungen zu sammeln, dass man mehr geachtet wird, wenn man ein gegner von jemandem ist, als wenn man versucht, sich immer irgendwie anzupassen oder jemandem zu gefallen.

MIR: und grosso modo ist für mich selber mein slowenischer anteil in der kommunikation unter fünf prozent. in der quantität. meine frau ist eine assimilierte kärntner slowenin, wir reden miteinander deutsch. sie unterrichtet aber <bezeichnung einer sprache> auf der <bezeichnung einer institution> und sie hat, sie ist mehr slowenisch als ich, ja, weil sie bis zu ihrem zehnten lebensjahr nur slowenisch geredet hat. was zur folge hat, dass sie bestimmte dinge besser im blut hat als ich. und es ist aber ganz selbstverständlich, dass unsere kommunikationssprache deutsch ist.

EVA: was anderes war, was ich mir immer gedacht habe, (...) war, dass du einen sehr leichtfüßigen, spielerischen zugang hast zur zweisprachigkeit. jetzt, wo ich mit dir über diese themen mehr spreche, denke ich mir, vielleicht habe ich das irgendwie nicht ganz richtig interpretiert. oder was sagst du?

MIR: ah, es ist eine gespielte leichtigkeit, und die leichtigkeit ist auch eine befreiung für mich. die leichtigkeit ist immer der versuch der befreiung von dem bleigewicht, das mich hinunterzieht, familienhistorisch, historisch, biographisch. in wirklichkeit ist es überhaupt nicht, ich glaube nur, und da ist wien natürlich ein guter ort zu leben dafür, ja, ich bin befreit, ja. aber die bleigewichte sind auch nur mehr theoretisch. aber es ist die leichtigkeit ist eigentlich schon, es ist auch manier. es ist

manieristisch. und auch die texte sind ja letztlich auch manieristisch. es ist ein bisschen ein theater, ja? ein theater vor sich selber auch, nicht nur vor den anderen, ja. aber nicht das schlechteste rezept, würde ich meinen. weil was ist die alternative? jetzt rein künstlerisch. man könnte die eigenen neurosen, könnte man ja vertiefen und zelebrieren. das halte ich politisch für falsch und führt wirklich in die abgründe des nationalismus. also das ist nicht, das kommt für mich nicht in frage. und der depromensch bin ich auch nicht, so wie die christine lavant, die mit ihrer religion, ja, ihre religion ist sozusagen, ihre religionsneurosen zelebriert hat. das mache ich nicht. der typ bin ich nicht. die befreiung der öffnung, die öffnung, diese leichtigkeit und der humor schon auch ein bisschen ein rezept gegen die eigene depression.

MIR: ich habe für mich proklamiert, dass das, und das hat mir erst die richtige lockerheit (...), hat mir erst die richtige lockerheit verschafft, nachdem das slowenische für mich immer so moralisch aufgeladen war, so mit aufholbedarf und schuld und so weiter. schuld der eigenen herkunft gegenüber. und ich selber politisch im slowenischen bereich sehr aktiv war, dass ich ab einem bestimmten zeitpunkt, habe ich für mich beschlossen, es ist wurscht.

EVA: ja.

MIR: *es ist wurscht, ob ich oder meine nachkommen oder meine familie sich des slowenischen entledigt. in diesem moment, ab diesem moment, wo ich diesen moralischen druck abgeworfen habe, seit diesem moment bin ich viel lockerer im umgang mit dieser sprache, ja.* und ab diesem moment hab ich auch in meiner politischen haltung vom slowenischen, eher von einer slowenischen nationalistischen position, mich sehr - sehr leicht zugewandt einer position, in der, wie soll ich sagen, eines multikulturellen oder multilingualen standpunktes, der es auch offen lässt, das ist wichtig, der es auch offen lässt, dass man sich unter anführungszeichen assimiliert. es ist wurscht.

EVA: etwas ist mir noch eingefallen, deine kinder sind ja in kärnten aufgewachsen und dort in die schule gegangen. hast du mit ihnen auch slowenisch gesprochen oder haben sie slowenisch in der?

MIR: also mit der ältesten tochter, die ist in wien aufgewachsen, im <bezirksname>. mit ihr hab ich nur slowenisch geredet und sie hat nur deutsch geantwortet, ich hab nur slowenisch geredet und sie hat nur deutsch geantwortet. die kann mittlerweile am besten slowenisch, ja. beim zweiten kind, der war als baby, weiß nicht, der war wie alt? ja, zwei jahre, als wir nach kärnten sind. bei dem war ich dann nachlässiger, aber der ist in kärnten in den kindergarten, in den zweisprachigen, gegangen. *und beim dritten kind habe ich bisschen aufgegeben, was mich ärgert vom anspruch her. da war ich auch nicht viel zuhause. da hab ich als erziehender vater versagt, jetzt in sprachlicher hinsicht.* aber, ja, das ist interessant zu beobachten, dass die jüngste tochter sehr von sich aus danach strebt, sich das anzueignen, weil sie merkt, ihr fehlt etwas. aber ich denke schon, dass in der sprachlichen kindererziehung man da einen gewissen druck ausüben muss. nicht einen moralischen, aber einen faktischen, indem man einfach

EVA: spricht.

MIR: spricht. wenn mans kann. und die, die wirs nicht tun, die transportieren halt weniger, einfach an faktischem wissen. das ist so. sprache ist auch übung.

#### **4.2.5. Maja**

MAJ: *ja. also geboren wurde ich halt eben als viertes kind einer familie von zwei kärntner slowenen, also die sich auch als solche bezeichnen. also meine mutter und mein vater sind damals, in den*

siebziger jahren, sehr bekennende kärntner slowenen gewesen. mein vater war politisch und kulturell sehr aktiv. meine mutter, hausfrau und mutter, war jetzt durch ihre geschichte wiederum auch, im zweiten weltkrieg, weil sie ausgesiedelt worden sind, sehr interessiert daran, dass man das natürlich stolz darauf ist auf die zweite sprache, also auf die slowenische sprache, und dass man sie auch weiter trägt. und mein vater, der auf seiner familienseite sozusagen - also der großvater war partisans und sehr aktiv im widerstand. also diese zwei pole sozusagen waren bei uns in der familie vorhanden und deswegen auch ein gewisses bewusstsein, sag ich jetzt einfach einmal.

MAJ: in dem jahr, mit fünf jahren eben, als ich in den kindergarten bekommen bin, das war ein rein deutschsprachiger, einsprachiger kindergarten, und damals, ich bin 1972 geboren, das heißt, so 1975, 1977, das war politisch sehr, sehr prekär, sag ich mal, in kärnten. also durch den ortstafelsturm 1972, also es war alles sehr aufgeheizt, und auch die kindergärtnerinnen waren sehr, sehr deutschnational. sagen wir es einmal so, wie es war, ohne höflich zu sein. sie waren nett, aber sie waren deutschnational.

MAJ: natürlich wars dann halt, wenn man das aus der heutigen sicht anschauen, warum wir dann alle deutsch miteinander geredet haben, es war halt einfach spannender. also wenn man jetzt kinder beobachtet, und da komm ich kurz auf meine kinder, die haben die spielsprache deutsch und die wir-unterhalten-uns-sprache oder die wir-leben-den-alltag slowenisch sprache. also, und ich kann es mir ähnlich erklären, dass für uns das deutsche einfach viel reizvoller war. und wir haben halt, neben dem, dass die ganze umgebung deutschsprachig war, einfach gemeint, es ist viel cooler, wenn wir jetzt deutsch miteinander reden. wieviel da jetzt vielleicht der trainingseffekt war, kann ich jetzt nicht bewusst sagen.

MAJ: ja, was eben auffallend war, jetzt sprachrelevant, wir waren eben in der zweiten oder dritten klasse, waren wir drei kärntner sloweninnen, zufällig, in einer klasse. eine habe ich gekannt, eine hab ich gar nicht gekannt. die, die ich gekannt habe, mit der haben wir ab und zu, wenn es uns untergekommen ist, auch slowenisch geredet. wenn wir zu zweit irgendwie so gesessen sind. also nicht demonstrativ, eher aus gewohnheit, sag ich jetzt einfach einmal. und das hat natürlich reaktionen bei den mitschülerinnen provoziert, und die waren sehr unterschiedlich. also die waren halt von, 'ist mir wurscht' bis 'he super' bis 'da aber sicher nicht'. hat aber auch irgendwie überhaupt kein, also zumindest für mich jetzt, also es hat, die, die es abgelehnt haben und auch bewusst gesagt haben, 'wir wollen das nicht, dass ihr in unserer gegenwart slowenisch sprechts', war für mich das erste mal so ein bisschen ein training. und ich kann mich bewusst erinnern, dass ich verschiedene antworten versucht habe. während bei den kärntner slowenen ist man so geschützt, so in watte gepackt gewesen. und klar, wenn man mit dem bus gefahren ist oder mit dem zug gefahren ist, was wir getan haben, haben sich die einen oder anderen erdreistet und gemeint haben, 'reds deutsch' oder 'gehts über den loibl'. also das kennt man und damit hat man irgendwie gelebt. also das hat aber jetzt nicht wahnsinnig einen impact gehabt auf mich. ja, weil damit bist du aufgewachsen, dass du angefeindet wirst. die ganze erziehung war so 'wir wehren uns'. also im sinne von: wir müssen das verteidigen und wir müssen schauen, dass es nicht verloren geht, wir müssens bewahren. das war die ganze erziehung, die wir so mitgekriegt haben. und halt im <name einer schule> war das erste mal, dass wir zum ersten mal so ein bisschen experimentiert haben. klar, ich war damals 15, 16, 17 bis 19, und da haben wir dann, da ist halt für mich irgendwie so der schlüsselmoment gewesen, dass ich gesehen habe, dass wenn ich jetzt, also politisch argumentieren habe ich nicht können. so wie ich es zuhause gelernt habe argumentieren, das hat nur auf

widerstand gestoßen, und das war dann auch, je politischer ich argumentiert habe, desto politischer eben auf der anderen seite, sind die fronten dann zusammengeknallt. und dann habe ich eben versucht, dann habe ich gelernt, dass ich über die menschliche beziehung - weil natürlich mein freundeskreis dann immer deutschsprachiger geworden ist, über die menschliche ebene sozusagen zuerst immer versucht habe, dann eine beziehung zu schaffen, eine freundschaft. also jemanden, der mich interessiert hat, den hab ich halt kennen gelernt und hab ihm nicht zuerst gleich, was wir früher getan haben, zu sagen, 'ich bin aber kärntner slowenin'. das heißt, wir haben zuerst einmal, gehört hat man es nicht - das heißt, man hat zuerst einmal eine beziehungsgebene geschaffen und über diese beziehungebene habe ich politische themen transportieren können, oder diese zweisprachigkeit transportieren können. und das war so für mich ein schlüsselerlebnis, wo ich gedacht habe, 'siehst, das was ich bisher gehört habe, von meinen eltern, im gymnasium, funktioniert einfach in der welt draußen nicht so gut', und ich komm

EVA: ja, die argumente meinst du jetzt

MAJ: ja, die argumente, oder auch dieses mit der tür ins haus fallen. ich hör heute noch erwachsene menschen, die überhaupt kein bedürfnis, also wo ich es so absurd finde, die stellen sich in einer gruppe vor und das erste, was sie sagen, ist 'ich bin kärntner slowenin' oder 'kärntner slowene und ich bin', auch wenn der kreis, in dem man sich vorstellt, einfach nur eine turngruppe ist oder sowas. was

EVA: also wo es keine rolle spielt.

MAJ: wo es eigentlich keine rolle spielt, aber wo man, und ich interpretiere jetzt, oder, ich interpretiere jetzt dann, dass es eben noch von dem, man hat gelernt, man muss stolz sein, man muss dafür kämpfen, und man muss es jedem auf die nase binden. ich mein, was kümmert es einen? heute sage ich das. es für mich eine total wichtige sache für mich, und es ist total wichtig, dass meine kinder zweisprachig sind, zumindest slowenischsprachig von meiner seite, und das zweisprachige ergibt sich eh durch die umgebung. aber, also es ist, ja, aber es ist nach wie vor, so ein spannendes thema, wie jemand mit dem, mit diesem teil der identität umgeht.

MAJ: *also es hat sich dieses bewusstsein und dieses stolzsein auf diese zweisprachigkeit erst in wien entwickelt, muss ich sagen. also bis matura war es etwas, was realität gehabt hat, aber wo ich nie das gefühl gehabt hab, ich bin jetzt ganz - also was wir schon gewusst haben, dass wir was besonderes sind. aber dieses besondere jetzt nicht nur positiv wertend. ge?*

EVA: also so quasi dass man irgendwie hervorsteicht, auch negativ.

MAJ: ja genau.

EVA: je nachdem, in welchem kontext.

MAJ: es war, in kärnten habe ich nie das gefühl gehabt, ich bin jetzt - wie soll ich denn sagen? also man hat es nie positiv konnotiert, also man hats eher akzeptiert oder negativ. so im zusammenleben, sag ich jetzt einfach einmal.

MAJ: thema ist es dann natürlich ein bisschen gewesen, wie geht der <vorname des mannes> damit um, wenn er jetzt nach <ortsname> kommt, zu meinen geschwistern und zu meinem vater, und wir reden alle slowenisch. *und ihm wars irgendwie immer wurscht. also er hat das nie, als, was ja in kärnten sehr oft vorgekommen ist, 'wenn ich nicht versteh, was ihr redets, dann redets wahrscheinlich über mich'. also es ist in kärnten klassisch.*

EVA: das klassische argument, ja.

MAJ: dadurch, dass er überhaupt keine vorbildung mit - oder keinen kontakt vorher mit mehrsprachigkeit gehabt hat, war es ihm wurscht. aber jetzt nicht im sinne von komplett wurscht, es geht mir am arsch vorbei, sondern eher im sinne von neutral, egal. also ich kann mich jetzt sehr wohl - also, er war aber trotzdem interessiert, aber es war jetzt eher so, als er erste erfahrungen gehabt hat, war für ihn, also er hat immer gesagt, 'warum solltet

ihr wegen mir etwas anderes reden? wenn das eure sprache ist. wenn es mich betrifft, sagt es mir, aber das passiert ja eh'.

MAJ: und in meiner schulzeit weiß ich, dass ich noch sehr massiv für das demonstrieren gegangen bin, aber als tatsächlich diese zweisprachige ortstafel bei uns vor der haustür aufgestellt worden ist, war es dann auch schon, ja, so wie in china ist ein radl umgefallen.

EVA: ((lacht))

MAJ: ((lacht)) es war, aber wahrscheinlich durch diese intensität und die länge dieser blöden diskussionen, die meiner meinung nach, also ich merke, dass ich mich sehr darum kümmern muss, dass meine sprache nicht verkümmert. also dass beide sprachen, also deutsch geht so nebenbei, aber dass die slowenische sprache nicht verkümmert. und ich muss mich sehr darum bemühen, dass ich irgendwie das gefühl hab, es ist ein gleichgewicht zwischen den zwei sprachen, ja. dass ich das, was ich heute erzähl, auch in slowenisch erzählen kann und so. und deswegen, glaub ich, und weil es meinen kindern, ich seh, dass ihr deutscher wortschatz so ist und der slowenische halt stagniert oder halt ganz langsam steigt. es ist für mich die wertigkeit einfach, dass ich sag, ich mein, wegen den ortstafeln werden wir nicht länger slowenisch können. also aus einem sehr persönlichen interesse.

MAJ: ((lacht)) das ist halt, das sind halt so episoden, sag ich jetzt einfach einmal, aber ich merk, dass es mit kindern, so, also eine kleine sequenz im kindergarten, in der garderobe. war vor jahren, dass ich mit meiner kleineren slowenisch geredet habe, irgendwie so 'zieh dir die schuhe an, wir gehen jetzt zum arzt' oder keine ahnung was, und dann ein kind daher gekommen ist und gemeint hat, 'warum, was redets ihr da?' und wir dann gesagt haben, 'slowenisch'. und 'warum? könntts ihr nicht deutsch reden? oder warum redets ihr slowenisch?' und ich schon wieder, also ich hab gemerkt, wie bei mir diese ganzen sachen hochfahren. alles, was du so ((lacht)) so gut zurückgedrängt hast, ist dann plötzlich wieder aufgekommen mit diesem kleinen vierjährigen kind. also das kind war ja wirklich ein unschuldiges. einfach nur 'warum' gefragt, ge. und da ist mein kind dann in die bresche, weil ich wahrscheinlich so beschäftigt war mit dem, wie reagierst du jetzt ((lacht)) politisch korrekt, pädagogisch korrekt, altersgemäß und alles. und die kleine sagt einfach, 'ja weil wir es können'. also wirklich so, pak. es war so, fah.

MAJ: ich glaub wirklich, dass es ganz, ganz individuell ist, und du kannst es nicht - und ich weiß auch nicht, ob ichs schaffen werde oder nicht schaffen werde. weil was heißt schaffen oder nicht schaffen? ich mein, wenn es darum geht, dass sie slowenisch antworten oder ob sie es können, oder, oder hm?  
nächste frage ist, sind sie verschriftlicht oder nicht verschriftlicht.  
(...)

MAJ: wenss darum geht, sind sie verschriftlicht oder nicht verschriftlicht, ist das dann schaffen oder nicht schaffen? schaffst du, wenn sie dann mit ihren kindern wieder slowenisch reden? also, es ist so, es ist so relativ, aber jeder hat eine meinung dazu und jeder sagt, schaffen oder erfolg oder misserfolg, ge. und ich weiß selber nicht, ich sag auch zu meinem vater, mein vater sagt immer, 'ma, du machst es so super und so toll'. sag ich, 'werden wir schauen, was heißt super? heißt super erst, wenn sie kinder haben und mit ihnen auch slowenisch reden, oder heißt es, dass sies verstehen werden oder heißt es, dass sie noch slowenisch studieren gehen? was ist das schaffen oder nicht schaffen?' ich weiß, dass die sprachliche kompetenz von meiner elfjährigen tochter schlechter ist wie die von einer freundin, die im <name einer schule> ist. hör ich aber nur, wenn ich jetzt wirklich mit ihr ausführlich über ein thema diskutiere. in der oberflächlichen

betrachtung hat sie einen schönen wortschatz wie die andere. also es ist, was heißt schaffen oder nicht schaffen? und man muss sich selber, finde ich, immer wieder runterholen im sinne auf die erden, dass du sagt, 'ok. es ist eigentlich nur eine sprache.' aber es ist in kärnten nicht nur eine sprache. es ist ganz viel politik, es ist ganz viel rucksack, es ist ganz viel deine

EVA: aufgeladen.

MAJ: ja, es ist wirklich, es ist so. *also ich hab das gefühl, wenn meine kinder erwachsen sind und slowenisch nicht sprechen werden, dann habe ich versagt. na? also das hat jeder so im blut mit, weil mein vater, mein großvater partisans war, meine mutter opfer war vom zweiten, also du kriegst es volle wäsche mit.* ja. können wir stunden darüber reden.

#### 4.2.6. Dunja

DUN: also meine kinder sind, zumindest die großen zwei, in wien aufgewachsen und zur schule gegangen, und sprechen aber ganz wunderbar fließend slowenischen dialekt.

EVA: ja. welchen dialekt meinst du damit? den <gebietsname>?

DUN: nein, einen <gebietsname> dialekt gibts im slowenischen nicht wirklich. *wir sprechen einen dialekt aus dem <gebietsname>, so im übergang vom <gebietsname> ins <gebietsname>, sprachlich. und den hab ich zuhause gelernt, das ist meine sprache sozusagen, und das ist die sprache, die ich mit meinen kindern verwende.*

DUN: und ein bisschen war es dann auch so, ich war eben in so einer klasse, die zusammengewürfelt war aus <ortsname> und kindern aus der näheren umgebung, oder, ja. und da wurden doch recht unterschiedliche dialekte auch gesprochen, und zum teil umgangssprache. und dann gabs eine gewisse barriere zwischen den unterschiedlichen dialekten beziehungsweise zwischen dialekt und umgangssprache. da kam dann deutsch doch ein bisschen auch die rolle als lingua franca zu.

EVA: war das echt so

DUN: naja

EVA: so unterschiedlich?

DUN: naja, wenn du leute hast, die die umgangssprache sprechen, also dieses pendant zum wiener hochdeutsch oder ( ) umgangsdeutsch, und leute, die dialekt sprechen, da hast du, da hast du ähnliche vorurteile wie im deutschen, gegeneinander. ich mein, es gibt durchaus auch wiener, die vorurteile haben gegen leute, die steirischen dialekt sprechen, und umgekehrt. und beim slowenischen spielt sich das in <ortsname> in kleinerem maßstab ab, die distanzen sind kürzer, die dialekte unterscheiden sich trotzdem genauso wie im deutschen mit größerer distanz. *und es war einfach bequemer. es war der bequemere weg als nachzufragen: 'was heißt das?' oder 'wie hast du gerade, wie sagst du dazu?' und es war uns ja nicht ein wichtiges bedürfnis, slowenisch zu sprechen. wir waren kinder.*

EVA: ja.

DUN: das ist einem kind ja nicht wichtig, die eine oder die andere sprache zu sprechen, weils halt, blabla, historische gründe gibt oder sonst was, weil diese sprache so toll sei. sondern kinder wollen sich möglichst cool miteinander unterhalten, und nachfragen gehört definitiv nicht zum cool sein dazu.

EVA: ((lacht)) ja, ich wollte eh fragen, wie die reagiert haben.

DUN: reagiert auf das deutsch sprechen mit den freunden? die haben nicht druck ausgeübt, die haben irgendwann so gelegentlich, sehr selten, ein gewisses unverständnis ausgedrückt

EVA: hm=hm.

DUN: sag ich jetzt einmal. *und ein bisschen ihre enttäuschung, dass wir da untereinander deutsch sprechen, wo wir doch alle slowenisch*

können und aus slowenischen familien kommen, und wo es doch so schade ist, weil uns die sprache weggenommen wird, ideell zumindest. sehr oft und in vielen situationen und von vielen mitmenschen. und wenn wir es als die sprecherinnen selbst aufgeben, dann machen wir es quasi unseren gegnern doch zu leicht.

EVA: ja.

DUN: aber sie haben, aus welchem grund auch immer, nicht wirklich druck ausgeübt.

EVA: also es wurde irgendwie schon thematisiert, aber

DUN: es wurde gelegentlich thematisiert, aber jetzt nicht laufend oder nicht mit wahnsinnsdruck oder so.

DUN: dann hab ich <name einer schule> besucht und dort maturiert und dann bin ich nach wien gegangen zum studieren. und dann bin ich in wien geblieben. und ich könnte es zusammenfassen, weil ich festgestellt habe, dass es doch erheblich leichter ist, in wien kärntner slowenin zu sein als in kärnten.

DUN: und abgesehen davon, dass ich inskribieren war, war dann so einer der ersten wege in wien in den slowenischen klub. und ich glaub, das ist recht vielen von uns ähnlich gegangen. weil wir doch irgendwie so ein bisschen uns als landkinder empfunden haben plötzlich in der großstadt, auch wenn wir das nie im leben so gesehen hätten, weder als land noch als kinder, sondern wir waren so erwachsen und großstädtisch wie nie später im leben, gleich nach der matura. aber wir sind trotzdem in den klub gegangen ((lacht)) und haben dort zum teil mit leuten slowenisch gesprochen, mit denen wir ein halbes jahr vorher in <ortsname> in <name einer schule> in der freizeit deutsch gesprochen haben. also das war schon ein lustiger effekt. so, 'jetzt sind wir in wien, jetzt ist alles ganz anders'.

EVA: ja.

DUN: mit fokus auf sprachen? es ist in meinem erleben in wien etwas weggefallen, was ich in kärnten schon noch kennen gelernt habe, so dieses 'redets deutsch, wir sind in kärnten'. also das war in wien dann nicht mehr.

EVA: hm=hm.

DUN: und das war schon, stadtluft macht frei, auch sprachlich. plötzlich war es nichts besonderes mehr und nichts, wofür man scheel angeschaut wird, wenn man nicht deutsch gesprochen hat.

EVA: hm=hm.

DUN: und das war dadurch sicher leichter, und andererseits sind einem die eltern und lehrer nicht im nacken gesessen, mit 'mein gott, ihr könnt doch nicht deutsch sprechen miteinander'. und außerdem war es in irgendeiner art und weise cool und ein verbindungsmerkmal, so 'wir gehören zusammen, weil wir sprechen eine ähnliche sprache'.

DUN: das ist jetzt, ja, entweder es wird was oder es wird das auch nicht, dann hat sie halt was gelernt, was sie zuhause gelernt hat, und das ist auch gut. ich finds großartig, dass sies spricht, das macht ihr doch eine tür auf in die slawischen sprachen, falls sies jemals lernen will. und, also ich hab das meinige dazu getan, es ihr zu ermöglichen, was ich ihr ermöglichen konnte, und alles andere wäre dann auch mit druck gewesen und das wollte ich nicht. das finde ich auch nicht zielführend. so wichtig kanns dann nicht sein, eine sprache als schriftsprache oder hochsprache zu beherrschen. ich habs als meine aufgabe, wenn ich jetzt über die große rede, weil die kleinen sind ja noch kleiner, aber bei der großen betrachte ich das tatsächlich schon so rückblickend, ja. und ich habs als meine aufgabe gesehen, ihr das weiterzugeben, was ich hab und was ich kann, jetzt an sprachkönnen und sprachschatz und sprachkompetenz. und das ist dann ihre aufgabe, was sie daraus macht, auch zu wissen, was sie daraus machen will. ich finds schön, dass sies so gut kann, dass sie wirklich in der familie sprechen kann über alles und jedes und dass sie mit freunden sprechen kann über alles und jedes, was ihr einfällt, und dass sie auch keine

scheu hat zu fragen, wenn sie irgendwie das grad nicht ausdrücken kann, was natürlich schon passieren kann, wenn man eine sprache nur als familiensprache kennt. ja, das ist ok.

#### 4.2.7. Elena

ELE: *ok. meine mutter ist ja aus slowenien und mein vater ist ja kärntner slowene. das heißt, meine mutter ist nach kärnten gezogen, da war sie anfang 20 und es war dann eben so, dass wir zuhause nie deutsch geredet haben. das war immer nur slowenisch und wir haben deutsch eigentlich, wie mans halt lernt, wenn man halt in österreich aufwachst, du lernst es einfach durchs fernsehen, durchs umfeld, wie auch immer. und grad kinder sind ja grad sehr sprachfähig, von dem her ist das überhaupt kein problem. und es war dann halt zum beispiel, es war nie die frage - na, zum beispiel so, wo der <vorname> zum beispiel, mein bruder, in die schule gekommen ist, hats ein großes trara gegeben von wegen, 'ja, na, er kann ja kein deutsch, kann er deutsch'. und meine mutter sagt, 'ehrlich gesagt, ich weiß es jetzt gar nicht', weil wir haben nie deutsch geredet. und er macht den mund auf und redet fließendes deutsch. also man sieht, das ist nie ein problem gewesen. nur leider ist halt in kärnten immer noch die meinung, dass das nicht geht, dass das nicht funktionieren kann. ich hab das selber dann sehr oft von leuten gehört und höre es auch jetzt noch, 'wie kann man denn das machen, dass man seinen kindern in einem deutschsprachigen land das deutsche vorenthält' und 'hä, das geht ja nicht, da wirts ja nicht integriert' und ich sag, 'ok, ja, bestes beispiel, ich spreche akzentfreies deutsch', also von dem her ist das nie ein ding. und slowenisch war, wie gesagt, also immer die sprache von zuhause und von gewissen, wie soll ich sagen, kärntner slowenischen kreisen, ohne das jetzt irgendwie stigmatisierend sagen zu wollen, und deutsch war dann halt immer die sprache der öffentlichkeit fast schon, also sozialisiert ist man definitiv im deutschen gewesen, ich zumindest.*

ELE: *ich hab mir dann irgendwann einmal gedacht, ja, gut ich steh da jetzt drüber, weil das musst irgendwann entwickeln auch diese haltung. wenn du einfach so im bus oder so zum beispiel als kind angebrüllt wirst von wildfremden menschen, 'red deutsch', ja, dann fangst irgendwann einmal zum denken an, ok, 'na'. und irgendwann wirst ein bisschen arrogant und denkst, ok, 'ich bin so viel besser als du'. und, 'nicht, weil ich besser bin, sondern weil du schlechter bist einfach'. und deswegen, na, ich steh einfach drüber und werde mich auch nicht mehr ärgern über das. und das ist dann wirklich so, also ich hab das nie gehabt, dass wenn jemand gesagt hat, ja, 'red deutsch' oder so, dass ich mich auf einen streit einlass, weil ich mir denk, 'ja, ja, red' und ist mir egal, echt. weil ich weiß, ich werd ihn nicht überzeugen, er wird mich nicht überzeugen, und fertig. lassen wirs. hat keinen sinn.*

ELE: *aber(ha) ja. aber als teenager, grad eben während der schulzeit, wars auch, da waren wir dann schon sehr, wie soll ich sagen, man merkt halt dann, man wird politisch einfach auch. und vor allem natürlich durch die sprache. und, und man geht demonstrieren und so weiter und ja, macht aktionen und so, und, einfach weil man merkt, es gibt da einfach ein gewisses umfeld, das dich nicht mag. nur weil du anders redest. und das ist halt dann, gerade so mit 16, 17, 18, bist du halt natürlich auch in diesem, 'ok, ich muss jetzt wirklich was dagegen tun, weil das wühlt mich einfach so sehr auf und ich kann das nicht auf mir sitzen lassen'. was gut ist, was wirklich gut ist. weil würde es das nicht geben, hätten wir vieles nicht erreicht, was wir erreicht haben. weil, ja, ich mein, ich muss halt immer, es geht meistens von der jugend aus einfach, solche sachen. und ja, es war dann wirklich so, daneben, neben*

unserer schule, neben dem <name einer schule>, hats die <name einer schule> gegeben und da waren wirklich teilweise diese, ja, da sind wirklich teilweise schüler gekommen von der <name einer schule> und haben gesagt, ja, 'tschuschen und jugos' und wie auch immer. und du stehst und denkst, 'was ist mit euch los, ja? ihr seids zwölf jahre alt und beschimpfts uns da wegen nichts'. und da merkst du halt einfach, ok, du bist zwar mitten in <ortsname>, mitten in österreich und trotzdem, ja, mögen die dich nicht und du weißt nicht, wieso. du hast nichts getan.

EVA: du kannst deutsch.

ELE: genau.

EVA: und du bist hier geboren.

ELE: genau. und auch wenn du es nicht wärest, nicht geboren, ja, wäre es auch kein ding, aber trotzdem. und einfach, ja, es ist halt klar, natürlich, bei vielen leuten haltet sich noch immer der mythos, die kärntner slowenen sind irgendwann einmal eingewandert.

EVA: ja, vor 100 jahren(ha) ((lacht))

ELE: blabla, genau. also geschichtsfälschung auf oberster stufe. und das aus den köpfen der leute rauszukriegen, ist halt doch irrsinnig schwer. die glauben das einem auch nicht immer, also, 'he, stimmt überhaupt nicht, stimmt überhaupt nicht'. ok, gut. man merkt, wer schon einmal in ein geschichtsbuch hineingeschaut hat und wer nicht, aber ja. und ich kenn auch viele leute, die dann auch wirklich, die dann sich das wirklich sehr zu herzen genommen haben und das dann so gemacht haben, dass, wenn sie in der öffentlichkeit waren, einfach gar nicht mehr slowenisch geredet haben. weil 'na, darf ja keiner hören, ist ja peinlich' und wie auch immer, 'ist ja peinlich und kannst ja nicht' und so. und ich hab mir echt gedacht, 'ich mach das nicht', weil wieso sollte ich? es ist einfach eine sprache und werd so reden können, wie ich will. ich hab das voll oft erlebt, so schulkolleginnen, wenn sie mit ihren eltern irgendwo waren, wo halt nicht slowenisch geredet worden ist, haben die eltern plötzlich deutsch mit den kindern zum reden angefangen einfach, weil 'können wir nicht, wir sind ja jetzt nicht daheim', und ja. da bin ich sehr froh, meine eltern haben das nie gemacht, also ich hab mit meinen eltern, glaube ich, nie wirklich mich deutsch unterhalten. also, außer vielleicht dann, wenn natürlich nur deutschsprachige herum sind und dann redest du halt deutsch, klarerweise, damit die anderen auch etwas verstehen, aber sonst nie. und es ist für mich immer auch sehr komisch, wenn mein vater plötzlich etwas deutsch sagt. das ist mir mich so, 'woah, na, das geht nicht'. das wird einfach nicht.

EVA: das ist nicht richtig.

ELE: na! genau, es ist falsch. es fühlt sich falsch an. und, aber, wie gesagt, viele haben sich einfach dem gebeugt und haben dann einfach mit den kindern in der öffentlichkeit deutsch geredet.

ELE: und wie gesagt, im klub auf einmal haben wir nur noch slowenisch miteinander geredet, weil vielleicht ist es, wie gesagt, auch mit ein grund einfach, dass du sagst, ok, 'wir sind jetzt da. wir sitzen da, das ist jetzt quasi unsere kleine - wir kennen uns, und jetzt sind wir aber außerhalb von zuhause und deswegen reden wir jetzt extra slowenisch, weil, ja, damit wir ein stück von daheim einfach mitnehmen'. das ist vielleicht auch ein grund dafür.

EVA: das ist vielleicht jeweils eine reaktion auf das umfeld, wenn das umfeld slowenischsprachig ist, dann

ELE: glaub ich schon, das hat bestimmt auch etwas damit zu tun. also ich mein, das wird natürlich bei jedem individuell irgendwo begründet sein, aber ich glaub, das spielt auch eine rolle einfach.

ELE: ja, also wie gesagt, also meine brüder sind da und auch sonst, ehemalige schulkollegen sind da, also man hat auch eben auch noch freunde von damals einfach noch. also es, natürlich sprich ich da nicht so viel slowenisch wie jetzt in kärnten, das ist eh klar, aber es, ich tus auf jeden fall noch. und eben auch da bei <name einer institution>, weil da wird auch slowenisch geredet klarerweise, weil meine chefin ist aus slowenien und so weiter.

also das ist da überhaupt kein ding. das ist schon gegeben, gott sei dank. natürlich weniger, aber doch.

EVA: und es ist wahrscheinlich nicht so besetzt wie in kärnten.

ELE: im sinne von, besetzt wie?

EVA: negativ assoziiert.

ELE: nein, gar nicht.

EVA: negativ besetzt.

ELE: nein, gar nicht. gar nicht, gar nicht. also ich hätte es noch nicht gemerkt bis jetzt. *aber du merkst es in wien, also ich merks da zum beispiel, wenn ich da mit jemandem gehe durch die stadt und slowenisch rede, merk ich nicht so eine latente feindseligkeit. weil da einfach so viele sprachen geredet werden, dass sich da keiner mehr umdreht irgendwie. also das, meine güte, ja. und ich wohn ja im <bezirksname> und, ich mein, wenn du da vor die türe gehst, hörst du kaum ein deutsches wort, was ich super finde. ja, weil da gehen die serben vorbei und gehen die türken vorbei, und passt, ja, ich find das ok. ich find das super. und in kärnten ist aber dann teilweise in gewissen gebieten einfach schon so, wirst halt einfach schief angeschaut oder auch einfach angebrüllt, wie es halt gerade kommt.*

EVA: ((lacht))

ELE: das wär mir außerhalb von kärnten, ehrlich gesagt, noch nie passiert. noch nie. also, meistens fragen die leute sogar. wenn, wenn angeredet wirst, dann eher mit, 'tschuldigung, was ist denn das für eine sprache?' aber das mit interesse dann, und 'aha, hm=hm, interessant', aber nicht böse irgendwie, gar nicht. zum glück.

#### **4.2.8. Andrej**

AND: *und keiner weiß, warum. das ist so ein unsichtbares gespenst, sprachenfressendes gespenst, das vielleicht ausdrück findet in, weiß nicht, man sagt ja meistens assimilationspolitik. aber was heißt das eigentlich?*

EVA: hm=hm.

AND: was sind die elemente, aus denen sie besteht? oder was sind die, weiß nicht, sich selbst antreibenden mechanismen, aus denen sie besteht? das weiß ich nicht. also wenn man das im kontext von den siebzigern sieht, die ja grad davor waren sozusagen, vor den achtzigern, wo wir auf die welt gekommen sind, und die natürlich sehr stark im gedächtnis bei den leuten waren, dann ist das eh ein bisschen verständlich, dass - also verständlich. dann wird das verstehbar sozusagen, wie sich das slowenische, wie sich die leute im bett sogar das slowenische nehmen haben lassen. ( )

EVA: hm=hm.

AND: wieso sie diesen vorstellungen, diesen bildern, die da produziert worden sind, und den good life concept, warum sie das so weit in sich eindringen haben lassen, dass sie ihre sprache weggegeben

EVA: hm=hm.

AND: oder besser gesagt, ihre sprache nicht mehr als ihre sprache begreifen. nur dann wirds möglich, sie wegzunehmen, wenn die leute ihre sprache nicht mehr als ihre sprache begreifen. weil sonst würden sie ja darum kämpfen, per definition. wenn es ihre sprache ist.

EVA: so wie eine entfremdung meinst. oder so was.

AND: ja, eh. sicher. entfremdung, ja. aber, ja, der prozess ist sicher auch entfremdung, aber die leute haben das sicher nicht so wahrgenommen. weil sonst hätten sie sich dagegen gewehrt.

EVA: ja.

AND: das ist schon klar. aber warum, wie war es möglich, oder wie ist es heute noch möglich, dass die leute sozusagen sich ihr eigenes grab schaufeln? oder, das ist ja nur meine perspektive, weil ich dafür bin, dass das slowenische bleibt oder sich wieder ausbreitet. denen ist es ja mittlerweile wurscht, also die schaufeln sich ja nicht ihr grab, aber, ja. die generelle gesellschaftliche stimmung war einfach - das weiß ich halt nur aus gelesenem, geschautem, aus

gehörtem, aber nicht aus erlebtem - sehr antislowenisch. jetzt nicht unbedingt gegen die leute. die leute selbst, die slowenisch geredet haben, waren antislowenisch. die waren ja nicht gegen sich, sondern die waren halt vielleicht gegen einen teil von sich.

EVA: ja.

AND: vielleicht führt das zu irgendwelchen kulturellen schizophrenien oder so, weiß nicht, obs da irgendwelche studien über kärnten gibt.

AND: *eben das war dann auch ein problem, dass in <ortsname> die slowenische volksschule ziemlich sich an dem orientiert hat, die, irgendwie, mačka und pes lernen halt oder so. also svinja, mačka und pes.*

EVA: ahso. ja. die hofsprache.

AND: *einfach halt so nur ein paar kleine sachen halt, dass es komplett unsinnig ist und eigentlich eher dazu dient, das slowenische noch weiter degenerieren zu lassen. unter dem anschein, dass es eh unterrichtet wird.*

EVA: das war in der volksschule.

AND: das war im kindergarten und in der volksschule.

EVA: in <ortsname>.

AND: in <ortsname>. die leute, die damals - das war noch, bevor ich auf die welt gekommen bin.

EVA: ah, ok. ich bin ein bisschen

AND: als ich ganz klein war, als ich vielleicht ein, zwei jahre alt war. mein bruder ist 81 geboren, dann 88 ist er in die schule gegangen. das heißt, 88 war sozusagen erstes schuljahr und davor kindergarten. ich bin 86 geboren. genau. auch das waren gründe. aber was jetzt ganz genau dahinter steckt, das werden dir nur meine eltern sagen können, weil ich war halt so klein. aber aus den erzählungen und was ich mir zusammenreime, so.

AND: *ich weiß nicht, ob das wirklich so wäre, aber vielleicht wäre ich auch ein drittelkind geworden, wenn das nicht wäre mit slowenien. ich weiß nicht.*

EVA: genau, ich wollte dich noch fragen wegen dem dialekt, ob du eigentlich auch dialekt sprichst?

AND: also ich bin der meinung, dass nicht. aber zum beispiel, irgendwann, weiß nicht ((räuspert sich)), da war ich mit dem <vorname> unterwegs, da haben wir uns voll angesoffen, also war echt lustig. das war eh in <ortsname>. und da haben wir geredet, bla bla bla, und dann irgendwann hat er behauptet, dass er dialekt kann. dann habe ich gesagt, 'so ein blödsinn, he, du kannst einfach überhaupt keinen dialekt, das kannst vergessen'. dort ein paar versatzstücke und da und dort was. und dann, genau, und dann hab ich einfach auf dialekt geredet. eben um ihn zu zeigen, dass das, was er redet, kein dialekt ist. und dann bin ich draufgekommen, dass ich das eigentlich schon irgendwie kann. aber grundsätzlich bin ich eigentlich der meinung, dass ich das nicht kann, weil bei uns ist das nicht geredet worden. bei uns ist eher dann das hochslowenische, oder, hochslowenisch, das <gebietsname> slowenische in mischung mit kärntner slowenischem versuchen, hochslowenisch zu sprechen. also irgendwie sowas halt. zum beispiel, wenn ich mit der oma rede, also mit der mutter vom vater, dann fall ich da schon ein bisschen hinein, aber es ist eher, weiß nicht, es fühlt sich nicht jetzt so - also es fühlt sich voll an wie meine muttersprache, aber eine, die ich nicht kann. so ist mein mund nicht gewachsen einfach, weißt wie ich mein.

AND: lustigerweise, wenn ich im klub bin, was ich voll selten bin, vielleicht einmal in zwei monaten oder so, dass dort die leute deutsch reden oft. und das habe ich eigentlich so gar nicht mitgekriegt, aber das fällt mir jetzt auf erst. weiß nicht, es ist mir oft nicht so präsent, was jetzt grad für eine sprache geredet wird, aber das fällt mir schon auf. also zum beispiel hinter - wenn

die theke zwischen dir ist, ja, dann redest du oft slowenisch, und wenn du auf der gleichen seite von der theke bist, also hinten oder vorne, je nachdem ((lacht)) das ist schon lustig. oder vor allem hinter der theke wird viel deutsch geredet.

EVA: also die, die gerade arbeiten, meinst du.

AND: hm=hm. vor allem, wenn diskutiert wird. da wird zuerst irgendwie auf slowenisch diskutiert und dann, nach drei minuten, die hälfte vom satz schon deutsch, und nach zehn minuten, oder fünf minuten, der ganze satz deutsch und nur noch slowenische versatzstücke. aber das ist bei mir eher nicht so, glaub ich. also wenn ich diskutiere, und das ist aber schon eine bewusste sache, dass ich da versuche, schon in einer sprache zu bleiben. was natürlich nicht immer so ist. was aber nicht nur beim slowenischen und deutschen so ist, sondern auch beim <bezeichnung einer sprache> und englischen zum beispiel. das möchte ich auch nicht mischen. ich mein, oft ist es natürlich gescheit sich auszuhelfen, damit man eloquenter ist, aber finde ich schon irgendwie cool, wenn man in einer sprache bleiben kann und, weiß nicht, sich nicht jedes mal aufs neue beschneidet, indem man nicht diese zwei sekunden innehält und das wort sucht oder so, oder die wendung oder so.

#### 4.2.9. Martin

MAR: meine mutter ist ja <landesbezeichnung> slowenin, aber sie hat ja mit mir kein <zweitsprache der mutter> gesprochen, einfach weil mein vater eh selten zuhause war, das kindermädchen hat <landes-sprache> mit mir gesprochen und irgendjemand hat ja slowenisch mit mir reden müssen, nicht. das war dann sie, und deswegen ist es mit dem <zweitsprache der mutter> halt nicht so gegangen.

MAR: was mir hin und wieder sorgen, wozu ich mich hätte zwingen müssen, das ist ein langwieriger prozess, der dauert noch ein bisschen, ist, slowenisch zu denken, alter. das ist zach. das hab ich in wien abgestellt, komplett, wahrscheinlich schon in kärnten. das hab ich wahrscheinlich schon in kärnten abgestellt, da bin ich ziemlich sicher. in der volksschule damals. weil slowenisch war quasi mein um und auf, als ich auf die welt gekommen bin, und dann ist es immer mehr auf eine gleiche ebene gekommen mit anderen sprachen. und ich glaube, deutsch hat sich da durchgesetzt als die denksprache, und da hab ich mich, das ist ein prozess, der jetzt noch andauert, da muss ich mich ständig dazu zwin-, ich würde nicht sagen zwingen, aber ich muss mir ständig vor augen führen, dass ich wohl slowenisch denken muss und sowas. es ist so wie mit dem reden. nur bist du jetzt halt allein. das bist du allein. und das geht nicht von einem tag auf den anderen, das ist ein bisschen zach. ich mein, du kannst, gedanken kannst du nicht einfach abstellen und schon gar nicht einfach, und genauso kannst einfach so die sprache wechseln von den gedanken, die du hast, ja. es funktioniert schon ganz gut, ich denke schon hauptsächlich in slowenisch, aber das ist etwas, ich hab so einen deutschdurchtränkten kopf, hey. aber es ist auch interessant, es ist auch interessant. es ist ( ) was interessantes, so lange ich slowenisch red und so weiter, ist es ja kein problem, dass ich deutsch in meinen gedanken habe, aber es ist natürlich idealer, wenn ich slowenisch auch denken täte, oder mehr denken täte, mittlerweile ist es ja ausgeglichen. aber, was natürlich auch der ansporn, ich spreche auf slowenisch zu starten, ja viel normaler, viel stärker ist, weil es auch die sprache ist, in der du denkst.

EVA: hm=hm. es ist normaler, das auch zu sprechen.

MAR: genau, genau, genau. und das ist eben auch etwas wichtiges, eben, dass man halt irgendwo kindern diese sprache, ich will kein schirches wort benutzen, so wie, keine ahnung, einimpfen oder was weiß ich was, eben dass man ihnen die sprache so weit ermöglicht einfach, ja, dass sie selbst im slowenischen denken. weil mit dem

schönen deutsch reden werden sie eh nie ein problem haben. also es muss so weit gehen, obwohl das schon sehr schwer ist, aber wenn du das schaffst, dann hast du es geschafft, ja.

MAR: und auf der schule selbst habe ich ja nicht viel slowenisch gesprochen, also die eine stunde slowenisch in der woche, oder zwei, was es waren, das war ja ein witz, nicht. ich mein, das war gar nichts. *da haben sie mir schon da das slowenische ein bisschen weggenommen, hab ich das gefühl gehabt.* und ich hab auch so nicht viel kontakt zu slowenischsprachigen gehabt, weil einfach, eben, der eine typ mit mir in der klasse, der war ein bisschen, mit dem hab ich eben nicht so viel zu tun gehabt, der war für mich ein bisschen, der war zu ruhig, und sonst war in meinem dorf, war nicht viel los, slowenischmäßig.

MAR: *aber sonst war da gar nichts und es war echt, slowenisch war echt wie ein schleier, den ich hinter mir her gezogen habe und sobald ich draußen war, ist da quasi eine guillotine heruntergeschnellt und das ist im haus geblieben. und sobald ich wieder da war, ist mir das wieder angehangen, ja. also das war, also für mich wars zack, ja. so darf es eigentlich nicht sein.* ich weiß nicht, ich hoff nur, also, es ist bestimmt schwierig. bestimmt voll schwierig. und deswegen sag ich ja, ich würde die erste möglichkeit nutzen, mein kind ins heim schicken. also mit zehn jahren ab nach kärnten, auch wenn es mir das übel nimmt, aber es ist auch nicht das schlimmste. ich mein, es ist überhaupt nicht das schlimmste. ich mein, jetzt diese diskussion wegen ganztagschule und was weiß ich was, und früher in den kindergarten stecken, welche eltern dann so einen wahnsinnigen wind darum machen, dass die kinder ja daheim sein müssen oder was weiß ich was, blablabla, aber vor allem, wenn es zehn ist, dem hast du ja schon viel mitgegeben und du kannst es immer noch beeinflussen, meine güte, und die vergessen alle die soziale komponente, das ist ja auch nichts schlechtes, ich mein, es ist jetzt nicht so, als würde ich mich zu rechtfertigen versuchen für meine rabenelsterlichen

EVA: ideen

MAR: zukunftsvisionen, aber ich sehe da nichts schlechtes darin. vor allem, vor allem ist es ja nicht so, als ob sie in übersee in einer boarding school wären, was weiß ich was, ich glaube, das ist, für mich ist das eine option, die eindeutig, die so auf jeden fall versuche umzusetzen, falls bei mir dieser fall eintreffen wird, dass ich in wien kinder kriege, also ich persönlich ja nicht, aber dass ich in wien vater werden würde und kinder hätte, dass sie spätestens in zehn jahren, ab nach kärnten. und nicht nur wegen der sprache oder so, da könnte ich sie ja gleich nach ljubljana schicken, aber irgendwo, dass sie auch ein bisschen mitkriegen, ich weiß nicht, dass sie ein bisschen den ganzen schmerz und die ganze absurdität mitkriegen. alles, dass sie die facetten des kärntner slowenen seins mitkriegen. ich glaube, im ende, wenn man nicht auszuckt, ist man am schluss reicher, auch wenn es eine börde ist, ja. weil wenn dir das am herzen liegt, wenn du das volle ernst nimmst, so wie ich das tue, dann kanns hin und wieder auch echt eine börde sein. dann denkst du mit 23 dauernd darüber, da denkst du mit 23 darüber nach, was ist in zehn jahren, wenn ich kinder habe, und ich will, dass sie slowenisch können. *ja, und daweil ist das noch überhaupt kein thema und ich hab schon jetzt das gefühl, ich hab eine bringschuld oder was. und was weiß ich was, aber im endeffekt ist es eine volle bereicherung, nicht nur die sprache zu lernen, sondern auch in diesem komischen umfeld aufgewachsen zu sein, glaube ich. ja, wirklich. es ist seltsam, es ist absurd, es ist todtraurig ab und zu, aber ich will, dass das mein kind mitkriegt, diese facetten, und deswegen gehts mir nicht nur um das slowenische.* sondern auch darum, dass es kärnten volle mitkriegt, volle mitkriegt, ja. alles, alles, alles vom kärntner slowenischen. und ja, auch die negativen aspekte, sicher, sicher, sicher. damits dann sagen kann, 'na, leck arsch, ist voll der scheiß', ja. alles davon, von den absurden, weiß nicht, politischen aspekten bis zu

den dorffestln, bis zu den, weiß nicht, gedenkfeiern für gefallene partisanen oder waldkämpfer oder was weiß ich was. alles davon. ein bisschen das indianersein mitkriegen, ja. das muss sein, das muss - es ist da, und ich will das meinem kind nicht vorenthalten. und auch wenn es einmal einen schleim hat, 'alter, wieso hast du mir das beigebracht, das ist alles, das ist eine börde, das ist eine bringschuld', was weiß ich was, du wirst mich, weiß nicht, wie sagt man, enterben, wenn ich das slowenische nicht weitergebe oder sowas. würde ich nicht machen, keine angst. aber das gehört alles dazu, und mir wäre das wichtig, dass es nicht nur die sprache, sondern auch das ganze kulturelle drumherum von a bis ž an meine kinder halt weitergeben werde. und es ist aber schon schwierig. es ist schwierig.

MAR: *also ich hab komplett, ich hab mir wien echt slowenisch einfärben können wie ich wollte, weil ich hab diese leute, ich hab so viel von diesen leute gehabt und ich mein, es ist mühselig, den klub die ganze zeit zu erwähnen. ich mein, du brauchst nicht nur den klub, um ein slowenisches leben unter anführungszeichen zu führen. ich hab, es ist wichtig, mit was für leute man zu tun hat, quasi, ich hab echt, wie früher schon erwähnt, ich hab nur mit kärntner slowenen zu tun gehabt. wenn ich neue leute kennen gelernt hab, warents nur kärntner slowenen oder eben kärntner, die im slowenischen dunstkreis sind. und bis heute ist das so.*

MAR: *wirklich. weil ich bin ja aus dem dorf, und ich steh auf mein dorf, unendlich sogar, und auf unser haus noch mehr, auf diese alte bauernhütte. volle, volle super. und irgendwann sollts auch hinhalten, dass ich dort leb, aber jetzt bin ich so glücklich, der anonyme typ in wien zu sein, wo sich die leute fragen, 'was ist das für eine sprache?' oder wo sie sich gar nicht fragen, weil sie sich einfach denken, 'ok'.*

EVA: *'noch irgendeine sprache'.*

MAR: *'noch irgendeine sprache', genau. und ich denk mir, herrlich, keiner geht mir auf die eier. keiner geht mir auf die eier. verstehst? und ich rede einfach daher und keiner geht mir auf die nerven, und hin und wieder wirst sogar gefragt, 'hey, was ist das für eine sprache? ist das slowenisch? ahso. alles klar, alter' und ich denk mir, ja, kamot. als tschusch beleidigt bin ich noch nie worden, alter. in wien noch nie. noch nie.*

EVA: *in kärnten schon? ahja, beim <name einer institution>.*

MAR: *ah, des öfteren. das ist ja in kärnten, ist es ja, war es damals normal, heute ist es auch nicht mehr normal. normal ist es nicht mehr, es ist cool, aber in wien hast du die absolute anonymität. und wir sind ja noch aus der generation, die ein bisschen daran gewöhnt ist, beschimpft zu werden. und wir sind auch hergekommen, als es noch nicht so entspannt war. weil das war alles, und das ist jetzt schnell gegangen in den letzten paar jahren, und für uns ist das ein ganz ein riesengenuss da in wien. in kärnten hast ja doch auf geballten raum auch viele deutschsprachige kärntner, ja, also wirklich viele. und vielleicht ist es einfach schön, diese kombination, einfach wir kärntner slowenen und ganz andere leute, die darauf scheißen, weißt? das ist einfach komplett eingebettet in etwas, wo, was einfach kamot ist. das ist ganz angenehm, es ist einfach angenehm, es ist einfach angenehm, es ist einfach angenehm, irgendwo nicht diesen indianerstatus zu haben zur abwechslungs einmal.*

MAR: *aber wie bringst du ein kind dazu, wenns da keine lust hast und vielleicht, das ist ja so eine herkulesaufgabe, du musst ja dem kind schon vom jüngsten alter an, weiß nicht, ein können an slowenisch einimpfen, das mit dem deutschen mithalten kann. das sich automatisch entwickelt und wächst, nicht, zeitung da, fernseher da, du gehst in die schule. ich mein, das deutsche wird automatisch besser und wenn das kind kein trottler ist, dann wirds*

auch ziemlich gut werden, auch von alleine, ja. und im slowenischen musst echt daran arbeiten, du musst echt daran arbeiten, ich weiß nicht. du musst, weiß nicht, haufenweise videokassetten mit slowenischen zeichentrickfilmen haben, du musst bücher haben und kassetten, ich hab noch kassetten gehorcht, slowenische. also cds, cds mit slowenischen kindergeschichten, kinderbücher mit slowenischen geschichteln, was weiß ich was. und dann, gut, das ist das eine. aber dann kommt die außenwelt, dann musst auch familien finden mit slowenischen kindern, ja. und dann müssen sie so früh wie nur möglich, damit sie, damit slowenisch noch besser gesprochen wird, ja. das ist ja alles so zach, ich mein. ich mein, und da hängt's auch ein bisschen vom glück ab. ich mein, wer sagt denn, dass du ein anderes kind findest oder eine andere familie findest, mit der du halbwegs zurecht kommst, ich mein, die slowenen sind ja doch auch pluralistische menschen, nicht. obwohl ich glaube, da in wien gibts schon einen gewissen grundkonsens, in welche richtung man sich bewegt. ich glaube, es gibt einen politischen grundkonsens ein bisschen unter den familien, die in wien sind. glaub ich, glaub ich. also zumindest einen kärntner slowenischen. aber jedenfalls muss man da auch schon einmal glück haben, dass es da andere familien gibt mit kindern in ähnlichem alter. ich mein, da ist man schon glücklich, wenns zwei jahre unterschied sind, nicht. und wenn das so ist, muss man sich dann auch überwinden und auch mit den eltern, auch wenn man nicht gut mit denen ist, also ich rede jetzt nicht von streit oder so, aber dass man nicht viel miteinander zu tun gehabt hat, muss man auch darauf schauen, dass man sich irgendwie, ja, gegenseitig kontaktiert und sagt, 'he, die können ja nicht nur daheim, weißt eh, ich mein'. aber es ist, ich mein, aber es muss, glaube ich, so zach sein.

## VIII. Abstract

Zentrales Anliegen vorliegender Arbeit ist es, die Dynamik der als überwiegend statisch wahrgenommenen Gruppe der Kärntner SlowenInnen anhand sprachwissenschaftlicher Fragestellungen aufzuzeigen. Dafür werden neun sprachbiographische Gespräche mit Kärntner SlowenInnen aus drei Generationen, die seit einigen Jahren oder schon seit Jahrzehnten in Wien leben, analysiert. Mit ausgewählten Methoden der Kritischen Diskursanalyse wird untersucht, welchen Stellenwert die GesprächspartnerInnen rückblickend der slowenischen Sprache in Kärnten zuschreiben und wie sie sich im Kärntner Sprachenkonflikt verorten. Im zweiten Teil der empirischen Untersuchung wird der Fokus auf das Leben in Wien gelegt: Anhand der Narrative werden der Wechsel vom überwiegend rural geprägten Umfeld in Kärnten in das großstädtische Milieu Wiens und die damit verbundenen Veränderungen im Spracherleben nachgezeichnet. Ideologische Vorstellungen von und über Sprache und Positionierungen innerhalb dominanter Diskurse über Sprache und Zweisprachigkeit bilden dabei einen Schwerpunkt der Analyse.

Im theoretischen Teil der Arbeit werden soziologische und linguistische Zugänge zur Biographieforschung erörtert und Verbindungen zwischen biographischen und diskursanalytischen Herangehensweisen ausgelotet. Verschiedene Konzepte von Sprachideologien stellen einen weiteren theoretischen Schwerpunkt dar. Zudem wird die Gruppe der Kärntner SlowenInnen in Wien näher charakterisiert: Neben der Beschreibung spezifisch kärntner-slowenischer Räume, insbesondere des Klubs slowenischer StudentInnen in Wien (KSŠŠD) und des Slowenischen Wissenschaftsinstituts (SZI), werden zwei ExpertInneninterviews mit langjährigen BeobachterInnen der österreichischen Minderheitenszene, Dr.<sup>in</sup> Cornelia Kogoj und ao. Univ.-Prof. i. R. Dr. Gero Fischer, analysiert.

## IX. Lebenslauf

### Zur Person

---

Eva Wohlfarter

E-Mail: [eva.wohlfarter@gmx.at](mailto:eva.wohlfarter@gmx.at)

### Schulbildung

---

1998 – 2006                      Gymnasium der Dominikanerinnen (neusprachlicher  
Zweig), 1130 Wien  
06/2006                          Matura mit ausgezeichnetem Erfolg bestanden

### Akademischer Werdegang

---

10/2006 – 11/2010              Studium der Angewandten Kulturwissenschaft  
(Bakkalaureat) an der Universität Klagenfurt  
02/2008 – 06/2008              Erasmus-Auslandssemester an der Filozofska  
Fakulteta in Ljubljana, Slowenien  
03/2010 – 07/2010              Tutorin der Lehrveranstaltung „Einführung in die  
Methoden der empirischen Sozialforschung“ bei  
VAss. Dr. Helmut Guggenberger, Universität  
Klagenfurt  
11/2010                              Studium der Angewandten Kulturwissenschaft mit  
ausgezeichnetem Erfolg abgeschlossen  
seit 03/2011                        Studium der Angewandten Linguistik (Master) in Wien  
03/2012 – 12/2013              Studentische Mitarbeiterin am Institut für  
Corpuslinguistik und Texttechnologie (ICLTT) der  
Österreichischen Akademie der Wissenschaften;  
Projekt „Texttechnologische Methoden zur Analyse  
österreichischer Barockliteratur“, gefördert vom  
Jubiläumsfonds der Österreichischen Nationalbank;  
Leitung: Dr.<sup>in</sup> Claudia Resch  
11/2012 – 03/2013              Erstellung eines Projektberichts im Rahmen des  
Projekts „Erst- und Zweitspracherwerb in Kärntner  
und Wiener Volksschulen“ der Initiative Minderheiten;  
Leitung: Dr.<sup>in</sup> Cornelia Kogoj  
11/2012 – 05/2013              Freie Mitarbeiterin der Comparative Psycholinguistic  
Research Group des Instituts für Sprachwissenschaft  
der Universität Wien; Projekt „Investigating Parental  
and Other Caretakers’ Utterances to Kindergarten

Children - INPUT“; Leitung: Univ.-Prof. Dr. Wolfgang Dressler

seit 10/2013 Freie Mitarbeiterin bei der Feldforschung zum slowenischen Dialekt von Zell/Sele in Kärnten; Leitung: emer. Univ.-Prof. Dr. Tom Priestly (University of Alberta, Kanada)

01/2014 Erhalt eines einmaligen Stipendiums der Kulturabteilung der Stadt Wien (MA 7, Leitung: Univ.-Prof. Dr. Hubert Ehalt) zur Unterstützung der Fertigstellung vorliegender Masterarbeit

### **Mitgliedschaften in wissenschaftlichen Organisationen \_\_\_\_\_**

seit 05/2013 Wiener Sprachgesellschaft